DIE 73 TAGE DER COMMUNE: VOM 18. MÄRZ BIS 29. MAI 1871. VON CATULLE MENDÈS

Catulle Mendès





Die dreiundsiebzig Tage

der

Commune.

1

Die 73 Tage der Commune.

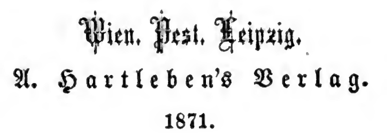
(Vom 18. März bis 29. Mai 1871.)

Von

Catulle Mendès.

Autorisirte deutsche Ausgabe.





Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1871.



Vorwort.

Ein Pariser, der trotz der Herrschaft der Commune in Paris blieb, unausgesetzt nach den Ereignissen forschte, die öffentliche Meinung belauschte und das äußerliche Leben der Stadt beobachtete, machte täglich genaue Aufzeichnungen Dessen, was er gesehen und gehört hatte. So entstanden diese hier zum Buche vereinigten Blätter aus der Erzählung der Ereignisse des Tages und deren Beleuchtung, sowie aus der Schilderung der im Momente empfangenen Eindrücke. Obgleich es nicht schwer gewesen wäre, aus dem so gesammelten Materiale eine Geschichte jener Tage zu schreiben, hat es der Schriftsteller dennoch vorgezogen, sich Angesichts der noch leidenschaftlich erregten Gemüther auf die tagebuchähnliche Form zu beschränken.

Bis die Zeit gekommen sein wird, um in der Beschreibung der Ereignisse den höheren historischen Stand-

punkt mit Zuversicht einnehmen zu können, bietet er hier nur eine Tagesgeschichte aller Leiden der Bevölkerung, ein von Stunde zu Stunde durch einige Pinselstriche vervollständigtes Bild der Stadt Paris während der Herrschaft der Commune und hie und da die Reflexionen eines ehrlichen, unbefangenen Beobachters.

Die 73 Tage der Commune.

I.

Was soll dies Alles bedeuten? Wo gerathen wir hin? Wer leitet uns? Woher weht der Wind? Ist es überhaupt ein mächtiger Sturm, der einen allgemeinen Umsturz droht, oder blos ein plötzlicher vorübergehender Windstoß? Mit einem Worte, haben wir es mit einer wirklichen Revolution oder blos mit einer Emeute zu thun?

Heute, den 18. März, Morgens gegen 4 Uhr, wurde ich durch das Geräusch einer marschirenden Truppe aus dem Schlafe geweckt. Von meinem Fenster aus sah ich in dem dichten Morgennebel einen Zug Soldaten in ihre grauen Mäntel gehüllt langsam zwischen den Reihen der noch geschlossenen Häuser marschiren. Trotz des feinen Staubregens eilte ich auf die Straße und befragte zwei Nachzügler der Truppe.

„Wohin marschirt Ihr?“ fragte ich.

„Wir wissen es nicht!“ antwortete der Eine.

„Wie es scheint, nach dem Montmartre,“ sagte der Andere.

Sie marschirten auch wirklich dahin. Schon um 5 Uhr Morgens besetzte das 88. Linienregiment das Plateau des Montmartre und die kleinen von da ausgehenden Gäßchen. Viele dieser armen Infanteristen kannten diese engen Gäßchen wohl, da sie sie manchen Sonntag in Gesellschaft einer rothwangigen, bei einer Bürgersfamilie des Viertels bediensteten Landsmännin erklommen hatten. Da war man auf dem Petersplatze herumgezogen, vor der Schießbude stehen geblieben, hatte die Geschicklichkeit des Einen bewundert und sich spottend an der Ungeschicklichkeit eines Anderen belustigt. Hatte man zwei Sous in der Tasche, so wagte man selbst einen Schuß mit einer Kugel in den Rachen eines fabelhaften, auf einem Brette bildlich dargestellten Ungeheuers, und die gute Landsmännin ließ sich sodann die gewonnenen Macronen sehr gut schmecken. Diesen Morgen war weder die Landsmännin noch das aufregende Macronenschießen auf dem Petersplatze zu sehen.

Heute galt's, unbeweglich, Gewehr beim Fuß in Ruhe zu stehen.

Die armen Teufel, die Infanteristen, konnten sich so keines sehr zufriedenen Gemüthes rühmen.

Ach! Alles wegen der Kanonen der Nationalgarde, diese verwünschten Kanonen! Daß sie etwa bedeutende Dienste gegen die Preußen geleistet hätten, könnte freilich Niemand behaupten. Während der Belagerung hatten sie sich vollkommen ruhig verhalten, man hatte von ihnen nur an dem Tage, als sie bezahlt wurden, und an dem ihrer Taufe reden hören. Sie sahen nagel-

neu, elegant und recht nett aus und schienen selbst nicht die mindeste Lust zu verspüren, sich von dem Pulverdampf schwärzen zu lassen. So durfte man wenigstens hoffen, daß sie ihre friedliche Haltung stets behaupten würden, und daß sie, da sie einmal nicht hatten nützlich sein können, auch niemals gefährlich werden würden.

Leider sollte es ganz anders kommen. Den Schaden, welchen sie den Preußen nicht hatten zufügen können, bereiten sie jetzt Frankreich selbst. Grausame Ironie! Hatte doch ganz Paris gerade für die Anschaffung dieser Kanonen zu seiner Vertheidigung alle Kräfte aufgeboten. Diese Sieben-, Acht- und Vierundzwanzigpfünder, diese amerikanischen Mitrailleusen wurden aus den Ersparnissen der reichen und der armen Sousfrauen, für die Louisd'ors der Wohlhabenden wie für die Pfennige der Darbenden angeschafft.

Die Künstler hatten ihre Kunst, die Dichter ihre Poesien, die Kaufleute ihre Geschäftseinnahmen hingegeben, damit man nur Kanonen, noch mehr Kanonen herbeischaffe. Und nun sind es gerade diese in dem nationalen Kampfe nutzlos gebliebenen Kriegsmaschinen, die jetzt den Bürgerzwist verursachen und, anstatt Paris zu retten, Paris zu Grunde richten sollten.

Und dies sind die Kanonen, welche zu holen das 88. Linien-Infanterie-Regiment nach dem Montmartre gezogen war. Sie hatten dieselben auch bereits genommen, sie wurden ihnen jedoch wieder abgenommen, oder richtiger gesagt, sie gaben sie wieder heraus. Und wem? Einem Volkshaufen, meist aus Weibern und

Kindern bestehend. Was die Commandanten anlangt, so weiß man nicht, was aus ihnen geworden ist. Freilich erzählt man sich, daß der General Lecomte gefangen genommen und nach Château-Rouge geführt worden sei. Auf der Place Pegale machten um 4 Uhr die Chasseurs d'Afrique einen ziemlich kräftigen Angriff, die Nationalgarden antworteten mit einem Pelotonfeuer.

Ein vordringender Officier der Chasseurs fällt, von einer Kugel tödtlich getroffen, worauf seine Mannschaft die Flucht ergreift, und zwar meist in die Weinhandlungen, wo sie mit den Patrioten, welche ihnen fleißig einschänken lassen, fraternisiren. Es wird mir soeben versichert, daß der General Vinoi sich vor wenigen Minuten zu Pferde in der unmittelbaren Nähe der Place Pigalle befunden habe. Er wurde von Frauen umringt und verhöhnt, ein Bursche hat einen Stein nach ihm geworfen und ein anderer ihm die Mütze an den Kopf geschleudert, worauf der General, seinem Pferde die Sporen gebend, davongesprengt war. Auf dem Montmartre und den äußeren Boulevards promeniren Nationalgarden und Soldaten Arm in Arm miteinander. Sie beginnen auch, sich über das eigentliche Paris zu verbreiten. Soeben begegnete mir ein solcher Zug, der dem Weine im Uebermaße zugesprochen hatte. Das Ganze hat eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen Duellen, die in einem Dejeuner ihr Ende nehmen.

Was soll hieraus werden? Das kann wohl Niemand bestimmen. Und wer ist Schuld daran? Die tölpelhafte Unklugheit.

Gewiß, die Nationalgarden des Montmartre hatten kein Recht, die Kanonen zurückzubehalten, welche der gesammten Nationalgarde gehörten, sie hatten kein Recht, die wiedererwachende Ruhe, den von Neuem aufblühenden Handel, die herbeiströmenden Fremden zu stören und endlich ganz Paris durch die gegen unsere Häuser gerichteten Kanonenmündungen zu schrecken, und die Regierung durfte nicht nur, sondern sie mußte dieser Lage der Dinge ein Ende machen. Aber war die Anwendung der Gewalt auch nothwendig, um zu diesem Ziele zu gelangen?

Hatte man früher alle Mittel der Versöhnung erschöpft? Durfte man nicht noch hoffen, daß die Bewohner des Montmartre, ihres eigenen Spieles müde, endlich die ohnedies kaum mehr bewachten Kanonen im Stiche lassen würden und daß sie, durch ihre Barricaden selbst behindert, das Pflaster ihrer Plätze und Straßen wieder herstellen würden?

Thiers und seine Minister waren nicht dieser Ansicht, sie haben es vorgezogen, mit Entschiedenheit und Strenge vorzugehen. Sehr wohl. Aber wenn man einen derartigen Entschluß faßt, sollte man auch sicher sein, ihn durchführen zu können. Unter so ernsten und gefahrdrohenden Verhältnissen muß ein mißlungenes Wagniß auch als ein unberechtigtes verurtheilt werden.

Und will man etwa einwenden, die Regierung habe nicht vermuthen können, daß die Linientruppen zu den Insurgenten übergehen würden, daß die Chasseurs, nachdem sie einen einzigen Officier verloren hatten, sich beeilen würden, Reißaus zu nehmen, und daß sich überhaupt

die Leistungen der regulären Truppe auf deren Saufgelage in Gesellschaft der Insurgenten beschränken würden?

Ich behaupte nicht nur, daß die Regierung Alles dies hätte vermuthen können, sondern es ist mir völlig unbegreiflich, daß sie auch nur einen Augenblick lang sich schmeicheln konnte, ein anderes Resultat als das vorliegende zu erzielen. Wie hätte es auch anders kommen sollen! Seit mehreren Tagen schon durchzogen die müßigen Soldaten in Gesellschaft von Nationalgardisten die Stadt, sie wohnten bei den Bürgern von Paris, theilten deren Mahlzeiten und hatten zärtliche Verhältnisse mit deren Frauen, Töchtern und Dienstboten angeknüpft. Sie waren in Folge der durch die Niederlagen herbeigeführten Lockerung der militärischen Organisation der Disciplin entwöhnt, ihre Führer hatten den Nimbus verloren, den sie im Unglücke der Mannschaft gegenüber niemals zu bewahren vermögen, ja die Uniform selbst, auf die sie nicht mehr mit Stolz blicken konnten, war den Soldaten lästig geworden, und so mußten sie sich versucht fühlen, sich unter die Bevölkerung zu mischen, sich mit Jenen zu identificiren, die von der Schmach der Niederlagen minder direct betroffen worden waren. Der besiegte Soldat wollte im Bürger verschwinden. Und überdies, sollten die Generale, die Obersten, die Hauptleute den Geist ihrer Truppen nicht gekannt haben? Sollte man annehmen müssen, daß sie entweder sich selbst oder die Regierung über diesen Punkt gröblich getäuscht haben? Und diese Voraussetzungen verwerfend, konnte, ja mußte die

Regierung in der Lage sein, das Resultat ihres Versuches mit der Gewalt vorherzusehen. Sie mochte vielleicht das Recht zur Anwendung der Gewalt haben, sie hatte aber nicht das Recht, sich über ihre eigene Ohnmacht zu täuschen. Im jetzigen Augenblicke geben sich die Träger von hunderttausend verschiedenen Schießwaffen dem Trunke in Schänken hin, wo ihnen gefälschte Weine und andere Spirituosen geboten werden. Wird es der Regierung gelingen, einen Ausweg aus der Sackgasse zu finden, in die sie blindlings gerannt ist?

II.

Um drei Uhr war ein ziemlich großer Volkshaufen, bestehend aus Soldaten, Garden, Frauen und Kindern, in einer der an das Elysée Montmartre stoßenden Straßen versammelt. Die Person, welche mir dies berichtete, konnte sich des Namens der Straße nicht erinnern. In dem Volkshaufen wurde sehr lebhaft debattirt. Es wurde hauptsächlich über den General Lecomte verhandelt, gegen den die Anklage gerichtet wurde, daß er seinen Truppen dreimal Feuer gegen die Bürgerwehr commandirt habe.

„Er hat recht gethan,“ sagte ein der Debatte beiwohnender Greis.

Bei diesen Worten brach unter der Menge ein förmlicher Sturm von Verwünschungen und Flüchen los

„Er hatte von seinen Vorgesetzten den Befehl erhalten, sich der Kanonen zu bemächtigen und die Zusammenrottungen zu zerstreuen“, fuhr der Greis mit Ruhe fort, „und er mußte den Befehl ausführen.“

Hierauf nahm das wilde Heulen in der Menge noch mehr zu. Ein Weib, eine Marketenderin, trat auf den Mann zu, der sich in solcher Weise der Wuth der Menge aussetzte, sah ihn an und rief:

„Das ist Clément Thomas!"

Wirklich war es der General Clément Thomas, aber nicht in Uniform; die gemeinsten Schimpfworte wurden nun von Hunderten zugleich über ihn gehäuft und wahrscheinlich hätte sich die Wuth der Menge nicht auf Worte beschränkt, wenn nicht ein Mann hervorgetreten wäre und ihm zugedonnert hätte:

„Ah! Du vertheidigst den Mörder Lecomte? Wohlan, so wollen wir Dich ihm beigesellen. Das giebt ein hübsches Paar . . . ."

Dieser Anschlag fand allgemeine Zustimmung und Clément Thomas wurde unter allerlei Beschimpfungen nach dem Chateau-Rouge abgeführt, wo sich der General Lecomte schon seit dem Morgen in Gefangenschaft befand.

Von hier an differiren die von mir gesammelten Berichte nur sehr unbedeutend von den verschiedenen in der Stadt verbreiteten Gerüchten.

Gegen vier Uhr wurden die beiden Generale von ungefähr hundert Mann Nationalgarden aus dem Gefängnisse geholt. Die Hände des Generals Lecomte waren gebunden, die von Clément Thomas dagegen frei. Man führte sie auf den Gipfel des Montmartre und machte vor dem Hause Nr. 6 der Rue Rosiers Halt. Dieses kleine, seitdem von mir besichtigte Haus hat

einen Garten an der Vorderseite und besitzt überhaupt ein bürgerliches, friedliches Aussehen.

Was sich in diesem Hause eigentlich zutrug, wird vielleicht niemals bekannt werden. Hielt etwa das Centralcomité der Nationalgarde seine Sitzungen daselbst? War das Comité daselbst vollständig versammelt, oder blos durch einige seiner Mitglieder vertreten? Viele vermuthen, daß das Haus unbewohnt gewesen sei, und daß die Nationalgarden die Gefangenen nur darum in dasselbe führten, um der Menge glauben zu machen, es werde daselbst eine Art Gericht über dieselben gehalten, um so der vorherbeschlossenen Hinrichtung einen Anstrich von Gesetzlichkeit zu geben.

Erwähnt muß noch werden, daß nach der Aussage Einiger unter den Garden, welche die Generale umdrängten, auch einige Liniensoldaten sich befanden.

Der Proceß, wenn wirklich ein solcher stattfand, dauerte nicht lange.

An einem Ende der Straße befindet sich eine Klostermauer, dahin wurden die Verurtheilten geführt.

Sobald man dort Halt gemacht hatte, packte ein Officier der Nationalgarde Herrn Clément Thomas heftig beim Rockkragen, schüttelte ihn wiederholt und setzte ihm endlich einen Revolver an die Kehle.

„Gestehe," schrie er, „daß Du die Republik verrathen hast!"

Herr Clément Thomas antwortete nur durch ein Achselzucken, worauf der Officier zurücktrat.

Der General blieb allein vor der Gartenmauer stehen.

Wer gab das Zeichen? man weiß es nicht. Wohl zwanzig Schüsse knallten mit einem Male. Herr Clément Thomas schwankte und stürzte dann mit dem Gesicht nach vorn zu Boden.

„Jetzt kommst Du an die Reihe," sprach einer der Anwesenden zu General Lecomte.

Dieser trat nun selbst aus den Reihen, stieg über den Leichnam des Herrn Clément Thomas hinweg, lehnte sich gegen die Mauer und erwartete sein Geschick.

„Feuer!" rief ein Officier, und wieder knallten Chassepots.

Vor einer Stunde begegnete mir in der Rue des Acacias eine alte Frau, die um drei Francs eine Kugel feilbot, welche sie aus der am Ende der Rue des Rosiers befindlichen Mauer gegraben hatte.

III.

Es ist jetzt 10 Uhr Abends; wenn ich nicht so ermüdet wäre, würde ich nach dem Hôtel de Ville gehen. Man sagt, die Nationalgarde habe sich desselben bemächtigt. Der 18. März scheint also die Fortsetzung des 31. October zu sein; aber der heutige Tag hat mich so sehr ermüdet, daß ich kaum mehr die Kraft habe, Dasjenige niederzuschreiben, was ich hier und dort gesehen und gehört.

Auf den äußeren Boulevards wimmelte es in und vor den Liqueurladen von Trunkenen, und diese sind umringt von Gaffern, welche ein Vergnügen darin suchen, diesen Menschen, die sich rühmen, eine Revolution

gemacht zu haben, beim Saufen zuzusehen. Wenn ein Lumpenstreich gelungen ist, finden sich immer eine Masse Lumpe, welche sagen: „Den Streich habe ich ausgeführt." Man plaudert, man lacht, man singt, überall sieht man in Pyramiden zusammengestellte Gewehre. An der Ecke der Passage de l'Elysée des Beaux-Arts lagen, als ich vorüberkam, eine Menge Männer auf der Straße beisammen, welche eine murmelnde Unterhaltung führten. Weiterhin sah ich ein ganzes Bataillon, welches Gewehr beim Fuß auf die Ordre zum Abmarsche zu warten schien. Am Eingange der Rue Blanche und der Rue Fontaine waren Pflastersteine über einander gehäuft, welche jedenfalls eine Barricade abgeben sollen. In der Rue des Abbesses habe ich drei Kanonen gezählt; eine Mitrailleuse bedroht die Rue des Martyrs. In der Rue des Acacias ist ein Mann verhaftet und von einer Nationalgarden-Patrouille auf die Wache geführt worden. Man sagt, er habe gestohlen. Die Arretirung von einem oder mehreren Spitzbuben gehört nun einmal zu den traditionellen Ereignissen einer Pariser Emeute. Sonst ist die Unordnung nicht sehr groß. Trügen nicht alle Männer Uniform, so könnte man glauben, es sei der Abend eines Volksfestes. Die Sieger amusiren sich.

Viel Soldaten sah ich heute Abend nicht unter den Föderirten. Vermuthlich sind sie gewohnheitsgemäß in die Kasernen zurückgekehrt, um ihre Suppe zu essen.

Auf den großen Boulevards stehen lärmende Gruppen beisammen, welche die Ereignisse des Tages

besprechen. An der Ecke der Rue Drouot liest ein Officier vom 17. Bataillon mit lauter Stimme die Proclamation des Herrn Picard, welche am Nachmittag angeschlagen worden ist.

Mir schien sogar, er declamirte sie förmlich, als hätte er sie auswendig gelernt.

Die Regierung ruft Euch zu den Waffen, um Eure Stadt, Euern Herd, Eure Familie, Euer Eigenthum zu vertheidigen.

Einige verirrte Männer, welche, dem Befehle geheimer Führer folgend, die Gesetze mit Füßen treten, richten die gegen die Preußen gegossenen Kanonen gegen Paris.

Sie widersetzen sich mit Macht der Nationalgarde und der Armee.

Wollt Ihr das dulden?

Wollt Ihr unter den Augen des Fremden, der nur zu bereit sein würde, die unter Euch ausbrechende Uneinigkeit für seinen Nutzen auszubeuten, Paris der Zerrüttung anheimgeben.

Erstickt Ihr den Aufstand nicht im Keime, so ist es um die Republik, ist es vielleicht um Frankreich geschehen.

Beider Schicksal liegt in Euren Händen.

Die Regierung hat gewollt, daß Ihr Eure Waffen behaltet.

Ergreift sie jetzt mit Entschlossenheit, um die Kraft der Gesetze wieder herzustellen. Rettet die Republik vor der Anarchie, welche ihr Untergang sein würde. Schaaret Euch um Eure Führer. Das ist das einzige Mittel, dem Untergange und der Fremdherrschaft zu entrinnen.

Der Minister des Innern:

Ernest Picard.

Die nächststehende Gruppe hörte mit Aufmerksamkeit zu, schrie mehrmals: „Zu den Waffen!“ und zer-

streute sich. Einen Augenblick glaubte ich, die Leute gedächten wirklich ihre Waffen zu holen, aber sie liefen nur auf das andere Trottoir, um dort von Neuem eine Gruppe zu bilden.

Diese Unthätigkeit der Ordnungsfreunde, das erkannte man allerwegen nur zu gut, war am heutigen Tage eine allgemeine. Paris ist seit dem Morgen in zwei Parteien getheilt: die eine handelt und die andere läßt diese gewähren.

Aufrichtig gesagt, wüßte ich auch wirklich nicht, wie der friedliche Theil der Bevölkerung, selbst wenn er den Willen dazu hätte, es anfangen sollte, den Aufstand zu unterdrücken. „Schaaret Euch um Eure Führer!" So lautet der Rath der Proclamation. Sehr wohl; das ist zwar leicht gesagt, doch weniger leicht gethan. Wer sich um Führer schaaren soll, muß erst wissen, wo er diese zu finden hat, und wo waren diese heute? Die durch den Staatsstreich des Centralcomité's herbeigeführte Spaltung in der Nationalgarde hat in erster Reihe eine vollständige Desorganisation der betreffenden Commando's zur Folge gehabt.

Wo soll man nun die Hauptleute, die Commandanten, die Obersten finden, welche der Sache der Ordnung treu geblieben sind?

Wie sie unterscheiden? an was sie erkennen?

Allerdings hört man in allen Theilen von Paris Appell blasen und den Generalmarsch schlagen, aber wer läßt den Generalmarsch schlagen? wer läßt den Appell blasen? Die rechtmäßige Regierung, oder das revolutionäre Comité? Mehr als ein guter Bürger,

willig und bereit, seine Pflicht zu thun (denn in Paris ist Keiner feig), hatte schon das Gewehr aufgeladen und sein Wehrgehäng umgeschnallt, konnte sich dann aber noch nicht entschließen, dem Rufe der Trompete oder der Trommel zu folgen, weil er fürchten mußte, infolge einer sehr möglichen Verwechslung die Streitkräfte der Aufständischen zu verstärken, anstatt den Vertheidigern des Gesetzes seine Hilfe zu leihen. Wenn man draußen nicht recht weiß, wohin, ist es ganz natürlich, daß man zu Hause bleibt. Ueberdies hat die Armee sich als feig bewiesen, und böse Beispiele stecken an. Kann man mit Recht und Billigkeit von Familienvätern, von Kaufleuten, kurz von Bürgern, die doch nur gelegentlich Soldaten sind, verlangen, daß sie etwas unternehmen, wovor die wirklichen Soldaten zurückgebebt sind? Zu dem Allem kommt nun, daß die Regierung entflohen ist. Einige Minister befinden sich wohl noch in Paris, aber schon seit mehreren Stunden hat sich das Gerücht verbreitet, der größte Theil unserer Regierungsleiter habe sich zu der Nationalversammlung nach Versailles begeben. Ich tadle diese ein wenig überstürzte Abreise nicht, möglicherweise war sie nothwendig, aber wie kann man sich dann über das Verhalten der Bürger wundern? Leute, deren Sache man vertheidigen soll, hat man gern um sich. Für Abwesende das Leben in die Schanze zu schlagen, ist keine leichte Sache.

Inzwischen wimmelte es von der Madelaine bis zum Gymnase in allen Café's von Frauenzimmern und Stutzern; während man sich auf den äußern Bou-

levards besäuft, trinkt man sich auf den sogenannten großen Boulevards Rausch auf Rausch an. Der ganze Unterschied besteht in der verschiedenen Qualität der dazu verwendeten Getränke. Großer Gott, was sind wir für ein Volk!

IV.

Heute ist nun der zweite Tag; ich hatte mich mit dem frühesten Morgen aufgemacht, um zu erfahren, was in der Nacht vorgegangen war und welche Haltung Paris, nachdem es sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, angenommen haben dürfte. Konnte nicht über Nacht guter Rath gekommen sein? konnte nicht die Regierung sich mit dem Centralcomité ausgeglichen haben?

Dann wäre ja Alles vorüber gewesen. In der morgendämmerigen Straße sah es sehr friedlich aus; die Laden waren geöffnet wie gewöhnlich, Köchinnen und Haushälterinnen gingen ab und zu. Ich begegnete einem wackeren Manne, mit welchem ich zu der Zeit, wo wir noch auf den Wällen zu thun hatten, manche Nachtwache verplauderte.

„Nun," fragte ich ihn, „was giebt's Neues?"

„Neues? Daß ich nicht wüßte. Doch ja, es hat wohl gestern etwas auf dem Montmartre gegeben."

Diese Antwort wurde mir mitten in der Stadt in der Rue de la Grange-Batelière. In Paris giebt es solche gleichgiltige Menschen. Ich möchte wetten, daß man nur ein wenig zu suchen brauchte, um in dem oder jenem entlegenen Stadttheile noch Leute zu

finden, welche meinen, sie würden noch immer von Napoleon III. regiert, und welche von dem Kriege mit Preußen nur wie von einer unwahrscheinlichen Möglichkeit haben reden hören.

Auf den Boulevards ist nicht viel Leben; Kinder rufen Zeitungsblätter aus, ich aber liebe es nicht, meine Nachrichten aus öffentlichen Blättern zu schöpfen. So unparteiisch, so aufrichtig ein Berichterstatter auch sein mag, er kann die Thatsachen nur in der Art und Weise darstellen, wie er selbst von denselben berührt worden ist. Mir nun ist es vollends unmöglich, die Wichtigkeit einer Thatsache nach fremden Eindrücken abzuschätzen.

Ich ging also nach der Rue Drouot, wo ich Mauer-anschläge vermuthete, und solche fand ich auch wirklich, und zwar weiße Anschläge; dies besagte deutlich, daß Paris eine Regierung hatte, denn weiß ist nun einmal die officielle Farbe, selbst unter der rothen Republik.

Ich nahm meinen Bleistift heraus und copirte in aller Eile die Proclamationen unserer neuen Herren und Gebieter. Jedenfalls habe ich daran klug gethan. Es wird Alles so schnell vergessen, Proclamationen wie Menschen!

Französische Republik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

An das Volk.

„Bürger!

„Die Bevölkerung von Paris hat das Joch abge-schüttelt, welches man ihr aufzulegen versuchte."

Welches Joch denn, meine Herren vom Comité? entschuldigt diese Frage, Bürger. Ich versichere Ihnen, daß ich, der ich doch jedenfalls zur Bevölkerung gehöre, nicht im Entferntesten etwas davon bemerkt habe, als hätte man den Versuch gemacht, mir ein Joch aufzulegen. Trügt mich mein Gedächtniß nicht, so handelt es sich lediglich um einige Kanonen, und von einem Joche war bei der ganzen Angelegenheit keine Rede. Und dann finde ich auch den Ausdruck „die Bevölkerung von Paris“ ganz eigenthümlich übertrieben. Ganz gewiß bilden die Bewohner des Montmartre sowie deren Brüder in den aufgeregten Stadttheilen einen Theil der Bevölkerung; ja, sie sind, wie ich von Herzen gern zugestehe, der nicht am wenigsten kräftige, gute und würdigste Theil derselben, wie mir denn von jeher ein wackerer Kohlenträger von der Chaussée Clignancourt eine ganz achtungswerthe Persönlichkeit gewesen ist: schließlich aber sind sie doch noch bei weitem nicht die ganze Bevölkerung. Also hat Eure Phrase nicht eben viel zu bedeuten, und außerdem ist das darin gebrauchte, abgenützte Bild einer recht altmodischen Redekunst entnommen. Ich glaube, Ihr hättet viel richtiger ganz einfach gesagt:

„Bürger, die Bewohner des Montmartre haben die Kanonen behalten, welche man ihnen nehmen wollte.“

Freilich hätte das nicht wie eine Proclamation ausgesehen. Wunderliche Welt! Und wenn dadurch im ganzen Lande das Unterste zu oberst gekehrt werden sollte: der officielle Styl bleibt derselbe. Ueber alle

möglichen Regierungen gelangt man zum Siege, über Gemeinplätze nimmer. Aber lesen wir weiter:

„Ruhig, unerschütterlich in ihrem Kraftbewußtsein, hat sie furchtlos, aber mit bewunderungswerther Zurückhaltung den Angriff der herabgewürdigten Thoren erwartet, welche Hand an die Republik legen wollten."

Die Republik? das ist schon wieder eine ungenaue Ausdrucksweise: an die Kanonen wollten sie Hand legen.

„Diesmal haben unsere Brüder von der Armee..."

Ach! Eure Brüder von der Armee! Weil sie Gewehr beim Fuß gemacht haben, sind sie Eure Brüder. In diesen Familien ist man also nur verwandt, wenn die Meinungen die gleichen sind.

„Diesmal haben unsere Brüder von der Armee es mit Entrüstung abgelehnt, die Bundeslade unserer Freiheiten anzutasten."

Warum nicht gar! Jetzt sind die Kanonen die Bundeslade! Ein recht biblisches Bild übrigens für Leute, die doch kaum sehr verliebt in die Pfaffen sein dürften.

„Dank Allen! Möge Paris und Frankreich nun mit vereinten Kräften den festen Grund zu einer rechten, echten Republik legen, zu der Regierungsform, welche einzig und allein im Stande ist, die Aera der Invasionen und der Bürgerkriege auf immerdar abzuschließen.

„Der Belagerungszustand ist aufgehoben.

„Die Bevölkerung von Paris wird in ihren Bezirken zusammenberufen, um ihre Gemeindewahlen

vorzunehmen. Die Sicherheit aller Bürger wird durch den Schutz der Nationalgarden gewährleistet.

„Hôtel de Ville von Paris, am 19. März 1871.

„Das Centralcomité der Nationalgarde:

„Assy, Billioray, Ferrat, Labitte, Ed. Moreau, Ch. Dupont, Varlin, Boursier, Mortier, Gouhier, Lavallette, Fr. Jourde, Rousseau, Ch. Lullier, Blanchet, G. Grillard, Barroud, H. Geresme, Fabre, Pougeret."

Das muß man sagen, einen Vorwurf wird man der neuesten Pariser Emeute nicht machen können: den Vorwurf nämlich, sie habe Leute von erwiesener Unfähigkeit an ihre Spitze gestellt. Es sollte mich außerordentlich wundern, wenn irgend Jemand zu behaupten sich erkühnte, es habe nicht ein Jeder von den obgenannten Persönlichkeiten weit mehr Genie, als nöthig ist, um zwei, allenfalls sogar drei Nationen von Grund aus zu retten. Sagt nicht Hugo in einem seiner Dramen: „Ein Kind ohne nachgewiesene Eltern kann man keck für einen Edelmannssprößling nehmen?" und kann nicht mit demselben Rechte eine völlig unbekannte Größe ein Mann von Genie sein?

Aber an den Mauern der Rue Drouot klebten noch verschiedene andere Proclamationen.

Französische Republik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

An die Nationalgarden von Paris.

„Bürger!

„Ihr hattet uns damit beauftragt, die Vertheidigung von Paris wie die Vertheidigung Eurer Rechte zu organisiren."

Aber das ist doch zu stark! Nein und abermals nein! Ich habe, da Ihnen so viel daran zu liegen schien, Ihnen die Kanonen als Bundeslade passiren lassen; unter keiner Bedingung aber werde ich Ihnen das Zugeständniß machen, daß ich Sie mit der Organisation von irgend etwas beauftragt habe! Ich kenne Sie ja gar nicht! ich habe in meinem ganzen Leben nichts von Ihnen gehört; die Herren Grillard und Pougeret ausgenommen, giebt es auf der ganzen Welt keinen Menschen, von dem ich so wenig weiß als von den Herren Ferrat und Labitte, und gleichwohl bin ich Nationalgardist, und gleichwohl habe ich mir seinerzeit auf den Wällen um des Königs von Preußen willen Schnupfen auf Schnupfen zugezogen, so gut wie irgend ein Anderer. Ich weiß weder, was Sie wollen, noch auch, wohin Sie Diejenigen, welche sich Ihrer Leitung anvertrauen, zu führen gedenken, und ich kann Ihnen versichern, daß es in Paris noch circa hunderttausend Männer geben dürfte, welche sich gleichfalls gründlich verkühlt haben, und welche gleichwohl in diesem Augenblicke Ihnen gegenüber vollständig in derselben Lage sind wie Ihr gehorsamer Diener.

„Wir besitzen das befriedigende Bewußtsein, diese Mission erfüllt zu haben.“

Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie sich diese Mühe gemacht haben, aber der Henker soll mich holen, wenn ich mich erinnern kann, Sie mit einer Mission irgend welcher Art betraut zu haben.

„Unterstützt von Eurem Muthe und Eurer Besonnenheit. . . .“

O, bitte, bitte, meine Herrn! Sie schmeicheln mir.

„Haben wir die Regierung verjagt, welche Euch verrieth.

„Mit diesem Augenblicke ist unser Mandat erloschen. . .‟

Auch wieder ein Mandat, das ich Ihnen gegeben hatte?

„und wir legen es zurück in Eure Hände, denn wir maßen uns nicht an, die Stelle Derjenigen einzunehmen, welche der Wille des Volkes soeben gestürzt hat.

„Bereitet Alles vor, schreitet unverzüglich zu den Gemeindewahlen und schenkt uns zur Belohnung, der einzigen, auf welche wir je gehofft haben, das Glück, Euch eine wahrhafte Republik begründen zu sehen.

„Inzwischen behalten wir im Namen des Volkes das Hôtel de Ville inne.

„Hôtel de Ville Paris, 19. März 1871.

„Das Centralcomité der Nationalgarde:
„Assy, Billioray rc. rc. rc.“

Neben diesem Anschlage befand sich noch eine weitere, nicht minder von den Bürgern Assy, Billioray u. s. w. unterzeichnete Kundmachung, welche besagte, daß die Gemeindewahlen am 22. März, somit nach drei Tagen stattfinden würden.

Das ist also das Resultat der gestrigen Vorgänge, und die Geschichte der Revolution vom 18. März lautet demnach mit sehr kurzen Worten:

Es befanden sich Kanonen auf dem Montmartre; die Regierung wollte dieselben wegführen lassen, hat dies

aber, Dank der schurkischen Fraternität der Linientruppen, nicht bewerkstelligen können. Eine aus einigen Delegirten einiger Bataillons zusammengesetzte geheime Gesellschaft hat diese Gelegenheit benützt, um laut zu verkündigen, daß sie die gesammte Bevölkerung repräsentire, und um dieser Bevölkerung zu gebieten, sie solle, möge sie nun wollen oder nicht, die Commune von Paris erwählen.

Und Paris? Was wird es thun zwischen diesen von Gott weiß woher aufgetauchten Dictatoren und der nach Versailles geflüchteten Regierung?

V.

Paris thut gar nichts. Es sieht den Ereignissen zu, wie man einen Bach vorbeifließen sieht. Woher rührt diese Gleichgiltigkeit? Gestern konnte man diese Unthätigkeit mit der Ueberraschung, mit dem Verschwinden der obersten Leitung entschuldigen. Aber seitdem ist eine ganze Nacht vergangen. Jedermann hat Zeit gehabt, mit sich zu Rathe zu gehen, die Antwort seines Gewissens, seines Mannesbewußtseins zu hören. Man hat Zeit gehabt, mit sich einig zu werden, sich zu sammeln, also hätte man auch schon Zeit gehabt, zu handeln. Warum hat man nichts gethan? warum thut man noch immer nichts? Die Generale Clément Thomas und Lecomte sind ermordet worden: das ist eben so unumstößlich wahr als schändlich. Will denn ganz Paris die Verantwortung für dieses Verbrechen zu gleichen Theilen mit den Verbrechern tragen? Die rechtmäßige Regierung ist

verjagt worden, billigt denn Paris diese Vertreibung? Männer, welche kein Mandat oder doch nur ein sehr unzureichendes Mandat besitzen, haben sich an deren Stelle gedrängt, wenn auch einige von der im Hôtel de Ville hausenden unrechtmäßigen Regierung kundgegebene richtige Gedanken unseren Abscheu vor deren Verbrechen, unsere durch deren Unthaten geweckten Befürchtungen in etwas mildern. Wohlan! warum wagt man nicht, dies auszusprechen? — Das jedem Eindruck willig folgende, erregbare, romantisch gesinnte Paris bewundert jeden kecken Streich und hegt für lediglich kluges Thun eine sehr geringe Sympathie. Man ist im Stande, wie ich es soeben gethan, über die hochtrabenden Proclamationen des Centralcomité's zu lächeln, trotzdem erkennt man aber sehr wohl, daß es eine wirkliche Macht in Händen hat und daß die rasche, rücksichtslose Weise, in welcher es dieselbe offenbart, einer gewissen Größe nicht entbehrt.

Man war im Stande, mit einer gewissen Bosheit zu beobachten, daß gestern Abend auf den äußeren Boulevards und in der Umgebung des Hôtel de Ville gar mancher Patriot ein wenig mehr als recht und gut war zu Ehren der Republik und der Commune getrunken hatte. Trotzdem konnte man nicht umhin, eine der Bewunderung sehr nahe kommende Ueberraschung zu verspüren, als man auf ein unsichtbares Zeichen aus verschiedenen Stadttheilen jene Bataillone herbeieilen sah, welche doch gewiß willig und bereit waren, im Vertheidigungskampfe zu sterben — und wofür? für Kanonen, aber für Kanonen, welche in

ihren Augen das greifbare Symbol ihrer Rechte und ihrer Freiheiten waren. Inzwischen berieth und plante die Nationalversammlung in Versailles, und die Regierung beeilte sich, ihr zu folgen. Denen, welche fliehen, schließt Paris sich nimmer an.

VI.

Die Höhe Montmartre ist belebt wie an einem Festtage. Das Wetter ist prächtig, man drängt sich hinauf, um die Kanonen zu sehen, die Barricaden zu betrachten. Männer, Frauen, Kinder klimmen die steilen Gassen empor, und alle diese Leute scheinen höchst vergnügt . . . . und weshalb? Jedenfalls wissen sie es selbst nicht. Die Pariser vermögen nun einmal nicht, der Sonne zu widerstehen; wenn es heute regnete, würde die Stadt Trauer tragen. Aber die Sonne scheint, man hat seinen Laden geschlossen, man hat seine schönsten Kleider angelegt, man wird im Gasthause speisen. Und wer thut das Alles? Die geborenen Todfeinde jeder Unordnung: die Kleinhändler, die Kleinbürger. Seltsamer Widerspruch! Aber was ist da zu thun bei dem herrlichen Wetter? Ohnehin hat man gestern nicht arbeiten können, des Aufstandes wegen, das war so gut wie ein Sonntag. Auch die Emeute will ihren blauen Montag haben.

VII.

Endlich, inmitten all' dieser Unruhe, wo Jeder zwischen dem Centralcomité, welches seine Proclamationen erläßt, und zwischen der Regierung in Ver-

sailles, welche Truppen zusammenzieht, rathlos hin- und herschwankte, endlich haben sich Männer gefunden, von denen man vernünftige Worte hört.

Diese Männer können nun auch überzeugt sein, daß Paris ihnen beistimmt und ihnen gehorchen wird — das gebildete, rechtschaffene Paris, das Paris, welches jederzeit bereit ist, von zwei Parteien diejenige zu begünstigen, welche beweisen kann, daß das Recht auf ihrer Seite ist.

Die Deputirten und die Maires von Paris haben folgende Proclamation erlassen:

Französische Republik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Bürger!

Durchdrungen von der unabweisbaren Nothwendigkeit, Paris und die Republik durch die Beseitigung jedes Grundes zu Reibungen und Uneinigkeit zu retten, und fest überzeugt davon, daß der beste Weg zur Erreichung dieses hohen Zieles die Befriedigung der berechtigten Wünsche des Volkes sein dürfte, haben wir beschlossen, heute noch von der National-Versammlung zu fordern, daß sie sich mit zwei Maßregeln einverstanden erkläre, welche, wie wir bestimmt hoffen, sobald sie angenommen sind, wesentlich dazu beitragen werden, die Gemüther zu beruhigen.

Diese beiden Maßregeln sind: Die Wahl aller Officiere der Nationalgarde durch diese selbst und die Einsetzung eines von allen Bürgern gewählten Municipalrathes.

Was wir wollen, was das öffentliche Wohl unter allen Umständen erheischt und was die gegenwärtige Lage der Dinge mehr als jemals zur unabweisbaren Nothwendigkeit macht,

das ist die Aufrechthaltung der Ordnung in der Freiheit und durch die Freiheit.

Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!

Die Repräsentanten des Seine-Departements:

Louis Blanc, V. Schoelcher, Edmond Adam, Floquet, Martin Bernard, Langlois, Edouard Lockroy, Farcy, Brisson, Greppo, Millière.

Die Maires und Adjuncten von Paris:

1. Arrondissement: Ad. Adam, Meline, Adjuncten.— 2. Arrondissement: Tirard, Maire und Repräsentant des Seine-Departements; Ad. Brelay, Cheron, Loiseau-Pinson, Adjuncten. — 3. Arrondissement: Bonvalet, Maire; Ch. Murat, Adjunct. — 4. Arrondissement: Vautrain, Maire; Loiseau, Callon, Adjuncten. — 5. Arrondissement: Jourdan, Adjunct. — 6. Arrondissement: Hérisson, Maire; A. Leroy, Adjunct. — 7. Arrondissement: Arnaud (de l'Ariège), Maire und Repräsentant des Seine-Departements. - 8. Arrondissement: Carnot, Maire und Repräsentant des Seine-Departements. — 9. Arrondissement: Desmaret, Maire. — 10. Arrondissement: Dubail, Maire; A. Murat, Degouves-Denunques, Adjuncten. — 11. Arrondissement: Motu, Maire und Repräsentant des Seine-Departements; Blanchon, Poirier, Tolain, Adjuncten. — 12. Arrondissement: Denizot, Dumas, Turillon, Adjuncten. — 13. Arrondissement: Leo Meillet, Combes, Adjuncten. — 14. Arrondissement: Heligon, Adjunct. — 15. Arrondissement: Jobbe-Duval, Adjunct. — 16. Arrondissement: Henri Martin, Maire und Repräsentant des Seine-Departements. — 17. Arrondissement: François Fabre, Maire; Malou, Villeneuve, Cacheux, Adjuncten. — 18. Arrondissement: Clémenceau, Maire und Repräsentant des Seine-Departements; J. B. Lafont, Dereure, Jaclard, Adjuncten.

Vor zwei Stunden schon ist diese Proclamation angeschlagen worden und seitdem ist mir noch kein einziger Mensch begegnet, der dieselbe nicht von ganzem Herzen billigte. Seit die Regierung nach Versailles geflohen ist, sind die Deputirten des Seine-Departements und die Maires von Paris ganz natürlich unsere rechtmäßigen Führer; wir selbst haben sie erwählt, also mögen sie uns leiten. Ihnen kommt es zu, die Nationalversammlung mit der Cité auszusöhnen, und es scheint uns, als hätten sie, indem sie Das, was an den Forderungen der Aufständischen berechtigt und ausführbar ist, von den Ausschreitungen derselben vollständig trennen, wirklich das Mittel bereits gefunden, um diese Versöhnung herbeizuführen.

Für diesen wahrhaft patriotischen Versuch sei ihnen wohlverdientes Lob gezollt! Sie mögen sich beeilen, von der Nationalversammlung die Anerkennung unserer Rechte zu erlangen. Indem die Regierung dem Wunsche unserer Deputirten und unserer Maires nachkommt, vergiebt sie sich dem Aufstande gegenüber durchaus nichts. Ganz im Gegentheil, sie wird einen vollständigen Sieg über denselben davon tragen, weil sie dadurch dem Aufstande jeden möglichen Vorwand zum weiteren Bestehen entzieht und ein- für allemal diejenigen Männer von ihm trennt, denen die Berichtigung einiger Punkte seines Programms für die ungesetzliche und gewaltsame Art, in welcher dieses Programm aufgestellt wurde, die Augen geschlossen hatte.

Giebt die Nationalversammlung nach, so bleibt von dem 18. März nichts zurück als eine, allerdings pein-

liche Erinnerung an einen blutigen Tag, und aus etwas sehr Bösem wird etwas Gutes hervorgegangen sein.

Komme, was da wolle! Wir — das heißt alle Diejenigen, welche, ohne der Regierung nach Versailles gefolgt zu sein und ohne thätigen Antheil an dem Aufstande genommen zu haben, nichtsdestoweniger die Wiederherstellung der rechtmäßigen Gewalt und die Entwickelung bürgerlicher Freiheit wünschen — wir sind entschlossen, unseren Deputirten und unseren Maires zu folgen, wohin immer sie uns führen werden. Sie repräsentiren im jetzigen Augenblicke die einzige gesetzliche Oberherrschaft, welche, unserer Ansicht nach, die Schwierigkeiten unserer Lage zu würdigen versteht, und sollten sie, wenn jede Hoffnung auf Versöhnung geschwunden ist, uns auffordern, zu den Waffen zu greifen, wir werden es thun.

VIII.

Heute, am 21. März Abends, trägt Paris einen eigenthümlichen Ausdruck der Befriedigung. Paris hofft, es hofft auf die Deputirten und die Maires; es hofft sogar von der Nationalversammlung. Man spricht von einer durch die Freunde der Ordnung in's Werk gesetzten Manifestation und billigt dieselbe. Ein Fremder, ein Russe, Herr A. J., seit zehn Jahren in Paris wohnhaft, und folglich selbst Pariser, theilt mir folgende Details mit, welche niederzuschreiben ich mich beeile:

„Heute, um halb zwei Uhr, bildete sich auf dem Platze vor dem neuen Opernhause eine Gruppe, welcher auch ich angehörte. Wir waren unser kaum zwanzig

Personen und hatten eine Fahne, auf welcher geschrieben stand: „„Verein der Ordnungsfreunde.““ Diese Fahne wurde von einem Liniensoldaten getragen, welcher, wie man sagt, in dem Hause Siraudin angestellt war. Wir zogen die Boulevards entlang bis zur Rue Richelieu; wo wir vorbeikamen, wurden die Fenster aufgerissen, man rief: „„Es lebe die Ordnung! Es lebe die Nationalversammlung! Nieder mit der Commune!““ Sehr gering an Zahl hatten wir unsern Zug begonnen; bald aber zogen wir zu drei, zu fünf Hunderten; schließlich waren wir unser Tausende. Der Zug bewegte sich, beständig anwachsend, die Rue Richelieu hinauf. Am Börsenplatze wollte ein Capitän der Nationalgarde an der Spitze seiner Compagnie uns aufhalten. Wir zogen vorüber, die Compagnie präsentirte das Gewehr vor unserer Fahne und der Tambour schlug einen Wirbel.

„Nachdem wir, immer zahlreicher werdend, die Straßen nächst der Börse durchzogen, kamen wir wieder auf die Boulevards hinaus, wo rings um uns eine lebhafte Begeisterung ausbrach. Vor der Rue Drouot machte man Halt. Die Mairie des unteren Arrondissements war von einem dem Comité ergebenen Bataillon, ich glaube, es war das 229., besetzt. Obgleich ein Zusammenstoß möglich war, lenkten wir, fest entschlossen, unsere Pflicht zu thun, indem wir gegen den Umsturz der Ordnung und gegen die Hintansetzung der bestehenden Gesetze protestirten, unsern Zug in die Straße, aber man setzte uns keinerlei Widerstand entgegen. Die Nationalgarden eilten vor

das Thor der Mairie und präsentirten das Gewehr, und wir zogen ruhig unseres Weges, als Jemand die Bemerkung machte, die Aufschrift unserer Fahne „„Verein der Ordnungsfreunde““ könnte uns dem Verdachte aussetzen, Reactionäre zu sein; man müsse die Worte hinzusetzen: „„Es lebe die Republik!““ Auf diese Bemerkung machten die Führer der Manifestation Halt. Einige von ihnen traten in ein Kaffeehaus und schrieben dort mit Kreide auf die Fahne: „„Es lebe die Republik!““ Dann setzten wir unseren Marsch fort, immer durch die breitesten Straßen, wurden von Minute zu Minute zahlreicher und erhielten von allen Seiten Zurufe und Beifallsbezeugungen in Menge. Eine Viertelstunde später gelangten wir in die Rue de la Paix und wollten von dort nach dem Vendômeplatz ziehen, wo die Bataillone des Comité's massenhaft zusammengezogen waren und wo bekanntlich der Platzcommandant der Nationalgarde wohnt; auch hier wurden wir wie in der Rue Drouot mit Trommelwirbeln und präsentirten Gewehren begrüßt, ja noch mehr, ein Officier theilte den Führern der Manifestation mit, daß ein Delegirter des Centralcomité's sie bitten lasse, sich zum Platzcommandanten zu begeben. In diesem Augenblicke trug ich die Fahne; schweigend folgten wir der Weisung. Als wir, umringt von den Nationalgarden, deren Haltung eine im Allgemeinen friedliche war, unter dem Balcon anlangten, erschien auf demselben ein sehr junger Mann ohne Uniform, der mit einer rothen Schärpe umgürtet und

von mehreren höheren Officieren umgeben war; er nahm das Wort und sprach:

„„Bürger! Im Namen des Centralcomité's . . .““

„Alsbald wurde er durch ein vielstimmiges Pfeifen und durch die Rufe unterbrochen:

„„Es lebe die Ordnung! Es lebe die Nationalversammlung! Es lebe die Republik!““

„Trotz dieser kühnen Unterbrechungen wurden wir in keiner Weise angegriffen, nicht einmal bedroht. Ohne uns weiter um Delegirte zu bekümmern, zogen wir um die Säule und marschirten, nachdem wir wieder auf das Boulevard hinausgekommen waren, nach der Place de la Concorde. Hier sprach Jemand die Ansicht aus, daß man sich zum Admiral Saisset begeben möge, welcher in den Champs Elysées Rue Pauquet wohnte. Ein Mann mit ernsten Zügen und grauem Haar bemerkte, daß der Admiral in Versailles sei.

„„Aber,““ fügte er hinzu, „„es befinden sich mehrere Admirale unter Euch.““

„Er nannte seinen Namen: es war der Admiral de Chaillé. Von diesem Augenblicke an trat er an die Spitze der Manifestation, welche über die Brücke de la Concorde nach dem Faubourg St. Germain zog.

„Ueberall freudig begrüßt, überall mehr Theilnehmer nach sich ziehend, ging der Zug nach und nach durch sämmtliche Hauptstraßen dieses Stadttheiles; so oft er einen Wachposten passirte, präsentirten die Nationalgarden das Gewehr.

„Auf der Place St. Sulpice trat ein Bataillon förmlich bei Seite, um uns vorüber zu lassen.

„Darauf schritten wir das Boulevard Saint Michel und das Boulevard Straßbourg entlang. Während dieses Zuges schloß sich uns ein ziemlich zahlreicher Volkshaufen an, dem eine dreifarbige Fahne mit der Aufschrift: „„Es lebe die Nationalversammlung!““ vorangetragen wurde. Von nun an flatterten beide Fahnen neben einander, dem Manifestationszuge voraus. Als wir nach dem Boulevard Bonne Nouvelle einbogen, stürzte ein mit einem gewöhnlichen Ueberrocke und einem grauen Filzhute bekleideter Mann auf mich, der ich eben die Fahne der Ordnungsfreunde trug, wüthend los.

„Ein Neger in Nationalgarde-Uniform, welcher neben mir marschirte, erwies mir den Dienst, ihn zurückzustoßen; nun wendete sich der Mann im grauen Hute gegen den Träger der anderen Standarte, entriß ihm die Fahne und brach mit einer außerordentlichen Kraft den Schaft derselben, der doch ziemlich fest schien, über dem Knie entzwei.

„Nun erhob sich ein arger Tumult; der Mann wurde niedergeschlagen, empsrgerissen und fortgeschleppt.

„Ich fürchte, er hat bedeutende Mißhandlungen erfahren. Wir zogen auf den Boulevards weiter.

„Wohin wir kamen, begrüßte uns der begeisterte Beifall der Spaziergänger; immer mehr schlossen sich uns an, und ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich sage, daß unser Zug, als er auf den Opernplatz, wo wir uns trennen wollten, zurückkehrte, auf 3—4000 Köpfe angewachsen war.

„Ein Zuave klomm auf einen Baum vor dem Grand Hôtel und knüpfte unsere Fahne an den höchsten Wipfel desselben.

„Wir kamen überein, am nächsten Tage in Uniform, aber ohne Waffen, auf demselben Platze wieder zusammenzutreffen.“

Diese Erzählung ist hie und da ein wenig verschieden von den durch die Zeitungen veröffentlichten Berichten; ich habe aber den besten Grund von der Welt, gerade jene für vollständig wahrheitsgetreu zu halten.

Was wird nun diese Manifestation bewirken? Wird es den Leuten, welche Ordnung durch die Freiheit und in der Freiheit wünschen, auch gelingen, eine hinreichende Zahl von Anhängern zu sammeln, um, ohne zur Gewalt greifen zu müssen, die zahlreichen und mächtigen Parteigänger der zukünftigen Commune zur Vernunft zu bringen? Was auch kommen mag, diese Manifestation beweist, daß Paris es sich nicht gefallen läßt, wenn man ohne seine Zustimmung über dasselbe verfügen wollte. Im Verein mit dem bei der Nationalversammlung von unseren Deputirten gemachten Versöhnungsversuche wird sie jedenfalls zu einer demnächstigen Beilegung aller Differenzen wesentlich beitragen. Es circuliren heute Abend in den schon minder wild bewegten Gruppen die verschiedensten Hoffnungen auf Frieden und Ruhe.

IX.

Pelotonfeuer? Wem galt das? Den Preußen?

Nein, es galt Franzosen, friedlichen vorübergehen-

den Leuten, welche rufen: „Es lebe die Republik, es lebe die Ordnung!“ Verwundet oder todt niederstürzende Männer, mit der Eile des Entsetzens fliehende Frauen, geschlossene Laden, ganz Paris in wildem Schrecken durcheinander getrieben, das Alles habe ich soeben gesehen und gehört. So ist es denn diesmal um uns geschehen; wir werden in unseren Straßen blutüberschwemmte Barricaden sehen müssen, wir werden entsetzliche Bahren an uns vorübertragen sehen, von denen pulvergeschwärzte Hände herabhängen, und jede Frau wird weinen, wenn am Abend der Gatte zögert, heimzukehren, und jede Mutter wird in banger Sorge zagen, wenn die Nacht hereinbricht, und sie die Hand des Sohnes nicht in der ihren fühlt, und Frankreich, o Himmel! das schöne Frankreich, diese schmerzenreichste aller Mütter wird fallen, zum Tode getroffen von ihren eigenen Kindern.

Ich kam aus der Passage Choiseul und wollte mich in Gesellschaft eines Freundes nach den Tuilerien begeben, welche seit gestern von einem dem Centralcomité ergebenen Bataillon besetzt sind. An der Ecke der Rue Saint Roche und der Rue Neuve de Petits Champs angekommen, erblickten wir vor uns am Ende dieser letzteren eine dicht gedrängte Menschenmasse, welche nach der Rue de la Paix einbog.

„Was geht da vor?“ fragte ich meinen Freund.

„Ich glaube,“ entgegnete dieser, „es ist eine unbewaffnete Manifestation, welche sich nach der Place Vendôme begiebt; soeben ist sie auf den Boulevards vorübergezogen mit dem Rufe: „„Es lebe die Ordnung!““

Während wir so sprachen, waren wir beinahe bis zur Rue de la Paix gekommen; da plötzlich wurden wir durch ein fürchterliches Krachen erschreckt: es waren Flintenschüsse. Weißer Rauch zog längs den Mauern hin; von allen Seiten hörte man Schmerzgeschrei, nach allen Richtungen stob die erschreckte Menge auseinander und kaum hundert Schritte von uns sah ich eine Frau zusammenstürzen. War sie verwundet, war sie todt? Was bedeutet diese Blutthat, was geht da vor in Paris am hellen lichten Tage unter den heitersten Sonnenstrahlen? Mit Mühe erreichen wir eine Seitengasse, wir lassen uns von der fliehenden Menge mit fortreißen. Die Laden waren geschlossen und nach allen Seiten verbreitet sich die gräßliche Nachricht durch das bestürzte Paris.

Die Gerüchte verbreiten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, aber in sehr verschiedener Form: die Einen erzählen zu wenig, die Anderen zu viel; 200 Opfer sind gefallen, erzählt der Eine; es sind gar keine Kugeln in den Flinten gewesen, versichert der Andere. Ueber die Ursache des Conflictes hört man die verschiedensten Meinungen; vielleicht wird man niemals ganz zuverlässig wissen, was auf der Place Vendôme und in der Rue de la Paix vorgefallen ist. Ich war zu nahe und doch zu fern von dem Schauplatze des Ereignisses; zu nahe, denn ich bin beinahe getödtet worden; zu fern, denn ich habe nichts gesehen als den Pulverrauch und die Flucht der Anwesenden.

Was sich mit Bestimmtheit annehmen läßt, ist nur, daß die Theilnehmer der gestrigen Manifestation, denen

es gelungen war, eine sehr bedeutende Anzahl von Bürgern um ihre Fahne zu schaaren, heute ihren Pacificationsversuch durch ihre große Anzahl wenn auch ganz unbewaffneter Theilnehmer in wirksamer Weise erneuern wollten. 3 — 4000 Personen zogen gegen 3 Uhr Nachmittags mit dem Rufe: „Es lebe die Ordnung!“ durch die Rue de la Paix. Das Centralcomité hatte ohne Zweifel strenge Weisungen gegeben, denn schon die ersten Schildwachen, weit entfernt, vor dem Manifestationszuge das Gewehr zu präsentiren, wie sie es gestern gethan hatten, weigerten sich entschieden, denselben passiren zu lassen. Was geschah nun? Zwei feindliche Parteien standen einander gegenüber; die eine waffenlos, die andere bis an die Zähne gerüstet, beide bis zum Uebermaße erregt und überreizt; die eine Partei wollte vorüberziehen, die andere sperrte ihr den Weg, da fiel ein Pistolenschuß: dies war ein Signal. Die Chassepots senkten sich, die bewaffnete Partei gab Feuer und die waffenlose stob, Todte und Verwundete hinter sich lassend, nach allen Seiten in wilder Flucht auseinander.

Aber diesen Pistolenschuß, wer hat ihn abgefeuert? „Ein Theilnehmer der Manifestation, und außerdem hatte man der Schildwache ihre Gewehre entrissen,“ versichern die Anhänger des Centralcomité's, und sie stellen unter andern Zeugen auch einen fremden General auf, welcher aus einem Fenster der Rue de la Paix den Vorfall mit angesehen haben soll. Ihre Versicherung steht jedoch auf sehr schwachen Füßen. Welcher vernünftige Mensch wird annehmen können, daß eine

offenbar ganz friedlich gestimmte Volksmenge einen derartigen Angriffsact begangen habe, welcher mit gesunden fünf Sinnen begabte Mann wäre dumm genug gewesen, eine so große Anzahl von waffenlosen Menschen und sich selbst obendrein durch einen so unnützen und noch dazu verbrecherischen Act den unvermeidlichen Repressalien auszusetzen?

Wenn erzählt wird, daß dieser verhängnißvolle Pistolenschuß auf der Place Vendôme selbst, und zwar am Fuße der Säule, von einem Officier der föderirten Garde abgefeuert und dadurch den unter seinen Befehlen stehenden Bürgern das Zeichen zum Schießen gegeben wurde, so ist diese Erzählung, so unwahrscheinlich dieses Uebermaß von kalter Barbarei erscheinen mag, die weitaus glaubwürdigere.

Und jetzt beweinen Frauen ihre gefallenen Gatten, ihre verwundeten Söhne. Die genaue Zahl der Opfer ist noch nicht bekannt. Ein Lieutenant von der Nationalgarde, Herr Barle, hat eine Kugel in den Unterleib erhalten; Herr Gaston Jolliver, welcher vormals das in unseren Augen sehr große Unrecht begangen hat, eine komische Ode zu publiciren, in welcher er sich bemühte, meinen berühmten und vielgeliebten Lehrer Victor Hugo lächerlich zu machen, der aber keineswegs im Unrechte war, als er sich der Zahl Derjenigen anschloß, welche die Herstellung der Ordnung fordern und Einigkeit wünschen, ist, wie man mir sagt, am linken Arme schwer verwundet worden. Auch Herr Otto Hottinger, einer von den Dirigenten der Bank von Frankreich, ist gefallen; in dem Augenblicke, als

er einen Verwundeten aufhob, ist er von zwei Kugeln durchbohrt worden.

Einer meiner Freunde versichert mir, daß, als er eine halbe Stunde nach dem Blutbade im Begriffe war, aus einem Thorwege hervorzutreten, er von zwei auf der Lauer liegenden Nationalgardisten beinahe niedergeschossen worden wäre. An der Ecke der Rue de la Paix und der Rue Neuve de Petit Champs lag noch um 4 Uhr ein mit einer Blouse bekleideter Greis quer über den Leichnam einer Marketenderin und dicht daneben ein Soldat von der Linie, dessen erstarrte Hand noch immer den Schaft einer dreifarbigen Fahne umklammert hielt.

Sollte das der Soldat gewesen sein, von welchem mein Freund Herr A. Y. in seinem Berichte über die gestrige Manifestation gesprochen hat, und der, wie man sagte, ein Beamter des Hauses Giraudin war?

Noch viele andere Opfer sind zu beklagen. Herr de Pêne, Director des Pariser Journals, ist von einer seinen Schenkel durchbohrenden Kugel schwer verwundet worden. Herr Portet, Lieutenant vom Regiment Frunchetti, hat schwere Wunden am Hals und am rechten Fuße erhalten. Herr Bernard, ein Kaufmann, ist todt. Herr Girond, ein Wechselagent, ebenfalls todt. Von Minute zu Minute verlängern neue Namen die traurige Liste.

Wohin wird sie uns führen, die Revolution, welche mit dem Morde zweier Generale begonnen hat und in einem Blutbade unter friedlichen Bürgern ihre Fortsetzung findet?

X.

Mitten in all' diesen Schrecken und diesen Gräueln habe ich etwas auch Trauriges gesehen, was mir gleichwohl ein Lächeln entlockte.

Stellen Sie sich eine in eine Elegie verwandelte Idylle vor: drei Miethwagen kamen die Rue de Notre Dame de Lorette herab, es war eine Hochzeit. Im ersten Wagen saß die Braut, recht hübsch und noch ganz jung, aber in Thränen aufgelöst; der Bräutigam, welcher das zweite Gefährte einnahm, machte auch ein mißvergnügtes Gesicht. Da die Straße ein wenig abschüssig war, fuhr man langsam, und so trat ich hinan, um bei einem der Hochzeitbitter mich des Näheren zu erkundigen.

Die Leutchen hatten einen recht unangenehmen Vorfall erlebt; sie waren auf die Mairie gefahren, um sich trauen zu lassen, hatten dort aber statt des Maires und des Adjuncten nur einen Nationalgardeposten angetroffen; zwar hatte sich der Sergeant erboten, die Stelle des Municipalbeamten zu vertreten, die Eltern aber waren mit dieser Art, die Sache beizulegen, nicht einverstanden gewesen, und so fuhren die Leutchen als Verlobte wieder heim. Das war freilich traurig genug.

„Pah,“ sagte eine vorübergehende Gafferin, „so mögen sie morgen heiraten, den Strick bekommt man noch früh genug um den Hals.“

Allerdings können sie morgen heiraten, aber sie hätten doch lieber heute geheiratet, die guten Kinder,

was geht sie die Revolution an? Konnte es der Commune nicht gleich sein, wenn diese Liebesleutchen heute schon Eheleute geworden wären, und ist man denn auch immer gewiß, ein aufgeschobenes Glück gleich wieder zu finden? Ha, dieser Aufstand! ich hasse ihn wegen der Leichen und Witwen, die er gemacht hat, und ich grolle ihm noch außerdem wegen der schönen Augen, welche unter dem Orangenblüthenkranze so trostlos weinen.

XI.

Die Mairie des 2. Arrondissements scheint der Mittelpunkt des dem Centralcomité zu leistenden Widerstandes werden zu sollen. Die Föderirten haben diesen Punkt nicht besetzen können, oder auch sie haben dies nicht gewagt. Auf dem Börsenplatze, in der Rue du Quatre Septembre, auf der Place de Victoire sind die den Freunden der Ordnung zugethanen Nationalgarden dieses Stadttheiles zusammengezogen worden.

Gestern Morgens, am 23. März, noch nicht eben zahlreich, haben sie sich durch aus allen Theilen von Paris herbeieilende Bataillone bedeutend verstärkt; man sagt, sie stehen unter dem Befehle des Admirals Saisset, welcher zum Oberbefehlshaber des Seine-Departements ernannt worden ist.

Man glaubt allgemein, daß im Börsengebäude, sowie in den Höfen der umliegenden Paläste Mitrailleusen aufgestellt sind. Das Blutbad in der Rue de la Paix hat die Zaghaftesten zum kühnen Entschlusse aufgerüttelt; man wünscht auf das Lebhafteste, durch

was immer für Mittel mit den Tyrannen fertig zu werden, welche, obgleich sie nur einen kleinen Theil der Pariser Bevölkerung repräsentiren, die ganze Stadt unter ihre Herrschaft bringen wollen. Die Vorbereitungen zum Widerstande werden getroffen zwischen dem Hôtel de Ville, wo unter furchtbarem Waffenschutze die Mitglieder des Comité's residiren, und der Place Vendôme, welche von Insurgenten wimmelt. Ist das der Bürgerkrieg, der entsetzliche Bürgerkrieg, der da seinen Anfang nehmen soll? Eine Compagnie der Mobilgarden ist herbeigeeilt, um sich mit den Bataillonen der Ordnungspartei zu vereinigen. Die Zöglinge der polytechnischen Schule eilen zwischen der Mairie des zweiten Arrondissements und dem Grand Hôtel, wo, wie man sagt der Admiral Saisset mit seinem Stabe sich befindet, unausgesetzt hin und her.

Ein dreifacher Cordon von Nationalgarden bewacht das nach der Boulevard-Seite ausmündende Ende der Rue Vivienne, um den Wagen und allen nicht in den Stadttheil gehörigen Personen den Eingang zu verwehren. Trotzdem hat schon eine ziemliche Anzahl von Neugierigen sich durchgeschlichen, und auf dem Börsenplatze promenirt längs der aufgestellten Gewehrpyramiden, deren Bajonnete in der Sonne blitzen, eine lebhaft sprechende und gesticulirende Menge. Ich bemerke, daß die Taschen der Nationalgardisten ungewöhnlich aufgebauscht sind. Man hat eine bedeutende Anzahl von Patronen ausgetheilt.

Unsere Weisung ist so bestimmt als möglich, Niemand darf seinen Posten verlassen — und gleichwohl

befinden sich hier viele Männer, welche, ohne auch nur ein Auge geschlossen zu haben, seit 24 Stunden auf den Füßen sind. Selbst um zu diniren, entfernt sich Keiner aus dem Lager der Ordnungsfreunde, und Jeder sucht seine Mahlzeit, wo er eben kann. Diejenigen, welche kein Geld haben, sich selbst zu verköstigen, erhalten Lebensmittel geliefert, oder speisen auf Rechnung der Mairie in einer Restauration der Rue des Filles de Saint Thomas; sie erhalten dort Suppe, Rindfleisch, ein weiteres Fleischgericht und eine Flasche Wein. „Wenn die Föderirten," äußerte vorhin einer meiner Kameraden, „erfahren, daß man uns nicht nur unseren Sold zahlt, sondern uns auch noch speist wie die Prinzen, sie laufen alle zu uns über."

Man ist fest entschlossen, den Maires und den Deputirten von Paris zu gehorchen, nur wundert man sich, daß der Vice-Admiral Saisset sich nicht sehen läßt, denn da er das Commando angenommen hat, sollte er sich doch auch zeigen. Einige leicht beunruhigte Gemüther sprechen sogar die Meinung aus, der Vice-Admiral zögere noch immer, den Widerstandskampf zu beginnen, aber auf diese hört man nicht; die allgemeine Stimmung gipfelt im festen Entschlusse und ruhigen Vertrauen. Wir sind zahlreich, wir sind in unserem Rechte, also wird der Sieg unser sein.

Gegen 4 Uhr erhebt sich ein ziemlicher Allarm, man ruft zu den Waffen; von allen Seiten wirbeln die Trommeln, schmettern die Signalhörner, die Compagnien treten in Reihe und Glied, man hört das Knacken der schon geladenen Gewehre, denen noch

das Zündhütchen aufgesetzt und deren Hahn gespannt wird. Wir sind mehr als 10.000 bewaffnete, zum Aeußersten entschlossene Männer, keiner will zurückbeben. Die Mobilgarden-Compagnie eilt im Sturmschritt nach dem Eingange der Rue Vivienne, um die zu dessen Vertheidigung aufgestellten Nationalgarden zu verstärken.

Die Ursache dieses Tumultes ist ein Bataillon von Belleville, welches mit drei Kanonen auf dem Boulevard daherzieht.

Was wird jetzt geschehen? Vor der Rue Vivienne angekommen, scheinen die Insurgenten zu zaudern, man sollte fast meinen, sie gedächten wirklich Halt zu machen. Wie mit einem Zauberschlage sind die noch soeben von Gaffern wimmelnden Boulevards leer und öde, nicht ein einziges Kaffeehaus ist offen geblieben.

In diesem Augenblicke würde ein aus Versehen abgefeuerter Flintenschuß genügen; der Fall ist seit dem Morgen schon zwei- oder dreimal vorgekommen, und an der Ecke der Rue St. Marc wäre eine aus dem Fenster schauende Frau von einem Unvorsichtigen beinahe getödtet worden. Ein zorniger Anruf, eine drohende Geberde sogar würde genügen, um die Schlacht zu entzünden, aber Niemand rührt sich, Niemand spricht, es ist ein stillschweigendes „qui vive“. Bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines nicht wieder gutzumachenden Unglückes fühle ich einen Schauder vom Scheitel bis zur Sohle.

Dieser Moment, das gestehe ich, war einer der schrecklichsten und fürchterlichsten meines Lebens.

Aber das Bataillon von Belleville setzt seinen Weg fort und präsentirt sogar zuerst das Gewehr; wir erweisen ihm dieselbe Ehre; es zieht vorüber, mit ihm entfernt sich die Gefahr, ein Seufzer der Erleichterung ringt sich aus jeder Brust. Zwei Secunden später sind die Boulevards wieder so belebt wie vorher.

XII.

Es ist zwei Uhr Morgens; um mir die Langweile der bleiern dahinschleichenden Stunden zu verscheuchen, setze ich mich dem Restaurant Catelain gegenüber auf die Schwelle einer Thür und schreibe beim Scheine einer Reverbèrelampe.

Seit Einbruch der Nacht hat man ernste Vorsichtsmaßregeln getroffen; wer ist unser Oberbefehlshaber? wir wissen das selbst nicht genau, aber es scheint uns, als werde ein entschiedener Vertheidigungsplan mit Umsicht ausgeführt. Ist der Admiral Saisset wirklich unser Führer? Man hofft es. Die Pariser, welche so unendlich oft von ihren Leitern betrogen worden sind, haben gleichwohl ein unwiderstehliches Bedürfniß, einem solchen zu vertrauen; diesmal setzt man seine Hoffnung auf den Admiral.

Von Zeit zu Zeit vereinigen sich die Bataillonschefs in der Mairie und bringen von dort bestimmte Ordres zurück. Wir sind zu einer förmlichen Armee angewachsen, deren Centrum sich auf dem Börsenplatze befindet, während ihre Flügel sich durch die benachbarten Straßen ausdehnen. Abtheilungen der Nationalgarde bewachen jeden Zugang; ungefähr sechzig Schritte

von ihnen gehen vorgeschobene Posten auf und ab, bereit, sich beim ersten verdächtigen Zeichen auf ihre Linien zurückzuziehen und Allarm zu machen. Hinter den die Eingänge der Straßen vertheidigenden Abtheilungen scheint keine lebendige Seele zu athmen, Alles ist still und einsam, aber die Häuser sind besetzt, alle Thüren sind befohlenermaßen offen geblieben, auch die Fenster der ersten Etage dürfen nur angelehnt sein; jede Compagnie ist in drei oder vier von Sergeanten befehligte Rotten eingetheilt und hat sich eines oder mehrerer Häuser bemächtigt.

Auf das erste Signal sollen die nach den Straßen führenden Thüren versperrt werden und von den Fenstern aus wird man auf die Angreifer feuern. Unser Bataillonschef sagte zu uns: „Es ist möglich, daß wir angegriffen werden, haltet Euch also bereit. Bei der Annäherung des Feindes werden die am Eingange der Straßen stationirten Garden sich unter den Schutz unseres Feuers begeben und gleichfalls Zuflucht in den Häusern finden. Ihr schießt unausgesetzt von den Fenstern aus und nehmt insbesondere diejenigen Insurgenten auf's Korn, welche die gegenüberliegenden Hausthore angreifen; inzwischen wird das Gros unserer Streitkräfte uns Hilfstruppen zusenden und Mitrailleusen vorausschicken, welche die Straßen reinfegen."

Wir warten nun, zum treuesten Gehorsam entschlossen, der Dinge, die da kommen sollen. Im Ganzen sind wir ziemlich ruhig, aber wir bitten doch Gott — denn in so schrecklichen Augenblicken denkt man wohl des Himmels —, daß er uns nicht zwingen

möge, zu der unserem Innern widerstrebenden Waffengewalt unsere Zuflucht zu nehmen.

Die Nacht ist wunderschön; hier und dort stehen kleine Gruppen leise plaudernder Gardisten unter den Thüren. Andere liegen in ihre Decken gehüllt, den Kopf auf die erste beste Treppenstufe gestützt, auf dem Pflaster der Hausfluren und schlafen. In den obersten Etagen der Häuser wachen noch einige bang-neugierige Bewohner, dort sieht man Licht durch die weißen Vorhänge schimmern.

Sonst sind die Häuser völlig finster. Kein Laut läßt sich hören, nur vom Boulevard her vernimmt man dann und wann das schwere Knarren eines Karrens oder auch einer herbeirollenden Kanone, und nicht ganz so fern das Klirren eines an der Mauer herabgleitenden und auf die Steine fallenden Gewehres. Von Stunde zu Stunde nahet sich der schwere, regelmäßige Schritt einer daherziehenden Truppe; es ist unsere Mobilgarden-Compagnie, welche ihre Runde macht; wenn sie zurückkehren, fragt man sie aus.

„Nichts Neues?"

„Nichts."

„Wie weit seid Ihr gewesen?"

„Bis in der Rue de la Paix."

„Glaubt Ihr, daß wir angegriffen werden?"

Dann zieht die Patrouille vorüber, die Plaudernden nehmen ihr Gespräch wieder auf, die Schläfer träumen weiter. Wir warten noch immer, wollte der Himmel, es sei vergebens!

XIII.

Noch nie habe ich mit größerer Freude den Tag anbrechen sehen, als eben heute; alle Menschen, und auch ich, haben nach dem oder jenem großen Unglücke dergleichen fürchterliche Nächte gehabt, deren Dunkelheit ewig zu währen scheint und während deren langsam schleppenden Stunden die Sehnsucht nach Licht sich zur Verzweiflung steigert; noch niemals ist mir ein Sonnenaufgang so entzückend schön vorgekommen, als derjenige, welcher dieser entsetzlichen Nacht folgte, nicht als ob jede Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Schatten der Nacht verschwunden wäre, nichts weniger als dies, möglich sogar, daß die Föderirten mit dem Angriffe auf uns gerade bis zum Morgen, also gerade bis zu der Stunde gewartet haben, wo die Erschöpfung am größten, die Schlaftrunkenheit beinahe unüberwindlich und in Folge dessen die Wachsamkeit schlaffer geworden ist: aber das Licht des Tages flößt uns neue Zuversicht ein, es scheint uns, als könnte das Verbrechen des Bürgerkrieges gar nicht die Stirn haben, sich am hellen Tage zu zeigen; während der Nacht hatten wir uns gefürchtet, die Nacht war jetzt vorüber, wir fühlen uns erleichtert, beinahe glücklich.

Gleichwohl theilte nicht Jedermann diese Zuversicht und ich erinnere mich eines Vorganges, der mir ein Lächeln entlockte.

Kurz vor Tagesanbruch war einer meiner Kameraden, der neben mir gelegen hatte, aufgestanden.

Lange Zeit ging er, gleichsam um den Morgenfrost abzuschütteln, ungefähr hundert Schritt in der Straße auf und ab. Ohne mir etwas dabei zu denken, folgte ich ihm mit den Augen; er ging auf dem Trottoir derjenigen Häuser, welche sich an die Passage de Panoramas lehnen; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick durch die offenstehenden Thüren, dann sah ich ihn in ein Haus eintreten und verdrießlich wieder herauskommen; drei- oder viermal wiederholte er dieses Manöver, endlich, nachdem er in dem Corridor eines neben dem Restaurant Catelain befindlichen Hauses mehrere Minuten verweilt hatte, erschien er mit zufriedener Miene, die Hände reibend, wieder auf der Straße und kehrte an meine Seite zurück.

„Mein Herr,“ sagte er so leise, daß keiner unserer in der Nähe befindlichen Kameraden ihn hören konnte, „billigen Sie diesen Schlachtplan, welcher darin bestehen soll, daß wir im Falle eines Angriffes aus den Fenstern auf die Angreifer schießen?“

„Das ist die gewöhnliche Art des Straßenkampfes,“ entgegnete ich, „wir wollen hoffen, daß wir gar nicht nöthig haben werden, diesen Kampf aufzunehmen.“

„Ach ja, das wollen wir hoffen,“ meinte er mit einem tiefen Seufzer, „mir wäre es weit lieber, man träfe andere Maßnahmen.“

„Und warum das?“

„Ei, zum Henker, Sie verstehen doch, wenn wir in den Häusern eingesperrt bleiben, werden die Insurgenten versuchen, hereinzubrechen.“

„Das ist sehr wahrscheinlich.“

„Und wenn ihnen das gelingt?“

„Dann werden wir vom Börsenplatze aus Verstärkung erhalten, ehe sie noch die Thüren einbrechen können.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel, aber manchmal verspätet sich eine solche Verstärkung, und wenn die Föderirten Zeit behielten, hereinzubrechen, so würden sie uns in den kahlen ausgangslosen Zimmern zusammenschießen wie die Hunde.“

„Das wäre allerdings sehr unangenehm, aber was ist da zu thun? Man muß sich eben ein Herz fassen; wenn man zum Kampfe kommt, steht das Leben freilich auf dem Spiele.“

„Wie, mein Herr, Sie glauben also, daß es memmenhaft gehandelt wäre, wenn man für den Fall, daß die Insurgenten sich der Häuser bemächtigten, sich so zu sagen eine Hinterthür offen ließe?“

„Memmenhaft? Nein, es wäre jedenfalls äußerst vorsichtig.“

„Wohlan, mein Herr, und ich bin vorsichtig,“ rief mein Kamerad mit triumphirender Miene, „auch glaube ich, sie gefunden zu haben.“

„Was, die Hinterthür?“

„Ganz richtig; sehen Sie dort den Corridor? am Ende dieses Corridors befindet sich eine Thür und diese führt . . . errathen Sie, wohin?“

„Nun, in die Passage de Panoramas.“

„Ja, mein Herr, in die Passage; das Uebrige können Sie sich doch denken“

„Nicht so ganz.“

„So werde ich es Ihnen erklären. Also die Insurgenten kommen, wir stürzen uns in jenen Corridor, wir schließen die Hausthür, wir eilen an unsere Posten in den Fenstern der ersten Etage und von da feuern wir bis auf die letzte Patrone unter die Föderirten; aber diese Teufel haben inzwischen versucht, die Thür mit den Flintenkolben einzurennen; sehr stark ist sie nicht, diese Thür, sie sind viel zahlreicher als wir, sie werden also hereindringen und sie dringen wirklich herein. Was thun wir nun?"

„Wir fassen droben auf der Treppe Posto, und wenn wir keine Patronen mehr haben, so empfangen wir sie mit dem Bajonnete."

„So, Sie glauben, das thun wir?"

„Wir müssen es wohl thun."

„Nun, ich ... ich glaubte," fuhr er ein wenig beschämt fort, „man könnte lieber durch die Thür, welche nach der Passage geht . . .

„Entfliehen?"

„O nein, nur sich in Sicherheit bringen."

„Wenn es soweit kommen sollte," antwortete ich, „mögen Sie handeln, wie es Ihnen gutdünkt, aber ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Plan nichts taugt. Die Passage ist von einer Abtheilung der Unsrigen besetzt und alle Zugänge sind verschlossen."

„Alle nicht."

„So, nicht alle?"

„Nein, und gerade deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie sind doch Journalist, nicht wahr?"

„O, nicht so eigentlich."

„Aber Sie sind es doch?“

„Wenn es Ihnen angenehm ist, ja.“

„Da kennen Sie auch Schauspieler und besuchen dieselben des Abends, wenn sie sich zur Vorstellung ankleiden, in ihren Garderobe-Zimmern?“

Wirklich verblüfft, blickte ich meinen wackeren Kameraden an.

„Dann kennen Sie auch die innere Einrichtung der Theater? die Gänge, die Fallthüren?“

„Wenn ich nun auch mit alledem bekannt wäre, wozu könnte diese meine Kenntniß Ihnen nützen?“

„Sie würden mich retten, mein Herr. Wir eilen durch die Passage, wir erreichen den Eingang, durch welchen die Schauspieler in das Variététheater zu gelangen pflegen. Sie klingeln; der Thürhüter kennt Sie, wir treten ein; Sie führen mich über die Treppen in die Coulissen, wir finden dort irgend ein Theatermöbel, einen Koffer oder etwas dergleichen, dahinein kriechen wir, warten das Ende der Balgerei ab, und endlich wenn Alles vorüber ist . . . “

„Dann gehen wir ruhig durch das große Thor auf das Boulevard hinaus und frühstücken ganz gemüthlich im Kaffeehaus, während von den Treppen des Hauses, welches wir vertheidigen sollten, die Leichname unserer Kameraden weggetragen werden.“

Ganz bestürzt schaute der arme Mann mich an, dann schlich er sich fort, und ich sah ihn in der nächsten Stunde nicht wieder; ich fühlte wohl, daß ich ihm wehe gethan hatte, es war vielleicht sogar Unrecht von mir, daß ich ihm das Strafbare seines Planes so

rund heraus begreiflich gemacht. Ich kannte den Mann schon seit mehreren Monaten, er wohnte mit mir in derselben Straße und hat Frau und Kinder. War er nicht ein wenig berechtigt dazu, sein Leben in Sicherheit zu bringen? Ich dachte einen Augenblick darüber nach, dann schlug ich mir den Vorfall aus dem Sinn.

Gegen 4 Uhr Morgens wurde neuerdings Allarm geblasen; im Nu war Alles auf den Füßen, man stürzte die Treppen hinauf und eilte an die Fenster; das meiner Abtheilung zugewiesene Haus war gerade dasselbe, wo mein Kamerad seinen Fluchtplan entworfen hatte; er selbst befand sich bereits in dem Zimmer, von welchem aus wir schießen sollten, und da traf ich ihn.

„Ha, wissen Sie, was ich gethan habe?“ fragte er mich.

„Nein.“

„Wohlan, Sie wissen doch, die Thür, von der ich Ihnen gesprochen habe, die Thür, welche nach der Passage hinausgeht? Erinnern Sie sich noch?“

„Ganz genau.“

„An dieser Thür steckte ein Schlüssel: ich habe ihn zweimal im Schlosse herumgedreht und ihn dann durch ein Loch in den Abguß-Canal geworfen. Ha, ha! wer da hinaus entwischen wollte, würde bald genug gefaßt sein.“

Ich drückte dem wackeren Mann die Hand; er war ganz vergnügt und ich selbst empfand ein Gefühl der Befriedigung. So tief auch momentan die Erniedrigung Frankreichs sein mag, es wäre Wahnsinn, an

einem Lande zu verzweifeln, wo selbst die Memmen wacker sind.

XIV.

Heute Freitag, den 24. März, um 9 Uhr Morgens, stehen wir noch immer in unserem Feldlager bei der Börse; Viele von uns haben seit 48 Stunden nicht geschlafen. Der Körper ist wohl ermüdet, die Entschlossenheit nicht; unsere Zahl wächst von Minute zu Minute, soeben habe ich drei beinahe vollzählige Bataillone mit ihren Signalisten an der Spitze ankommen sehen.

So wird man denjenigen Nationalgarden, welche schon am längsten unter den Waffen stehen, einige Stunden Erholung gewähren können.

Was mittlerweile draußen vorgeht, wissen wir nicht ganz recht. Die Föderirten verschanzen sich mehr und mehr auf dem Platze vor dem Hôtel de Ville und auf der Place Vendôme; sie haben viel Artillerie und sind sehr zahlreich, warum also greifen sie uns nicht an? Haben sie etwa gleich uns den Plan, sich nur auf der Defensive zu halten? Nun, wir werden sicherlich nicht den Anfang damit machen, französisches Blut zu vergießen. Während dieses allseitigen Zögerns vergeht die Zeit und beruhigen sich die Gemüther. Die Deputirten und die Maires von Paris suchen die Nationalversammlung zur Anerkennung unserer municipalen Freiheiten zu bewegen.

Wenn ein guter Geist die Regierung leitete, daß sie die eben so dringenden, als mit Recht angespro-

chenen Concessionen machte, wenn sie nicht in dem starren Widerstande beharrte, den sie, überzeugt, im Rechte zu sein, den allgemeinen Wünschen entgegensetzt, mit einem Worte, wenn sie sich des Sprüchwortes erinnerte: „Summum jus, summa injustitia“, dann könnte der Bürgerkrieg noch abgewendet werden. Man sagt, und ich glaube es selbst, daß die föderirten Nationalgarden nicht ohne Entsetzen sich der Folgen des unüberlegten Unternehmens, in welches sie sich gestürzt haben, nach und nach bewußt werden. Auch die Anführer sollen Bedenklichkeiten hegen; selbst Diejenigen, welche in ihrer Siegestrunkenheit sich für unversöhnlich erklärten, dürften vielleicht über ein wenig Nachgiebigkeit von Seite der Nationalversammlung, die ihnen einen Vorwand böte, die Revolution nicht weiter fortzusetzen, gar nicht böse sein. Soeben haben Nationalgardisten vom 117. Bataillon, welches zum Theil mit dem Centralcomité gemeinsame Sache machte, im Vorübergehen mit unseren Vorposten geplaudert. Ein Weitertreiben des Bürgerkrieges scheint gar nicht nach ihrem Geschmacke zu sein. Einige von ihnen sagten:

„Man hat Generalmarsch geschlagen, so sind wir gekommen; man zahlt uns unseren Sold, so gehorchen wir.“

Meinten sie das aufrichtig? wollten sie sich wieder mit uns vereinigen oder uns nur aushorchen? Andere, welche kühner oder auch weniger falsch waren, sagten ganz offen:

„Wir wollen die Commune und wir werden sie haben um jeden Preis.“

Aber nicht Viele sprachen so; wenn die Majorität der Insurgenten so denkt, wie diejenigen, welche mit den Unsrigen geplaudert haben, so sollte man, ohne gerade zu sanguinisch zu sein, doch meinen, daß eine Verständigung noch möglich sei. Ein Vorfall, von dem ich soeben Kenntniß erlangte, bestätigt diese Hoffnung.

Das Comptoir der Escomptebank war von einem Posten der Föderirten besetzt; eine Compagnie des der Regierung treu gebliebenen 9. Arrondissements kam, den Posten abzulösen.

„Ihr seid schon seit zwei Tagen hier," sagte man dem Posten der Föderirten, „geht und ruhet Euch aus."

Doch darauf hin wollten sie nicht vom Platze weichen.

Nun hieß es: „Wir sind aus diesem Stadttheile und Ihr seid aus Belleville, also ist es unsere Sache, die Escomptebank zu bewachen."

Auch darauf wollte man nicht hören.

Schließlich bot man ihnen 100 Francs für den Abzug; das half, sie nahmen das Geld und marschirten ab. Leute, deren Gewissen man mit 2 Francs per Kopf — denn es waren ihrer fünfzig — einhandeln kann, erfreuen sich keiner furchterregenden Ueberzeugung. Ich vergaß, zu bemerken, daß dieser Posten der Föderirten von dem Italiener Thibaldi commandirt wurde, von dem nämlichen, welcher während des Spectakels vom 31. October in den Gängen des Hôtels de Ville arretirt wurde.

XV.

Alles geht gut und binnen wenigen Stunden wird es vielleicht noch besser gehen; man freut sich schon im Voraus auf eine nun wahrscheinliche, beinahe gewisse Beilegung der bis jetzt so bedrohlichen Streitigkeiten. Die Sonne scheint hell, die Boulevards sind mit Spaziergängern und Spaziergängerinnen gefüllt, deren Gesichter die allgemeine Freude widerspiegeln. Woher kommt diese allgemeine Heiterkeit? Sie rührt von einem zu gleicher Zeit in allen Theilen von Paris angeschlagenen Plakate her, welches ich mit wahrer Freude hier copire.

Geliebte Mitbürger!

Ich beeile mich, Euch bekannt zu machen, daß die Deputirten des Seine Departements und die erwählten Maires von Paris von der Nationalversammlung erlangt haben:

I. Die vollständige Anerkennung aller unserer municipalen Freiheiten.

II. Die freie Wahl aller Officiere der Nationalgarde, den Oberbefehlshaber derselben einbegriffen.

III. Modificationen des Wechselgesetzes.

IV. Eine den Miethparteien sehr günstige Verfügung in Betreff der rückständigen Miethbeträge, jene von 1200 Francs mit einbegriffen.

In Erwartung Eurer Entscheidung, ob Ihr meine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde bestätigen oder ob Ihr diese Stelle durch einen Anderen besetzen wollet, verbleibe ich auf meinem Ehrenposten, welcher mir das Recht giebt, über die Ausführung der versöhnenden Gesetze, die man uns bewilligt hat, streng zu wachen und dadurch zur Festigung der Republik nach Kräften beizutragen.

Paris, den 23. März.

Der Vice-Admiral u. prov. Commandant:

Saisset m. p.

Sehr wohl, das nenne ich klar, deutlich, bestimmt und vollständig sagen, was zu sagen ist. Die Nationalversammlung hat also begriffen, daß in einer Stadt wie Paris eine Revolution, an welcher ungefähr ein Dritttheil der Bevölkerung theilnimmt, nicht blos Mord und Verwüstung zum Ziele haben kann, daß, wenn unter den Forderungen einer aufgeregten Menge auch unrechtmäßige und verfrühte sich befinden, gleichwohl auch solche darunter sein können, denen nachzukommen recht und billig ist. Paris hat niemals ganz Unrecht. Jedenfalls sind unter Denjenigen, welche das Unglück vom 18. März herbeigeführt und verschuldet haben, viele Schuldige. Die Mörder der Generale Lecomte und Clément Thomas müssen aufgesucht und bestraft werden. Ueber das Blutbad in der Rue Vendôme fordert jeder rechtschaffene Mann eine strenge und genaue Untersuchung; aber das kann und muß man sagen, nicht nur aus Trunkenbolden und Wahnsinnigen bestehen die Bataillone der Föderirten; weil einige Männer sich in den Liqueurladen einen Rausch geholt haben, sind wir noch immer nicht berechtigt, die gesammten 100.000 Männer, unter denen sich neben den Säufern gewiß auch viele ehrenwerthe und von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugte Männer befinden, als Trunkenbolde zu behandeln. Gewiß müssen doch unter ihnen ehrenhafte Leute sein, welche von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche so überzeugt sind, wie wir von der Berechtigung der unserigen. Können diese plötzlich aus dem Dunkel aufgetauchten Führer der Revolution sämmtlich Unwürdige und Schwachköpfe sein? Ist nicht

vielmehr anzunehmen, daß unter ihnen bemerkenswerthe neue Kräfte sein dürften, deren Ausnützung für das allgemeine Beste nicht nur ein Act der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit sein würde? Die Ideen, welche sie vertreten, sollten geprüft und, wenn für gut befunden, auch in Ausführung gebracht werden. Das hat die Nationalversammlung erkannt und darnach hat sie ihre neuesten Beschlüsse gefaßt. Durch eine Nachgiebigkeit, welche, weit entfernt, ihr Ansehen zu vermindern, dazu beitragen muß, dasselbe zu vermehren, bemächtigt sie sich der Herzen aller ehrenhaften Theilnehmer der Insurrection und kettet dieselben wieder an ihre Sache. Diejenigen freilich, welche nach der Proclamation des Vice-Admirals Saisset sich noch immer weigern, die Regierung anzuerkennen, wären dann nicht mehr Leute, welche für das Beste der Stadt und der Republik handeln, sondern strafbare Aufrührer, welche mit den verbrecherischesten Mitteln ihre eigennützigen Pläne zu fördern suchen. Jetzt wird das gute Korn von der Spreu gesondert werden, und wenn es nicht anders geht, müssen wir dies mit Gewalt erreichen. Gestern und vorgestern waren wir Alle, die wir auf dem Börsenplatze, auf der Place Victoire, in dem ganzen Bankviertel unter Waffen standen, fest entschlossen, einen energischen Widerstand zu leisten; aber auch nur einen Widerstand, denn ohne die dringendste Nothwendigkeit würde Keiner von uns auch nur einen Schuß abgefeuert haben, ja selbst dieser Entschlossenheit mischte sich eine unendliche Trauer bei, denn wir wußten ja, daß unsere Kugeln, wenn es zum Kampfe kam, so

manchen Unschuldigen treffen konnten, der, wenn auch irregeleitet, dennoch kein Verbrecher war, möglich sogar, daß im entscheidenden Augenblicke das Gewehr unseren Händen entfallen sein würde. Mit dem heutigen Tage wurde das anders, indem die Nationalversammlung unsere Rechte anerkannte, setzte sie sich selbst wieder in den vollen Besitz ihres eigenen Rechtes, und wir werden von nun an jede Auflehnung gegen ihre wohlbenützte und wohlberechtigte Autorität als ein Verbrechen betrachten, welches unnachsichtige Züchtigung verdient. Bis jetzt, wo wir fürchteten, von der Regierung aufgegeben oder mißverstanden zu sein, waren wir entschlossen, unseren Maires und unseren selbsterwählten Deputirten zu gehorchen. Nun aber beweist uns die Regierung durch ihr kluges, zeitgemäßes Verfahren, daß sie unser Vertrauen nicht verwirkt hat. So führe sie denn die Oberleitung weiter, unseres Gehorsams ist sie gewiß.

Die Wahrheit zu sagen: Die glückliche Umstimmung der Nationalversammlung ist uns ein wenig unerwartet gekommen, denn noch gestern sprach sie in einem ganz anderen Tone, und die Aufnahme, welche unsere Maires bei der Majorität gefunden haben, berechtigte keineswegs zu kühnen Hoffnungen auf eine unseren Interessen günstige Lösung; aber was liegt jetzt daran, wir wollen nicht grübeln, sondern, ohne an das bis jetzt drohende unermeßliche Unglück weiter zu denken, uns des gegenwärtigen Glückes freuen. Ueberall spricht man davon, daß die mit unumschränkten Vollmachten versehenen Deputirten und Maires schon in diesem

Augenblicke eifrig an der Regelung des Ausgleiches arbeiten; man erzählt, daß die Municipalwahlen schon am 2. April stattfinden sollen. So verschwindet mit einem Male jede Ursache zum Zwiespalte. Gottlob! Paris wird Ruhe bekommen; schon jetzt werden die Laden wieder geöffnet und alle Welt strömt in's Freie. Der Platz Vendôme bewahrt freilich noch immer sein festungsmäßiges Aussehen, aber auch das wird ein Ende nehmen.

Die Stadt hat ein verändertes Gesicht angenommen; Leute, die einander gar nicht kennen, plaudern mit einander wie alte Freunde, man lächelt einander zu, es fehlt nicht viel, daß Einer dem Andern in die Arme falle. Es ist zwar nur ein Feiertag, aber die brave Nationalversammlung hat ihn uns zum Festtag gemacht.

XVI.

In dem Hause, wo ich wohne, befindet sich im Erdgeschosse ein Tapisseriegeschäft. Der Besitzer desselben war vorgestern ausgegangen, um eine Arbeit abzuliefern, und diesen Morgen noch nicht zurückgekehrt; soeben nun hat ihn seine Frau, welche ihn in Todesangst überall gesucht hatte, als Leiche auf der Morgue gefunden. Man erzählt, er habe vorgestern in der Rue de la Paix, durch welche ihn sein Weg führte, eine Kugel in den Kopf erhalten. Das „Journal officiel“ dagegen behauptet, dieser arme Mann, Namens Valin, sei einer der durch die Revolver der Manifestation gemordeten Nationalgardisten. Wer spricht

nun die Wahrheit? Ganz gewiß ist nur, daß man ihn morgen beerdigen wird und daß sein Weib Witwe ist.

XVII.

Was bedeutet das Alles? Wen hat man betrügen wollen und wer ist der Betrüger? Wir warten vergebens auf die Verwirklichung der Versprechungen unseres Admirals Saisset. Wenn er auf höheren Befehl angekündigt hat, daß die Nationalversammlung den berechtigten Bitten der Maires und Deputirten nachgegeben, hat er es dann auch übernommen, den Hoffnungen die Wirkung vollendeter Thatsachen zu verschaffen? Wir wissen jetzt gewiß, daß die Regierung keine Concessionen macht, sondern daß nur eine Proclamation mehr erlassen worden ist, und daß der provisorische Commandant der Nationalgarde uns, wenn auch vielleicht in ehrenhafter Absicht, irregeführt hat, oder auch, daß er gleich uns betrogen ist. Alle Bemühungen der Seine-Deputirten und der Maires von Paris sind an der Gleichgiltigkeit der Nationalversammlung gescheitert; vergebens hat Louis Blanc die Repräsentanten Frankreichs beschworen, die versöhnlichen Bestrebungen der Repräsentanten von Paris zu unterstützen.

Herr Clemenceau hat der Versammlung zugerufen: „Auf Sie allein fällt die Verantwortlichkeit für Alles, was nun kommen wird!“

Und er hat vollkommen Recht; ein wenig Nachgiebigkeit konnte Alles retten, diese übertriebene Hartnäckigkeit kann Alles verderben. Des Schutzes der

Nationalversammlung beraubt, ganz auf sich selbst angewiesen, haben die Deputirten und Maires von Paris, denen vor Allem daran liegt, den Bürgerkrieg abzuwenden, sich gezwungen gesehen, dem Centralcomité nachzugeben, welches sofortige Municipalwahlen verlangte. Sie haben kaum anders handeln können, aber indem sie sich vor der Gewalt beugten, schadeten sie natürlich ihrem Ansehen außerordentlich. Die Nationalversammlung, welche ganz Frankreich repräsentirt, hätte dieses Zugeständniß machen können, ohne sich etwas zu vergeben, sie würde sich im Gegentheile ihre Macht dadurch von Neuem wieder gesichert haben, während die Deputirten und Maires diese Concession machten und machen mußten auf die Gefahr hin, ihren Einfluß zu compromittiren. Was, von der Nationalversammlung ausgehend, nur ein ehrenhaftes Zugeständniß gewesen sein würde, ist, von ihnen kommend, eine gefährliche und doch unvermeidliche Unterwerfung. Durch von der Nationalversammlung bewilligte Municipalwahlen wäre das Comité vernichtet worden. Durch diese den Deputirten und Maires von Paris abgezwungenen Wahlen wird es triumphiren. Die Demüthigung, zu welcher die Hartnäckigkeit der Regierung unsere Repräsentanten, denen kein anderes Mittel zur Vermeidung von Blutvergießen zu Gebote stand, so unklug gezwungen, hat nun die nothwendige Folge, daß alle bisher von ihnen ausgeübte Autorität in die Hände des Centralcomité's fällt, welches jetzt die Commune erwählen läßt, natürlich unter sich und aus sich selbst. Von der Regierung in Folge der Flucht des Regie-

rungsleiters und der Minister im Stiche gelassen, hatten wir uns um unsere Repräsentanten geschaart; diese nun wiederum, im Stiche gelassen von der Nationalversammlung, sind gezwungen, sich den Aufrührern zu unterwerfen. Wir haben nur noch zu wählen zwischen der Anarchie und der Commune.

So ist es denn gekommen, daß heute Sonntag, den 26. März, der größte Theil der Pariser um die Wahlurnen versammelt ist. Umsonst haben verschiedene Journale zur Nichtabstimmung gerathen; es nützt auch nichts, daß die Bürger, welche erst gestern erfahren haben, daß heute gewählt werden soll, sich in der kurzen Zeit über die Wahl, welche sie zu treffen haben, nicht klar geworden sind. Stimmen werden sie dennoch. Diejenigen, welche sich an die Einflüsterungen des Centralcomité's nicht kehren, werden die bereits gewählten Maires, die bereits gewählten Deputirten wieder wählen, aber sie werden doch an den Wahlen theilnehmen; die zuwartende Haltung der gesetzmäßigen Regierung hat der Revolution einen ungeheuern Vorschub geleistet. Die Mißgriffe der Nationalversammlung stumpfen das Entsetzen, welches die Verbrechen des Aufruhrs verursacht haben, bedeutend ab. Wo auf der Straße Leute plaudernd beisammenstehen, tadelt man zwar noch immer laut den Doppelmord der Generale Clément Thomas und Lecomte, hier und dort aber hört man doch auch Leute, welche, ohne Widerspruch zu erfahren, die Bemerkung hinwerfen, daß das Centralcomité erklärt habe, diese Hinrichtungen seien von ihm nicht angeordnet. Das Gerücht, die beiden Gefan-

genen seien von Liniensoldaten erschossen worden, findet immer mehr Vertreter und erscheint nicht mehr so unglaubwürdig. Was das Blutbad in der Rue de la Paix anbelangt, so meint man, dieses Ereigniß sei doch unaufgeklärt geblieben, die Zeugenaussagen widersprächen einander u. s. w. u. s. w.

Es liegt auf der Hand, daß sich eine deutlich ausgesprochene Reaction zu Gunsten der Parteigänger der Commune vollzieht; ohne ihre Handlungen zu billigen, kann man nicht umhin, ihre Thätigkeit zu bewundern, sie haben in kurzer Zeit viel gethan. Einige sagen, „das sind doch Männer", und diese Stimmung erfüllt alle Gemüther, welche der Nationalversammlung, die trotz ihrer Mißgriffe nicht aufgehört hat, das ganze gesetzlich repräsentirte Frankreich zu sein, treu geblieben sind, mit tiefem Entsetzen. Schreckliche Lage! Paris sieht sich gezwungen, zu wählen zwischen einer gesetzlichen Regierung, der es gern gehorchen möchte, die ihm aber durch ihre Fehler den Gehorsam unmöglich macht, und zwischen einer gesetzlosen, sogar verbrecherischen, mit Blut besudelten Macht, die aber in einigen ihrer Forderungen die Wünsche der republikanischen Majorität repräsentirt. Wenn also heute Abends die Commune fix und fertig sein wird, kann man freilich sagen, sie existirt nur als Thatsache, nicht als Recht. Ohne Zweifel werden die auch dann noch festhaltenden Parteigänger der Regierung die vollzogenen Wahlen, welche gegen den Willen der das ganze Frankreich repräsentirenden Nationalversammlung ausgeübt worden sind, für null und nichtig erklären

können. Gleichwohl werden diese Wahlen stattgefunden haben, und eine Thatsache ist niemals ohne Wichtigkeit. Binnen zwei Stunden wird die Executivgewalt der Republik, sie mag wollen oder nicht, mit einer anderen Gewalt zu thun haben, welche sich, soweit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen in ihrer Macht stand, allen Schein der Gesetzlichkeit verschafft haben wird.

XVIII.

Menschengedränge auf den Straßen, Menschengedränge auf den Promenaden. Mittlerweile wird abgestimmt, diesen Abend werden alle Theater geöffnet sein, im 2. Arrondissement hat Herr Tirard viel Aussicht, wieder zum Maire gewählt zu werden. Das Wetter ist so schön als möglich; ich mische mich unter die Spaziergänger. Unter dem Vorbaue des Theaters Châtelet stehen die Wähler in dichten Reihen. Bei dem Brunnen haben Seiltänzer ihre Seile aufgespannt, auf denen sie ihre gewagten Evolutionen ausführen. In diesem Arrondissement werden jedenfalls die Candidaten des Centralcomité's durchdringen. Die Frauen tragen bereits Frühjahrstoiletten, helle Kleider und leichte Hüte; man erzählt sich, daß bei dem Hôtel de Ville viele Kanonen aufgefahren seien. Auf dem Square des Arts et de Metier begegnen einander zwei Freundinnen.

„Sie sind allein, Madame?“

„Ja, Madame, ich erwarte meinen Gatten, welcher zur Abstimmung gegangen ist.“

Die Kinder laufen nach den Seiltänzern hin und fragen: „Mama, was ist denn die Commune?"

Die Kutscher machen sich die Revolution zu nutze, indem sie übermäßige Fahrpreise verlangen, was sie gleichwohl nicht verhindert, politische Meinungen zu haben. Ein Fiakerkutscher, mit dem ich fahren wollte, schien dem Centralcomité nicht sehr günstig gestimmt zu sein.

„Kutscher, wie viel für die Fahrt?"

„Fünf Francs, gnädiger Herr!"

„Wohlan, also nach der Mairie Drouot!"

„Entschuldigen Sie, mein Herr, gedenken Sie dort zu stimmen?"

„Ja."

„O, dann bekomme ich zehn Francs."

Ich gebe nach und wir fahren. Auf dem Boulevard de Straßbourg drängt sich die sonntäglich gekleidete Bürgerschaft zwischen den Verkaufsständen, an denen Bücher, Parfumerien, transparente Laternen, kurz aller mögliche Firlefanz feilgeboten wird. In diesem Stadtviertel gleicht die Revolution einem Jahrmarkte.

Auf der Mairie des 9. Arrondissements ist das Gedränge nicht so groß; ich plaudere mit einem Bureaubeamten, welcher mir versichert, daß man noch nie mit solchem Eifer gewählt habe als diesmal.

Später begegnete mir ein Freund, welcher aus Belleville kam.

„Nun?" rede ich ihn an.

„Man stimmt auf Ordre, wie man in die Schlacht marschiren würde; man wählt nicht, man gehorcht."

„Wem? Dem Centralcomité?"

„Ja, aber das Centralcomité selbst gehorcht."

„Wem denn?"

„Ei, zum Teufel! der Internationalen."

An der Ecke der Rue Drouot steht ein gaffender Menschenhaufen vor einem Anschlagzettel. In der Meinung, man debattire dort die Proclamation eines Candidaten, trete ich hinzu, sehe nun aber, daß man nur einen Theaterzettel liest. Ich dränge mich kaum durch die Menschenmenge, alle Tische der Kaffeehäuser sind mit rothköpfigen Frauenzimmern besetzt. Hie und da prangen zwischen ihnen, wie Klatschrosen zwischen dem Getreide, rothe Garibaldianer. Im gestreckten Galop jagen Staffetten von einer Section zur anderen; nach und nach werden auch einige Resultate bekannt. In Montrouge, in Bercy, in Batignolles, in Marais sind die Mitglieder des Centralcomité's mit bedeutender Mehrheit erwählt worden. Herr Desmarets wird im 9. Arrondissement gewählt werden; während die Pariser sich in dem warmen Sonnenschein umhertreiben, wird das Schicksal der Stadt entschieden. — O Paris! Paris!

XIX.

Es ist geschehen, wir haben, was wir haben sollen; die Einen nennen es einen Municipalrath, die Anderen nennen es eine Commune.

War die Wahl auch keine regelrechte, so war sie doch eine Wahl. Vierundzwanzig Räthe, unter ihnen sechzehn völlig unbekannte Namen; wer hat diese Männer den

Wählern empfohlen, oder, besser gesagt, aufgezwungen? Besteht wirklich eine Macht, welche hinter dem Ex-Centralcomité agirte, und ist die Commune nicht etwa nur ein Vorwand? sollten wir nicht vor einer municipalen Bewegung, sondern vor einer politischen, oder vielmehr socialen Revolution stehen? Ich hörte soeben von einem Vertreter der neuen Ideen folgende Worte, welche mir zu denken geben:

„Das Proletariat erzwingt sich seine von der bürgerlichen Aristokratie ihm ungerechterweise vorenthaltenen Rechte. Es ist das Jahr 89 der Arbeiter."

89 oder gar 93? Ein Anderer drückte genau dieselbe Idee mit ganz anderen Worten aus; er sagte:

„Es ist die Revolution der Canaille gegen alle Suprematie, gegen die Suprematie des Vermögens sowohl wie gegen die Suprematie der Bildung."

Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze hat man bereits proclamirt, jetzt wird man Gleichheit vor dem Richterstuhle der Bildung proclamiren. Die allgemeine Wahlabstimmung wird schließlich das Spiel des reinsten Zufalles werden; hat es doch in Athen eine Zeit gegeben, wo man die Namen Derjenigen, welche Archonten werden sollten, wie beim Lottospiel aus einem Sacke zog.

Was soll man, insolange die Revolution ihre Tendenzen nicht klar und deutlich durch Thatsachen ausgesprochen hat, von den Unbekannten halten, welche die Revolution repräsentiren? Ein Mann, in den ich das größte Vertrauen setze, der sein ganzes Leben dem Studium socialer Fragen gewidmet hat, der in Folge

dessen viel mit allen Schichten der revolutionären Elemente verkehrt und den größten Theil ihrer Führer kennt, sagte mir vorhin, als ich mit ihm von unseren neuen Municipalräthen sprach:

„Es wird eine aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Versammlung sein. Nicht Alles daran ist schlecht, aber auch bei weitem nicht Alles gut; man kann das Ganze in drei Theile theilen; ungefähr zehn von den neuen Räthen sind beachtenswerthe, der Internationalen ergebene Leute, welche, da sie in ihrem Leben viel gedacht und viel gearbeitet haben, jetzt auch vielleicht zu handeln verstehen werden.

„Unter ihnen befinden sich mehrere Fremde. Einige der Räthe sind junge, heißblütige Leute ohne Erfahrung, in denen Jacobini'sche Theorien stecken. Die dritte, zahlreichste Gruppe ist hauptsächlich aus dem dürren Holze der früheren Revolutionen geschnitzt, aus Journalisten, Rednern und Intriguenmachern; sie sind unruhige Köpfe, machen viel Lärm, viel Durcheinander, haben aber keinen Bestand und wissen selbst nicht recht, was sie wollen; sie haben mit den beiden anderen Abtheilungen der Versammlung keinen eigentlichen Zusammenhang und werden sich bald den Ansichten der Einen, bald den Ansichten der Anderen anbequemen. Nur die Mitglieder der Internationalen haben einen wirklichen politischen Werth. Sie sind Socialisten; das Jacobini'sche Element ist sehr gefährlich."

Wenn die Communalversammlung wirklich in dieser Weise zusammengesetzt ist, was können wir uns dann

von ihrem Handeln versprechen? Warten wir es ab, wir werden es bald genug sehen; inzwischen ist die Stadt ruhig, niemals hat eine so unruhige Verfassung einen so friedlichen Anschein gehabt. Nun, und die Preußen?

XX.

Entziehe sich, wer da kann, der unwiderstehlichen Aufregung, welche die Begeisterung der Waffen der Seele aufzwingt; ich bin kein Politiker, ich bin nur ein Vorübergehender, welcher sieht, hört und sich den jeweiligen Eindrücken hingiebt.

Ich war zu der Stunde, als man die Namen der Mitglieder der Commune ausrief, auf dem Platze vor dem Hôtel de Ville und schreibe diese Zeilen noch in voller Aufregung.

Wohl 100,000 Menschen waren dort von allen Punkten der Stadt zusammengeströmt, die benachbarten Straßen wimmelten von bewaffneten Männern, deren in der Sonne blitzende Bajonnete über den ganzen Platz die Augen blendeten.

Vor der Façade des Hôtels erhebt sich eine Estrade, welche von einer mit der phrygischen Mütze gezierten Büste der Republik überragt wird. Die Broncestatue Heinrich IV. ist mit Fahnen verhängt; in den Fenstern drängen sich doppelte und dreifache Reihen von Zuschauern; auf den Dächern sitzen Frauen, auf den vorspringenden Verzierungen des Gebäudes, auf den Nacken der Büsten kauern Kinder.

Ein Bataillon nach dem andern hat sich in guter

Ordnung, Musikchöre an der Spitze, auf dem Platze in Reihe und Glied aufgestellt. Die Musik spielt die Marseillaise und 50,000 Stimmen fallen in herzerschütterndem, donnerndem Chor ein, und das größte Lied, welches durch unsere Niederlagen entwürdigt worden war, hatte auf einen Augenblick seine alte Kraft wiedergewonnen.

Jetzt dröhnt ein Kanonenschuß, der Gesang steigt in furchtbarem, noch lauterem Chor zum Himmel auf, eine ungeheure Wolke von Fahnen, Bajonneten und Cäpi's wälzt sich über die Estrade und ordnet sich da zu einer dichten Masse; fort und fort donnert die Kanone, aber nur während der Pausen des Gesanges kann sie sich hörbar machen. Dann verschmilzt aller Lärm zu einem vieltausendstimmigen Hochrufe, und alle diese Männer scheinen nur ein Herz zu haben, wie sie nur eine Stimme zu haben scheinen.

Auf der Estrade haben die Mitglieder des Comité's Platz genommen; sie tragen die dreifarbige Schärpe und einer von ihnen verliest die Namen der gewählten Räthe.

Wieder donnern die Kanonen, wieder mischen sich mit ihrem Dröhnen die lauten fröhlichen Hochrufe der Menge, unter welchen die Fensterscheiben erzittern und die Gebäude zu wanken scheinen.

O, Volk von Paris! Du hast am Tage des Abfalls der Linientruppen in den Wirthshäusern des Montmartre geschlemmt, aus Dir sind die Mörder der Generale Thomas und Lecomte hervorgegangen, Du hast in der Rue de la Paix friedliche Vorübergehende

zusammengeschossen, und doch bist Du, wenn auch oft verbrecherisch und strafbar, ein außerordentliches Volk, und in den Tagen Deines Glanzes entfaltest Du eine so mächtige Schönheit, öffnet sich in Dir ein ganzer Vulkan so großartiger Gefühle und Leidenschaften, daß selbst die Herzen Derjenigen, welche Dich verdammen, sobald sie sich Deiner hochauflodernden Begeisterungsflamme nähern, sich hingerissen und verklärt fühlen!

XXI.

Das „Journal officiel“ von Paris sagt:

„Bürger! Eure Commune hat sich constituirt,“ und augenblicklich regnete es Decrete auf Decrete; wer gern weiße Anschlagzettel liest, kann sich diesen Genuß an allen Straßenecken verschaffen, denn was haben Die im Hôtel de Ville weiter zu thun, als Decrete zu erlassen?

Die Conscription ist abgeschafft, von den armen jungen Leuten, welche, nachdem sie sich einen patriotischen Rausch angetrunken, mit ihren Nummern an den Mützen durch die Stadt schwanken, wird man keinen mehr zu sehen bekommen.

Also keine Soldaten mehr. Dafür werden wir alle mit einander Nationalgardisten sein — ein ruhmreiches Decret, wie Edgar Poe sagt.

Ein weiteres Decret: „Die auf dem Mont de Piété versetzten Gegenstände dürfen nicht mehr verkauft werden.“ Sehr gut; freilich meinte mancher arme Teufel er habe gehofft, etwas herausgezahlt zu bekommen, aber

was ist da zu machen, allen Leuten kann man nicht recht thun.

Jetzt wollen wir einmal nach den Hausbesitzern schauen; deren Glückseligkeit ist freilich nicht sehr groß, selbst die Abmiether scheinen nicht so beglückt, wie sie es eigentlich sein sollten. Die Miethe nicht bezahlen dürfen! welch' unverhofftes Glück! Aber sie wagen gar nicht recht, an ihr Glück zu glauben. So zeigte Prometheus, als Orpheus bei seinem Versuche, Euridice der Unterwelt zu entreißen, durch die harmonischen Klänge seiner Leier die Qualen der Verdammten unterbrach, nicht so viel Freude, als wohl am Platze gewesen wäre, da er den Schnabel des Geiers nicht mehr in seinen Eingeweiden wühlen fühlte; er dachte sich eben: „Die Freude wird nicht lange währen.“ Wohlan! Orpheus ist die Commune; die Unterwelt ist die Regierung vom 4. September; die harmonischen Klänge der Leier sind die Decrete der Commune, Prometheus ist der Abmiether und der Geier ist der Hausbesitzer.

Aber ohne Scherz — zum Scherzen ist man jetzt ohnehin nicht aufgelegt — das Decret, welches dem Abmiether die Miethbeträge von dem Octoberquartal 1870 und von dem Jänner- und Aprilquartal 1871 schenkt, erscheint mir gar nicht so unsinnig, und ich weiß wirklich nicht, wer etwas gegen die dem Decrete voranstehenden Zeilen einwenden könnte: „In Anbetracht, daß das Handwerk, die Industrie und der Handel alle Lasten des Krieges getragen haben, und daß es recht und billig ist, wenn auch der Grundbesitz seinen Theil an den von dem Lande zu leistenden Opfern trage“ u. s. w.

Lassen Sie doch nur ein vernünftiges Wort mit sich reden, mein werther Herr und Hausbesitzer. Sie haben ein Haus und in diesem Hause wohne ich. Allerdings rauchen die Kamine fürchterlich und Sie haben sich jederzeit hartnäckig geweigert, dieselben wieder anständig herrichten zu lassen. Gleichwohl gehört Ihnen nun einmal das Haus und Sie haben das volle Recht, Nutzen aus diesem Besitz zu ziehen.

Bemerken Sie wohl, daß ich Ihr Recht in keiner Weise bestreite? Ich für meinen Theil besitze keinerlei Grundeigenthum, aber ich besitze ein Werkzeug — gleichviel ob Feder, Nadel oder Hammer —, welches mir in gewöhnlichen Zeitläufen Brot verschaffen und mich in den Stand setzen muß, Ihnen mit entsprechender Regelmäßigkeit meine Miethe zu entrichten.

Hätte ich dieses Werkzeug nicht gehabt, so würden Sie sich gehütet haben, mir Ihr Haus ganz oder theilweise zu überlassen, weil Sie ganz richtig vermuthet haben würden, ich sei außer Stande, meine Wohnung zu bezahlen. Was hat mir nun aber während des Krieges mein Werkzeug genützt? Offenbar blutwenig. Es hat im Gegentheil vollständig müßig auf dem Schreibzeug, auf dem Nadelkissen oder in dem Zeugrahmen campirt. Ich habe es nicht nur nicht zur Beschaffung meines Lebensunterhaltes benützen können, ich habe sogar theilweise die Geschicklichkeit verloren, mit meinem Werkzeug umzugehen, und es dürften Wochen hingehen, bevor ich mich wieder gehörig in meine Arbeit finde. Was haben Sie nun gethan, während ich nichts zu arbeiten und folglich nicht viel zu essen hatte? So glücklich

wie in den glänzenden Tagen des Kaiserreichs mögen Sie wohl auch nicht gewesen sein; schließlich aber hat man doch nur sehr wenig Hausbesitzer verhungert in den Gassen aufgelesen, und unter den Schwärmen von Darbenden, welche die Municipalküchen belagerten, hat man auch nicht viele von ihnen bemerkt. Ich habe mir sogar erzählen lassen, daß viele von Ihren hausbesitzenden Brüdern, bevor Paris von den Preußen umzingelt wurde, sich klüglich fortgemacht hatten, um in den Schatten der Touraine, oder an den Gestaden der Normandie, oder wo es sonst hübsch und sicher zu leben war, ihre glühenden Wünsche für die Rettung des Vaterlandes zum Himmel emporzusenden, während ich, von ihren Wünschen begleitet, die langen, kalten Nächte hindurch als Schildwache in dem Kothe der Festungswerke auf- und abstampfte. Aber ich möchte durch diese Betrachtungen den Herren Emigranten durchaus nicht zu nahe treten; Jedermann steht es frei, zu handeln, wie es ihm gutdünkt. Dagegen muß ich es entschieden tadeln, daß Sie jetzt wieder kommen, um mir zu sagen:

„Sieben oder acht Monate lang hast Du nicht arbeiten können; Du hast die Betten versetzen müssen, um Weib und Kinder zu ernähren. Armer Mann! Du dauerst mich von Herzen; jetzt sei so gut und zahle mir drei Quartale Miethe.“

Ha! Nein und abermals Nein! Diese Forderung ist unsinnig, strafbar und unerhört, und ich erkläre ungescheut, daß, wenn das alte Buchstabengesetz mit dem Decrete der Commune nicht einigermaßen in Ein-

klang gebracht werden könnte, ich dieses jenem ohne Zögern vorziehen würde; ja, ich würde weit lieber mit ansehen, wie eine im Ganzen nicht zu zahlreiche Classe von Leuten, welche sich lange Zeit eines mehr als behaglichen Wohlstandes erfreute, jetzt auf kurze Zeit ein wenig eingeschränkt oder selbst gedrückt leben muß, als ich zusehen möchte, wie man fünfmalhundert-tausend armen, halbverhungerten Teufeln das letzte Bett, den letzten leeren Schrank um ein Spottgeld unter dem Hammer verkauft.

Aber sollte es kein Mittel geben, die Interessen der Abmiether mit den Interessen der Hausbesitzer zu vergleichen? Würde etwa genügen, wenn man jenen Frist gewährte und diese zwänge, Geduld zu haben? Das glaube ich kaum. Und wenn man mir drei Jahre Frist gäbe, so würde mir damit durchaus nicht geholfen sein. Das Werkzeug des Arbeiters, des Künstlers gleicht nicht dem Felde des Landmannes, welches, wenn es eine Zeitlang brach gelegen hat, um so reichlicher trägt. Während der letztverflossenen traurigen Monate habe ich nicht nur nicht gearbeitet, ich habe, um leben zu können, auch schon auf meine künftige Arbeit hin Schulden machen müssen, und von dieser durch lange Arbeitslosigkeit bereits halb lahmgelegten Zukunft, von einer Zukunft, die es mir kaum ermöglichen wird, aus der Hand in den Mund zu leben, hofft man die Ausgleichung der aus der Vergangenheit herrührenden Schulden? Das ist ein blinder Wahn. Meine Möbel werden mir, wenn das Gesetz es gestattet, verkauft werden — zahlen werde ich nicht können.

Nein, glaubt mir: die einzige mögliche Lösung ist die Quittirung der verfallenen Termine. Nur sollte diese Quittirung keine zu allgemeine sein. Man sollte genau Nachforschungen anstellen: denjenigen Miethern, welche der Krieg geradezu zahlungsunfähig gemacht hat, sollte man ihre Schuld ohne Weiteres quittiren; anderen, welche wohl auch, aber weniger, unter dem Drucke der Ereignisse gelitten haben, könnte man die Zahlung theilweise nachlassen; diejenigen aber, welche durch die Kriegscalamitäten wenig oder gar nicht beeinträchtigt worden sind, Victualienhändler, Besitzer von Kaffeehäusern, wohlhabende Leute u. dgl. m. . . . . diese müßten unnachsichtlich zu sofortiger Zahlung angehalten werden. Wenn man die Angelegenheit derart ordnen möchte, würden die Hausbesitzer gar nicht so hart betroffen werden, als es den Anschein hat, denn nur die kleinsten Beträge für die bescheidensten Locale würden ihnen entgehen. Das Decret der Commune beruht auf einem ganz richtigen Princip, es sollte nur nicht so ganz allgemein gehalten sein.

Aber die neue Regierung, denn eine Regierung ist sie ja doch, beschränkt sich nicht darauf, Decrete zu erlassen: sie richtet sich ein und constituirt sich mit bemerkenswerther Raschheit; binnen wenigen Stunden hat sie nicht weniger als zehn Commissionen niedergesetzt: eine Executiv-Commission, eine Finanz-Commission, eine Arbeits-Commission, eine Commission für die äußeren Angelegenheiten, eine Commission für öffentliche Aemter, eine Unterrichts-Commission rc. rc.

6*

Welche Unzahl von Commissionären! Sie mögen nur ihre Commissionen brav ausführen.

XXII.

Halt! halt! Nur keine Mißverständnisse. Wer seid Ihr? Man kennt Euch kaum. Diejenigen von Euch, welche noch gestern wenigstens nicht ganz unbekannt waren, erfreuen sich dennoch des allgemeinen Vertrauens noch nicht in einem Grade, welcher es ihnen möglich machen würde, für die Andern genügende Bürgschaft leisten zu können. Wir müssen erst Eure Thaten sehen, ehe wir uns ein Urtheil über Euch bilden können. Hütet Euch wohl, dem Mißtrauen Handhaben zu bieten! Ihr habt Decrete erlassen, welche, wenn auch nicht ganz makellos, so doch nicht ganz verwerflich sind, denn Ihr vertretet darin die Interessen desjenigen Theiles der Bevölkerung, welchen ihr repräsentirt und von welchem Ihr Eure Mission erhalten habt. Man wird Euch diese Decrete auch gern hingehen lassen, vorausgesetzt, daß Ihr nichts Schlimmeres thut.

Gestern, am 30. März, in der Nacht — warum gerade in der Nacht? — ist ein mit der rothen Schärpe geschmückter Mann, von mehreren bewaffneten Leuten begleitet, in dem Gebäude der Versicherungsgesellschaft Union erschienen. Da der anwesende Bureaubeamte die Cassenschlüssel nicht ausliefern wollte, sprengte man die Thür des Cassenzimmers mit Kolbenschlägen, legte Siegel an den feuerfesten Geldschrank und verhaftete den Beamten, welcher doch nur seine Schuldigkeit gethan hatte.

Was bedeutet das? Hat man Euch gewählt, damit Ihr Cassenzimmer erbrechen und Geldschränke versiegeln sollt? In derselben Nacht, fast zu derselben Stunde, hat einer meiner Freunde auf dem Heimwege nach seiner jenseits des Flusses gelegenen Wohnung die Fenster des Hôtel de Ville glänzend erleuchtet gesehen. Oho! meinte er für sich, giebt's da schon einen Ball? Auf seine Erkundigung erfuhr er jedoch, daß es etwas noch Besseres war. Mehrere hundert Nationalgardisten von Belleville hatten sich in den Salons des Hôtels eingefunden und sich dort ein Souper auftragen lassen. Sie hatten ihre rechtmäßigen oder auch unrechtmäßigen Gefährtinnen bei sich; man trank, man lachte, man sang. Was soll das Alles heißen, ihr Herren von der Commune? Seid Ihr etwa gewählt worden, um offene Tafel zu halten? Oder beabsichtigt Ihr, unter die an der Façade des Municipalgebäudes befindliche Aufschrift: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ noch eine weitere Firma zu setzen, welche lauten dürfte: „Hier sind Salons zur Abhaltung von Hochzeiten und Festgelagen zu vermiethen?“

XXIII.

„Sie bleiben hier!“

„Ich gehe.“

„Sie? meinetwegen. Aber die Möbel bleiben hier.“

„Und wer wird mich verhindern, meine Möbel mitzunehmen?“

„Ich!“

„Das lassen Sie hübsch bleiben!“

„Spitzbube!“

„Hallunke!“

So flogen die Schimpfreden noch eine Weile hin und her. Vor dem Hausthore stand ein bereits gepackter Möbelwagen, umdrängt von einem Schwarm nach Herzenslust schnatternder Nachbarsweiber. In der ganzen Straße lagen die Leute in den Fenstern und die Vorübergehenden lachten aus vollem Halse.

Diese erbauliche Scene war von einem Anhänger der Commune herbeigeführt worden, welcher sich das neueste Decret zu nutze machte. Aber die Sache sollte nicht so friedlich abgehen. Der Hausmeister freilich, den die Ankunft des Möbelwagens und das hastige Ausräumen der Möbel zu sehr überrascht hatte, war nicht eingeschritten, wohl aber der Hauseigenthümer, den eine dunkle Ahnung herbeigeführt haben mochte, und daher rührt der Scandal.

Der Abmiether war ein kecker Mann. Er selbst, denn die Ausräumer bewahrten eine kluge Neutralität, trug sein letztes Möbelstück, es war ein Nachtschränkchen, aus dem Hause. Eben sollte das discrete Einrichtungsstück hinter den schwarzleinenen Hüllen verschwinden, als der Hausbesitzer, wie ein Geizhals auf seinen von Räubern bedrohten Schatz, auf das Schränkchen losstürzte, es seinem zeitherigen Inhaber aus den Händen riß und auf das Trottoir niedersetzte. Da holte es der Abmiether wieder fort und setzte es wieder auf den Wagen. Der Hausbesitzer wiederholte sein voriges Manöver, der Abmiether das seinige. Endlich packten die Beiden unter immer gel-

lender losbrechendem Gelächter der Umstehenden den streitigen Gegenstand zu gleicher Zeit; während sie jedoch das unglückliche Möbel hin- und herzerrten, sprang die Thür desselben auf, ein zerbrechliches Geschirr schlüpfte heraus, und die Bewohner der Rue Richer hätten nicht viel Phantasie gebraucht, um sich in die Vorstellung einer Pantomime des Theater des Funambules versetzt zu glauben. Jetzt zeigte der Abmiether, daß er ein Mann des raschen Entschlusses war. Die Verblüffung des Hausbesitzers benützend, schleuderte er mit starkem Arme das Schränkchen in den Wagen, schwang sich auf den Bock, ließ die Peitsche knallen und fuhr davon, so rasch die drei vorgespannten Klepper laufen konnten, begleitet von dem Hurrahruf der Zuschauer, dem Geschrei der Ausräumer und den Verwünschungen des Hausbesitzers, welcher sehr bald mutterseelenallein vor der Thür stand und mit geballten Fäusten den Flüchtling einen Dieb und Räuber über den anderen schimpfte.

XXIV.

Welche Massen von Koffern! Selbst Diejenigen, welche in den Tagen vor der Belagerung den tapfern Ausreißern bei ihrer Auswanderung behilflich waren, haben keine Ahnung davon gehabt, daß in Paris eine solche Unzahl von Koffern aufzutreiben sein könnte. Elegante Reisekoffer mit halbrunden Deckeln, simple Kästen von schwarzem Holz, Felleisen, Lederschachteln, Pappschachteln, Reisetaschen und Mantelsäcke rollen, auf tausenden von Fuhrwerken zu Bergen

aufgethürmt, unausgesetzt nach den verschiedenen Bahnhöfen von Paris. Rette sich, wer kann, und so lange es noch Zeit ist! Wer ist uns gut dafür, daß die Commune, die entsetzliche Commune, nicht schon in dieser Nacht ein Dercet erläßt, durch welches sie den Parisern verbietet, Paris zu verlassen? Wer also klug ist, der steckt seine Banknoten und seine Actien in die Brieftasche und macht sich fort.

Man begegnet einem Freunde, der mit bestürzter Miene wie blind und toll vorüberläuft, und geht ihm nach.

„Warum rennen Sie denn so, mein Bester?“

„Ach, mein Freund! Sie wissen also noch nicht?“

„Was denn?“

„Es ist unglaublich! Ich bin zum Tode verurtheilt!“

„Sie?“

„Ja, ich!“

„Von wem?“

„Ei, zum Teufel! von der Commune!“

„Und warum?“

„Weil ich für den Figaro geschrieben habe.“

„Sie haben für den Figaro geschrieben?“

„O, nur ganz wenig. Ich habe nämlich im vergangenen Jahre einen Brief an Julius Prevel gerichtet, in welchem ich diesen ersuche, öffentlich zu erklären, daß mein Vaudeville „Die Strumpfbänder meiner Tante“ durchaus nichts zu thun hat mit demjenigen eines meiner Collegen, welches „Die Hosenträger meines Onkels“ betitelt ist, und daß ich jedenfalls nicht

gesonnen bin, auf den Titel des meinigen (gefällt er Ihnen auch?) zu verzichten. Mein Brief ist veröffentlicht worden, und da die Leute im Hôtel de Ville alle Mitarbeiter des Figaro zum Tode verurtheilt haben — Sie verstehen mich?"

„Ob ich verstehe! Sie sollten längst fort sein. Und Sie gehen nach Versailles?"

„Natürlich!"

„Mit der Eisenbahn?"

„Warum nicht?

„Ei, der Teufel auch! Ich an Ihrer Stelle würde mir das noch überlegen. Es kann ein Kessel springen, ein Zug auf den andern rennen, das ist Alles schon dagewesen. Die Commune ist zu Allem fähig, wenn es ihr darauf ankommt, sich eines gefährlichen Gegners zu entledigen."

„Glauben Sie wirklich, daß diese Menschen so weit gehen könnten? — Sie übertreiben! Aber gleichviel, ich werde einen Miethwagen nehmen."

Dann läuft der Freund eiligst weiter. Gleich darauf begegnet man einem Zweiten. Auf dem Boulevard Montmartre rennt man alle zehn Schritte an einen Freund!

„Wie?" ruft man den Freund an, „Sie sind noch in Paris?"

„Ich reise diesen Abend ab."

„Sind Sie zum Tode verurtheilt?"

„Noch nicht, mein Urtheil soll erst diese Nacht gesprochen werden."

„Den Teufel! haben Sie auch für den Figaro geschrieben?“

„Nein, nein! Die Geschichte meines Mißgeschickes ist ein ganzer Roman. Denken Sie sich, vor drei Jahren lernte ich an einem Regentage im Omnibus eine Blondine kennen; ich sage Ihnen eine Blondine!“

„Ich sehe das im Geiste.“

„Erst entspinnt sich eine etwas ungezwungene Unterhaltung, dann biete ich ihr einen Wagen an, dann ein Diner bei Maire, dann eine Parterreloge in den Folies-Dramatiques, schließlich ein Souper bei Brébant; kurz, ich wurde geliebt.“

„Ich mache Ihnen mein Compliment.“

„Aber denken Sie sich, sie war verheiratet!“

„O weh!“

„Ich fand es nicht in der Ordnung, den Frieden einer Häuslichkeit zu stören. So machte ich sie denn nach einem achttägigen strafbaren Glücke mit den Einwendungen meines Gewissens bekannt und beschwor sie, in die Wohnung ihres Gatten zurückzukehren.“

„Das war hochherzig von Ihnen.“

„Nicht wahr? Aber der Gatte war durchaus nicht dieser Ansicht. Er wollte niemals glauben, daß Clementine — sie hieß nämlich Clementine — an der Ecke der Passage de l'Opera acht Tage lange auf den Omnibus gewartet habe.“

„Diese Ehemänner sind wunderlich.“

„Er forscht, er kommt mir auf die Spur und —“

„Und fängt Händel mit Ihnen an?“

„Bewahre. Er ist ein Mützenmacher. Aber er wurde seitdem mein erbittertster Feind.“

„Das ist freilich unangenehm, aber ich begreife noch immer nicht, inwiefern die Feindschaft dieses Mützenhändlers Sie aus Paris vertreiben kann.“

„Das werde ich Ihnen leicht begreiflich machen. Er hat einen Vetter, und dieser Vetter ist zum Mitglied der Commune ernannt worden.“

„Ja, nun verstehe ich Ihre Besorgniß. Sie fürchten, erschossen zu werden.“

„Mein Urtheil wird, wie gesagt, heute Abend gesprochen. Aber aufrichtig, der Tod ist das Geringste, was ich fürchte.“

„Was Sie sagen!“

„Ja, gewiß, ich fürchte etwas noch Schlimmeres. Die Männer im Hôtel de Ville sind verzweifelte Kerle. Man versichert, sie seien im Begriffe, mittelst Decret die Ehescheidung zu ermöglichen. Und ich kenne den Gatten Clementinens, mein Freund! Er ist im Stande, mich zu zwingen, daß ich seine Frau heirate.“

Wieder Andere haben noch andere Gründe. Kurz, Alles reist ab, aber ich, ein eingefleischter Pariser, ich bleibe, wo ich bin; es ist mir, als wären meine Stiefelsohlen mit dem Asphaltpflaster der Boulevards verwachsen. Wer hat nun Recht? Die Reisenden oder ich? Sollte der Aufenthalt in Paris wirklich für Jeden, der nicht mit glühendem Eifer der Commune anhängt, gefährlich sein? — Das kann ich nicht glauben.

Allerdings sind Hausdurchsuchungen mit bewaffneter Hand, Verhaftungen und andere Ungesetzlichkeiten vor-

gekommen. Aber dieser Stand der Dinge kann doch kein dauernder sein. Es steht vielmehr zu hoffen, daß die durch eine überstürzte, beinahe dem Zufalle überlassene Wahl in die Commune geworfenen unheilstiftenden Elemente durch die hoffentlich in der Mehrzahl vorhandenen gebildeten und rechtlich denkenden Mitglieder des Municipalrathes baldmöglichst unschädlich gemacht werden dürften.

Ich will noch immer glauben, daß eine Revolution, welche von einem Drittheil der Bevölkerung von Paris hervorgerufen, von dem zweiten Drittheil mitgemacht, und von dem letzten Drittheile geduldet wird, dazu berufen sein muß, irgend eine nützliche und großartige Idee an's Licht zu fördern, und sich nicht darauf beschränken wird, Geldschränke unter Siegel und Unschuldige unter Schloß und Riegel zu legen. Und selbst wenn dem nicht so wäre, wenn die Commune, anstatt die blutigen Ereignisse, mit welchen sie den Anfang ihres Daseins bezeichnete, vergessen zu machen, anstatt die argen Mißgriffe, deren sie sich schuldig gemacht, zu verbessern, nur Excesse begehen sollte; wenn sie neues, noch größeres Unheil heraufbeschwören sollte über das ohnehin so schmerzlich gedemüthigte, so tief gebeugte, so schwer heimgesuchte Paris: ich werde die unglückliche Stadt dennoch nicht verlassen, gleich dem Seemann, welcher im Sturm und Schiffbruch, der langen, glücklichen Reisen gedenkend, die er auf seinem schönen Fahrzeuge gemacht hat, das scheiternde nicht verläßt, sondern ihm treu bleibt, so lange noch die Planken des entmasteten Wracks zusammenhalten.

XXV.

Man wartet auf Garibaldi. Was soll er hier? Will man ihm die Führung der Nationalgarde übertragen? Wollte der Himmel, er käme gar nicht! Einmal nicht, weil seine Anwesenheit, wie die Sachen jetzt stehen, nur eine neue Gefahr sein würde, und dann auch deshalb nicht, weil dieser bewunderungswürdige, allverehrte Greis im Contact mit unseren gemeinen, kleinlichen Streitereien und Uneinigkeiten seinen Ruhm unnützerweise compromittiren würde.

Wenn ich, das kleine, unbekannte Menschenkind, zu Denjenigen gehörte, denen der Befreier Neapels sein Ohr leiht, so würde ich unverzüglich vor ihn treten und, nachdem ich mich vor ihm verbeugt hätte, wie ich mich vor einem aus seinem Grabe erstandenen Heros des Alterthums verbeugen würde, folgendermaßen zu ihm sprechen:

„General, Sie haben Ihr Vaterland befreit. An der Spitze von wenig hundert Männern haben Sie Schlachten gewonnen und Städte erobert. Ihr Name klingt so hehr, wie der Name Wilhelm Tell. Ueberall, wo es Ketten zu zerreißen, Zwingburgen zu brechen gab, eilten Sie der Erste herbei. Gleich den Kriegern, welche Hugo in seiner Legende der Jahrhunderte rühmt, waren Sie der Kämpe der Gerechtigkeit. Der irrende Ritter der Freiheit waren Sie; Ihr lorbeerbesetztes Bild erscheint uns wie eine Vision aus fernen Zeiten; Sie sind uns eine lebende Legende. Wohlan! es ist nothwendig für den Ruhm dieses an Heroen so armen

Jahrhunderts, daß Sie Der bleiben, der Sie sind. Bleiben Sie fern von hier, damit Sie groß bleiben.

„Nicht als ob Ihr Ruhm zu demjenigen gehörte, welcher von fern betrachtet werden muß, der in der Nähe gesehen, an Glanz verliert. Das nicht, aber Sie würden sich unter uns beengt fühlen. Es ist hier nicht so viel Raum, daß Sie in Ihrer freien Weise Ihr glorreiches Schwert ziehen könnten. Wir sind kluge, durchtriebene, launenhafte Leute; Sie sind einfach und natürlich, und das ist Ihre Größe. Wir sind Menschen, wie unsere Zeit sie hervorbringt, Sie haben die Ehre, ein Anachronismus zu sein. Sie würden Ihren Freunden nichts nützen und sich selbst schaden.

„Was wollen Sie, der Riese, welcher mit dem Hunenschwerte ficht, gegen Zwerge ausrichten, welche mit Kanonen feuern? Sie sind der personificirte Muth, die Feinde, welche Sie hier zu bekämpfen haben würden, sind die personificirte List und würden Sie besiegen. Das neunzehnte Jahrhundert darf die Schmach nicht erfahren, Sie besiegt zu sehen. Kommen Sie nicht! Sie mit Ihrer erhabenen Unbefangenheit würden sich in den Spinnennetzen durchtriebener Mittelmäßigkeiten fangen, und die großartigen Anstrengungen, welche Sie machen würden, sich aus denselben zu befreien, müßten Stoff zum Lachen geben. Großer Mann, bleiben Sie fern von Paris, man würde Sie klein machen!"

Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß, wenn ich diese Rede an den General Garibaldi hielt, derselbe General Garibaldi mir in aller Höflichkeit die Thüre zeigen

würde. Andere, mächtigere Rathgeber haben ihm andere Ansichten und andere Ueberzeugungen beigebracht.

Es giebt auch gefährliche Freundschaften, und der General Garibaldi hat deren mehr als gut ist.

Wie traurig, daß kein Mensch, sei er so begabt und so groß er wolle, im Stande ist, klar und deutlich die Grenze zu erkennen, an welcher die Mission, zu der die Vorsehung ihn berufen hat, ihr Ende erreicht; daß keiner es über sich gewinnen kann, bei all' seinem wahren Ruhm, fremde Berühmtheit verschmähend, so zu bleiben, daß die Nachwelt ihn bewundern kann.

XXVI.

Montag, den 3. April. Entsetzlicher Tag! Ich bin beständig umhergerannt, Alle beobachtend, überall ausfragend und lesend. Es ist jetzt zehn Uhr Abends, und was weiß ich? Nichts Bestimmtes, gar nichts, außer das Eine Entsetzliche, daß man sich schlägt.

Ja, sie kämpfen an den Thoren von Paris. Franzosen gegen Franzosen, und zwar unter den scharf beobachtenden Fernröhren der Preußen. Ich habe mit Nationalgarden beladene Wagen der Ambulanz an mir vorbeifahren gesehen. „Von wem seid Ihr verwundet worden?“

„Von Zuaven.“

Ist dies glaublich, ist es möglich? Ach, hätten die fremden Sieger doch lieber die Auslieferung all' der Gewehre, all' der Kanonen und Mitrailleusen verlangt, derjenigen der Soldaten wie der der Pariser! Aber auch dies würde nicht viel genützt haben, denn

diejenigen Franzosen, welche überhaupt den Entschluß fassen konnten, ihre Landsleute umzubringen, würden sich durch den Mangel an Waffen nicht haben abhalten lassen. Wenn es ihnen nicht möglich wäre, einander zu erschießen, würden sie sich gegenseitig erwürgen.

Dies ist wahrlich etwas Unerwartetes. Man fürchtete eine Emeute, man dachte an eine Wiederholung der Junitage. An dem Abende, als die der Nationalversammlung treu gebliebenen Bataillone im Bankviertel campirten, dachten sie an Musketen, welche durch die Schießscharten der Barricaden abgefeuert werden konnten, an das in den Straßen rieselnde Blut, an todte Männer und beweinende Frauen als an eine entsetzliche Möglichkeit. Aber wer hatte auch nur die leiseste Ahnung, daß sich eine ganz neue Art des Bürgerkrieges vorbereite? daß Paris, vom übrigen Frankreich getrennt, durch Franzosen belagert werden würde? daß es zum zweiten Male eines jeden Verkehrs mit den Departements beraubt, vielleicht zum zweiten Male ausgehungert werden würde? daß nicht blos einige tausend Männer in irgend einem Viertel der Stadt sich bis auf den Tod vertheidigen, sondern daß ganze Armeen mit Führern, Befestigungen und Kanonen einander gegenüberstehen würden; mit einem Worte, daß Paris von Neuem wieder belagert werden würde? Grausame Ueberraschung, die uns das Schicksal da bereitet!

Seit dem frühen Morgen schon vernimmt man den Donner der Kanonen.

Ach! dies Dröhnen, welches während der Belagerung

unser Herz mit Hoffnung erfüllte — ja wohl, mit Hoffnung, denn es gab uns den Glauben an eine mögliche Erlösung — dies Dröhnen, wie entsetzt lauschten wir ihm diesen Morgen! Ich lenkte meine Schritte nach den Champs Elisées, denn Paris war wahrhaft verödet. Hatte es denn endlich begriffen, daß es sich in dieser Revolution um seine Ehre, um seine Existenz handelte, oder pflegte die Bevölkerung noch der Morgenruhe? Auf dem Boulevard defilirten Bataillone mit klingendem Spiele. Sie bewegten sich nach dem Vendôme-Platze und sangen. Auch die Marketenderinnen waren mit Gewehren versehen. Jemand berichtete mir, daß man die ganze Nacht an den Vertheidigungswerken bei den Zugängen zu dem Hôtel de Ville gearbeitet hat und daß alle benachbarten Straßen verbarricadirt seien. Uebrigens weiß Niemand etwas Bestimmtes, außer daß der Kampf in Neuilly wüthet, daß die „Royalisten" die Angreifenden sind und daß man dort „unsere Brüder" umbringt. Auf dem Concorde-Platz befinden sich einige Gruppen; ich trete hinzu und höre, daß die Miethfrage verhandelt wird. Ah gewiß, Diejenigen, welche in dem Kampfe ihren Tod finden, werden ihren Hausherren wohl kaum die Miethe entrichten! Auf der Anhöhe des Rond Point sehe ich eine ziemlich dichte Menschenmenge den Arc de Triomphe umgeben und ich begegne einigen ermüdet von dem Kampfe zurückkehrenden Nationalgarden; sie sind düsterer Miene, bestaubt und in Lumpen.

„Was geht vor?"

„Wir sind verrathen!" sagt der Eine.

„Tod den Verräthern!“ ruft der Andere.

Vom Kampfplatze selbst ist keine verläßliche Nachricht zu erlangen.

Ein zwischen einigen Neugierigen vor einem Kaffeehause sitzender Flüchtling erzählt, daß die Barricade der Brücke von Neuilly von als Gensdarmen verkleideten Polizisten und von römischen Zuaven, die einer weißen Fahne folgten, angegriffen worden sei.

„Eine Parlamentärflagge?“ fragte einer der Zuhörer.

„Nein, eine royalistische Fahne,“ antwortete der Nationalgardist.

„Und die Barricade wurde genommen?“

„Wir hatten keine Patronen und seit sechzehn Stunden nichts gegessen; da mußten wir wohl die Barricade im Stiche lassen.“

Später versicherte mir ein Nationalgardist, daß die Barricade wieder genommen worden sei. Der Kanonendonner dauert fort; wie man sagt, wird vom Mont Valerien auf die Kaserne in Courbevoie gefeuert, wo sich gestern ein Bataillon der föderirten Nationalgarde befand.

Wie mir der Infanterist versichert, sind sie jedoch schon vor Tagesanbruch von dort abgezogen.

Ich setze meine Wanderung fort, die Menschengruppen werden immer zahlreicher; ich blicke um mich und sehe oberhalb der Avenue de la Grande Armee einen Bombenmörser sich entladen. Während einiger Secunden ist der Raum in weißen Rauch gehüllt, als ob eine Wolke durch den Wind herbeigetrieben worden wäre. Die Anhöhe, auf welcher der Arc de Triomph

steht, ist von Neugierigen förmlich bedeckt, unter ihnen viele Frauen und Kinder. Man klettert auf die Schranken, klammert sich an die Vorsprünge des Monuments und hält sich an den Bildhauerverzierungen fest. Ein Mann ist auf den Einfall gekommen, ein Brett über drei Stühle wegzulegen, und gleich waren die Gaffer bereit, einen kleinen Preis für diesen erhöhten Standpunkt zu zahlen. Von hier aus sieht man eine große unbewegliche und aufmerksame Menge, welche die Avenue de la Grande Armee ihrer ganzen Länge nach besetzt hält, weiter draußen das Thor Maillot, von wo sich von Minute zu Minute ein fürchterlicher Geschützdonner vernehmen läßt, worauf die Gegend in eine weiße Rauchwolke gehüllt wird — es sind dies die Kanonen der Wälle, welche auf den Rond Point von Courbevoie feuern — noch weiter hinaus die Allee von Neuilly, in ihrer ganzen Länge staubig und verödet und nur selten von einer dahineilenden menschlichen Gestalt betreten, und endlich jenseits der Seine und der gleichfalls verödeten Avenue de l'Empereur die Höhe von Courbevoie, wo ein Bataillon der Versailler Truppen Stellung genommen hat. Aber vergebens spähe ich, ich kann keine Kanone entdecken, man sieht wohl einzelne Menschen und das sind ohne Zweifel die Wachtposten. Zu meiner Rechten sagt man, es seien Gensdarmen, zu meiner Linken wird behauptet, daß es römische Zuaven seien. Diejenigen, die aus solcher Entfernung die Uniformen unterscheiden können, müssen wahrlich scharfe Augen haben. In Betreff der Brückenbarricade circuliren die verschiedensten Gerüchte und es ist mir

7*

unmöglich, Gewißheit darüber zu erlangen, ob sie endlich im Besitze der Soldaten oder der Föderirten geblieben ist. Ueberdies hatte, seitdem ich hierher gekommen war, der Kampf nachgelassen, alsbald hörte das Gewehrfeuer gänzlich auf — es war Mittag. Aber die Batterie auf dem Walle setzt ihr Feuer auf den Rond-Point von Courbevoie fort, sowie auch vom Mont Valerien jede Minute ein Geschoß nach Neuilly geschleudert wird. Plötzlich werden die dichten Menschenmassen durch einen fürchterlichen Luftstoß von der Porte-Maillot her zurückgedrängt, immer heftiger theilt sich die Wirkung dieses Stoßes den Massen mit, bis Alle außer sich vor Schrecken, schreiend, mit Geberden des Entsetzens die Flucht ergreifen. Wie man sagt, war eine Bombe in der Avenue de la Grande Armee gefallen. Rings um den Arc de Triomph ist kein Mensch mehr zu sehen. Die Straßen der Umgegend dagegen sind von Menschen gefüllt, welche Schutz suchen. Später beruhigt man sich nach und nach, die Flucht nimmt ein Ende, man lacht über die vorbeigegangene Angst und kehrt wieder zurück, woher man gekommen. Eine Viertelstunde darauf steht die Menge so dicht wie zuvor an der früheren Stelle.

Mich jedoch macht dieser Anblick, sowohl was die Kämpfenden als was die Zuschauer anlangt, nur traurig. Ich verzweifle daran, verläßliche Nachricht zu erlangen, und kehre daher in die Stadt zurück.

In einiger Entfernung vom Schauplatz der Ereignisse ist man besser unterrichtet, wenigstens erzählt man sehr Vieles, was freilich zum größten Theil das Pro-

duct der sich in einem weiteren Spielraume bewegenden Einbildungskraft sein mag; ich sammle diese hunderterlei durcheinander schwirrenden Nachrichten. Eins scheint gewiß: die Föderirten haben eine Niederlage erlitten, welche zwar, da die Truppen von Versailles nicht weit vorgerückt sind, nicht von Belang sein kann, aber doch eine Niederlage ist, welche auf den Muth und die Kampflust der Nationalgarde einigen Einfluß haben dürfte.

Man hatte den Leuten gesagt, die Armee wird sich nicht schlagen, die Linientruppen werden in Neuilly zu uns übergehen, wie sie am Montmartre gethan haben.

Jetzt werden sie denn doch glauben, daß die Armee bereit ist, sich zu schlagen, und Diejenigen, welche gar so laut versichern, nur die Polizeisoldaten und die Zuaven Charette's seien bei dem Angriffe betheiligt gewesen, sehen gerade aus, als sprächen sie nur so, um sich selbst Muth zu machen und sich selbst etwas einzureden.

Von welcher Seite aber ist der erste Schuß gefallen? Ueber diesen Punkt spricht Jeder nach seiner Weise, und Niemand weiß, woran er sich zu halten hat. Man erwartet mit Ungeduld officielle Nachrichten; die bis jetzt immer so geschwätzigen Mauern sind seit dem Beginn des Kampfes so stumm wie das Grab.

Das am wenigsten unwahrscheinliche von den coursirenden Gerüchten ist folgendes: Mit Anbruch des Tages seien zwischen den Vorposten der Nationalgarden und einigen patrouillirenden Gensdarmen wiederholt Flintenschüsse gewechselt worden, doch habe man glück-

licherweise nur Pulver verschossen; weder auf der einen noch auf der anderen Seite habe es Todte oder Verwundete gegeben. Ein wenig später, kurz nachdem der General Vinoy auf dem Mont Valerien angekommen, sei ein Parlamentär unter Vortritt eines Trompeters und begleitet von zwei Polizeisoldaten (also doch!) an der Brücke von Courbevoie erschienen; man geht sogar so weit, den Namen des Parlamentärs bestimmt auszusprechen: es soll Herr Pasquier, ein Major von der berittenen Gensdamerie, gewesen sein. Zwei Nationalgardisten seien ihm entgegengegangen; nach wenigen gewechselten Worten habe einer der Nationalgardisten Herrn Pasquier mit einem Revolverschusse die Stirn zerschmettert und zehn Minuten später habe der Mont Valerien ein Feuer eröffnet, dessen Wuth sich jetzt nach vier Stunden noch nicht besänftigt hat.

Inzwischen wird auf allen Seiten Generalmarsch geschlagen. Auf dem Boulevard Montmartre ziehen Bataillone in großer Zahl vorüber, mehr als zwanzigtausend Mann, versichern Leute, welche genau gezählt zu haben behaupten; singend ziehen sie weiter, unter dem Rufe: „Es lebe die Commune! es lebe die Republik!“ worauf allseitig mit Beifallsbezeugungen geantwortet wird. Es sind nicht nur Föderirte aus Montmartre oder Belleville, man erkennt unter den Cäpi's auch die friedlichen Züge von Bürgern und Kaufleuten; viele Hände sind weiß und können also keine Arbeiterhände sein; die Leute marschiren in guter Ordnung, sie sind ruhig und entschlossen, man fühlt, daß diese Männer bereit sind, für eine Sache zu sterben, welche

ihnen gerecht erscheint; ich ziehe meinen Hut ab: Diejenigen, welche die Ergebenheit an ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu besiegeln bereit sind, verdienen Ehrfurcht, mögen sie sonst noch so schuldig und strafbar sein.

Welche Ueberzeugungen aber sind es, denen die Begeisterung dieser Tausende von Männern entstammt, was ist die Commune? Die Männer, welche im Hôtel de Ville residiren, haben noch kein Programm veröffentlicht, und gleichwohl zieht man für die Commune in den Tod und stirbt für sie mit Freuden. O Phrase, Phrase! welche Macht übst du über dieses heldenmüthige und doch so leichtgläubige Volk.

Endlich, jetzt am Abend, erscheint eine Proclamation. Es standen solche Menschenmassen vor den Anschlagzetteln, daß ich nicht im Stande war, sie an Ort und Stelle zu copiren, ich kann also nur den ungefähren Wortlaut wiedergeben.

„Bürger! Diesen Morgen haben die Royalisten angegriffen.

„Ungeduldig gemacht durch unsere Mäßigung, haben sie den Kampf begonnen.

„Französische Bajonnete konnten sie uns nicht entgegenstellen, so haben sie die kaiserliche Garde und die päpstlichen Zuaven gegen uns verwendet.

„Sie haben Neuilly, ein friedliches Dorf, bombardirt; die Vendéer Cathelineau's, die Chouans Charette's, die Bretagner Trochu's, die Gensdarmen Valentins sind über uns hergefallen.

„Auf beiden Seiten hat es Todte und Verwundete

gegeben; gegen diesen erneuerten Angriff erbitterter Feinde muß ganz Paris unter Waffen treten.

„Dank der wackeren Haltung der Unserigen ist der Sieg uns verblieben.“

Der Sieg, welch ein Sieg! o grenzenloser Jammer! Paris vergießt das Blut Frankreichs, Frankreich vergießt das Blut von Paris, für wen ist dieser Sieg schmachvoller? für den Sieger oder für den Besiegten?

XXVII.

Wen soll man hören, was glauben? Hundert Seiten würden nicht ausreichen, die verschiedenen Gerüchte wiederzugeben, welche heute Dienstag, den 4. April, also am zweiten Tage des furchtbaren Kampfes, in der Stadt circuliren. Ich beeile mich also, nur die glaubwürdigsten derselben niederzuschreiben. Später werde ich dann Ordnung in das Durcheinander der verschiedenen Nachrichten bringen.

Die ganze Nacht hindurch wurde in allen Stadttheilen Appell geblasen und Generalmarsch geschlagen; die Compagnien traten rasch zusammen und marschirten theils nach der Place Vendôme, theils nach der Porte Maillot und Alles rief. „Nach Versailles! nach Versailles!“

Seit fünf Uhr Morgens hat General Bergeret Courbevoie besetzt, da diese Stellung von den Truppen der Nationalversammlung geräumt worden war. Warum geräumt?

Sind denn die Föderirten gestern nicht geschlagen worden?

Ein Umstand schadet dem General in der Achtung der Truppen bedeutend: er begiebt sich zu Wagen in die Schlacht.

Gleichwohl stellt er seine Truppen in regelrechte Colonnen; nicht weniger als sechzigtausend Mann stehen unter seinen Befehlen; zwei Batterien mit Siebenpfündern unterstützen die Infanterie; mit Munition gefüllte Omnibusse folgen der Armee; man marschirt auf den Mont Valerien; ist dieser genommen, so wird man über Ruel und Nanterre nach Versailles marschiren.

Den Mont Valerien einnehmen? Setzt man denn gar keinen Zweifel in den Erfolg dieses Unternehmens? Freilich nicht; ein föderirter Nationalgardist sagte mir, man habe ihnen versichert, das Fort werde, sobald die Pariser Truppen anrücken, freiwillig seine Thore öffnen. Man hatte aber die Rechnung ohne den Obersten Cholletan gemacht, welcher die Festung vertheidigt. Die Avantgarde der Föderirten wurde von einem furchtbaren Kugel- und Granatenregen empfangen; ein panischer Schrecken verbreitete sich unter den getäuschten Leuten, Alles schrie: „Wir sind verrathen!“ und floh in wilder Flucht durcheinander; die Armee der Commune ist durch drei Kartätschenhagel förmlich auseinandergerissen worden; der eine Theil, kaum drei Bataillone, flieht in der Richtung nach Versailles, der andere zieht sich mit lobenswerther Eile auf Paris zurück. Kann man aber um dieser regellosen Flucht willen die Pariser Truppen der Memmenhaftigkeit beschuldigen? Nein, gewiß nicht, sie sind nur überrascht worden; den Empfang, welchen der Mont Valerien ihnen bereitete, hatten sie

nicht erwartet; hätten sie eine Ahnung davon gehabt, sie würden sich jedenfalls besser gehalten haben; übrigens ist der Schrecken das Schlimmste bei dieser Sache.

Die ungeheure Festung hätte die Communalisten vernichten können, aber sie hat sich damit begnügt, sie auseinanderzusprengen.

Aber was wird nun aus den drei Bataillonen, welche ihre Flucht über den Mont Valerien hinausgeführt hat? Wahrscheinlich marschiren sie tapfer weiter.

Während dieser Zeit wird eine anderweitige Bewegung auf Versailles über Meudon und Clamart in's Werk gesetzt; eine unbedeutende Anzahl von Bataillonen hat während der Nacht die Stadt verlassen und sich unter dem Schutze der Forts Issy und Vanves zusammengezogen; es ist ihnen gelungen, am Fuße des Glacis vom Fort Issy auf einem buschigen Hügel eine kleine Batterie zu errichten, und von hier aus schießen sie nun auf die Versailler Batterien von Meudon, welche kräftig antworten; es ist ein Artillerie-Duell, wie zu der Zeit, o Himmel! zu der schönen Zeit der Preußen.

Bis zu diesem Momente sind die Berichte ziemlich bestimmt, ja sogar ziemlich wahrscheinlich, und man kann sich aus ihnen einen Begriff von den bezüglichen Stellungen der beiden Parteien bilden; aber von zwei Uhr Nachmittags an widersprechen und verwirren sich die Berichte in beunruhigender Weise.

Eine Staffette, welche von der Porte Maillot kommt, ruft einer auf dem Platze vor der neuen Oper versammelten Gruppe zu:

„Wir haben gesiegt, Flourens ist an der Spitze von vierzigtausend Mann in Versailles eingerückt, man hat hundert Deputirte gefangen genommen. Auch Herr Thiers ist Gefangener.“

Von anderer Seite wird erzählt, daß Flourens diesen Morgen bei dem großen Durcheinander am Mont Valerien verschwunden sei. Wo hat er nun die vierzigtausend Mann hergenommen, welche er nach Versailles geführt haben soll?

Zu gleicher Zeit verbreitet sich ein Gerücht, demzufolge der General Bergeret durch einen Granatsplitter schwer verwundet worden sein soll.

„Keine Uebertreibung,“ sagte ein Anderer; „es sind nur zwei Pferde unter dem General erschossen worden.“ Vor ihm wahrscheinlich, denn er saß ja im Wagen.

Gewiß ist nur, daß zwischen Sevres und Meudon wüthend gekämpft wird; ich hörte, das 113. Linien-Regiment sei übergegangen und die Pariser hätten den Versaillern ein Dutzend Mitrailleusen abgenommen.

Auch in Chatillon wird gekämpft; die Communalisten sollen große Vortheile davongetragen haben, gleichwohl erzählt ein Schaulustiger, welcher nach dieser Richtung gegangen war, drei Bataillone, die eben einzogen, hätten gar nicht sehr siegreich ausgesehen und andere als Reserve aufgestellte Bataillone nicht marschiren wollen.

Da die Mehrzahl der Nachrichten keine andere Quelle hat, als die Meinung oder den Wunsch Desjenigen, welcher sie ausstreut, so ist dieses Chaos von Widersprüchen nur zu natürlich und man wird das

Resultat abwarten müssen, ehe man sich über Das, was wirklich vorgefallen ist, ein endgiltiges Urtheil bilden kann. In dem einen Augenblicke nehme ich mir vor, vorläufig gar keine Erkundigungen mehr einzuziehen, und trotzdem frage ich in dem nächsten Augenblicke den Ersten aus, der mir begegnet. Der Wunsch, doch irgend etwas zu erfahren, trägt den Sieg davon über die Gewißheit, nichts Rechtes zu erfahren.

Ich wende mich nach den Champs Elysées; der Kanonendonner währt fort, Ambulanzwagen kommen die Avenue herauf und halten vor dem Industriepalaste; gerade gegenüber bemüht man sich im Theater Guignole, dem gewöhnlichen Publicum seine gewohnte Zwergfellerschütterung zu verschaffen. O jammervolle Zeit, entsetzlicher, brudermörderischer Kampf! Fluch auf ewig Denjenigen, welche ihn heraufbeschworen haben!

Während man draußen mordet und stirbt, erlassen die Mitglieder der Commune Decrete auf Decrete. Die Mauern sind ganz weiß von officiellen Anschlagzetteln.

„Die Herren Thiers. Favre, Picard, Dufort, Simon und Pothuau sind in Anklagestand versetzt; ihre Güter werden eingezogen und unter Sequester gestellt, bis sie vor dem Richterstuhle des Volkes erschienen sind.“

Kann dieses in Anklagestand versetzen, dieses unter Sequester stellen den Witwen ihre Gatten, den Waisen ihre Väter zurückgeben?

„Die Commune von Paris adoptirt die Familien der Bürger, welche, indem sie den verbrecherischen Angriff der gegen Paris und gegen die französische

Republik verschworenen Royalisten zurückwiesen, gefallen sind oder noch fallen werden!"

Schickt die Väter nicht in den Tod, das wird besser sein, als die Kinder zu adoptiren; o, Decrete voll Hohn und Spott! Ihr trennt die Kirche vom Staate, Ihr streicht das Budget des Cultus, Ihr zieht die geistlichen Güter ein? Es gälte jetzt ganz andere Sachen zu thun, es wäre nothwendig, es wäre keinen Augenblick aufzuschieben, daß Ihr Ruhe schaffet, dem Blutbade Einhalt thätet, den allseitigen Haß auslöschet — aber das Alles werdet Ihr nicht decretiren, Ihr Herren von der Commune, nein, nein! Was da vorgeht, Ihr habt es gewollt, Ihr wollt es noch; Ihr habt die Anlässe zur Uneinigkeit, welche Euch leider gegeben wurden, dazu benützt, um den furchtbarsten Streit, dessen die Geschichte unseres unglücklichen Landes sich jemals erinnern wird, herbeizuführen, und Ihr werdet Euer unheilvolles Werk fortsetzen, und Ihr gebraucht, um den wankenden Muth Derjenigen, welche Ihr in Niederlage und sicheren Tod jagt, von Neuem zu entzünden, all' die Lügen und Heucheleien, welche Ihr Euren Feinden vorwerfet. Eine von Euch soeben veröffentlichte Depesche sagt:

„Bergeret und Flourens haben ihre Vereinigung bewerkstelligt, sie marschiren auf Versailles, der Sieg ist ihnen gewiß."

Das ist eine falsche Nachricht, nicht wahr? Aber Ihr müßt ja die Menschen betrügen, wenn Ihr sie dem Verderben weihen wollt.

Weiter heißt es:

„Die Kugeln der Armee von Versailles haben uns keine nennenswerthen Verluste verursacht."

Nun, um darüber klar zu sehen, braucht man nur die Frauen zu fragen, welche an den Thoren der Stadt der Rückkehr Eurer Soldaten warten und deren große Mehrzahl nach langem Harren schluchzend neben blutigen Bahren einherschwankt.

XXVIII.

Von Stunde zu Stunde vergrößert sich der Jammer; man kämpft bei Clamart, man schlägt sich bei Meudon wie bei Neuilly und bei Courbevoie; Kartätschen krachen, Kanonen donnern, Peletonfeuer knattert; die Siege der Communalisten waren erlogen; es wird nun Tag über diese angeblichen Triumphe, und wäre denn übrigens der Sieg nicht eben so gräßlich gewesen als die Niederlage?

General Duval ist gefangen und hingerichtet worden.

General Vinoy soll ihn gefragt haben:

„Wenn Sie mich gefangen hätten, würden Sie mich dann haben erschießen lassen?"

„Sofort," soll ihm Duval geantwortet haben.

Darauf habe Vinoy sogleich „Feuer" commandirt.

Aber diese Anekdote scheint mir, so viel verbreitet sie auch ist, gleichwohl unwahr zu sein; es ist mir nicht recht wahrscheinlich, daß der Obercommandant der Versailler Truppen sich in ein solches Zwiegespräch mit einem Insurgenten eingelassen haben sollte.

Auch Flourens ist gefallen; wo und wie, davon

weiß man nichts Bestimmtes; es circuliren darüber verschiedene Versionen: man spricht von einer Kugel in der Brust, oder in dem Hals, oder in dem Kopfe, auch von einem Säbelhiebe wird gesprochen, welcher ihm den Schädel gespalten haben soll.

Selbst Leute, welche zu den reactionärsten gehören, interessiren sich sehr für Flourens.

Dieser eigenthümliche Mensch flößt selbst Denjenigen, welche ihn am meisten verabscheuen sollten, keinerlei Antipathie ein. Ich muß später einmal versuchen, mir klar darüber zu werden, woher die Parteilichkeit der öffentlichen Meinung zu Gunsten dieses romantisch gesinnten Revolutionärs gekommen ist.

Duval todt, Flourens todt, Bergeret schwer verwundet; man sollte meinen, daran müßte sich die Begeisterung der Föderirten so ziemlich abkühlen; dem ist aber durchaus nicht so; die auf den Boulevards vorbeiziehenden Bataillone sehen sehr muthig aus, sie singen und rufen: „Es lebe die Commune!“ Haben die Anführer ihre Leute so sehr in der Macht, daß sie ihnen sogar Glauben beizubringen vermögen an die pomphaften Anschläge, welche Stunde um Stunde von gefangenen Liniensoldaten, von eroberten Redouten faseln? Das ist sehr unwahrscheinlich, und übrigens müssen sie ja auch in ihren bezüglichen Stadttheilen diejenigen Nationalgardisten gesehen haben, welche, von ihren geängstigten Frauen an der Schwelle der Stadthore erwartet, aus dem Kampfe zurückgekehrt sind; von diesen müssen sie ja erfahren haben, daß die vorgeblichen Siege in Wirklichkeit nur Niederlagen gewesen sind

und daß es viele Todte und viele Verwundete giebt, obgleich die Bulletins der Commune nur von „verhältnißmäßig“ unbedeutenden Verlusten sprechen. Woher rührt nun ihr alles Unglück überdauerndes Feuer? Wird es unterhalten durch die falschen oder wahren Schauerberichte über die Grausamkeit der Versailler Truppen? Der „Mord“ Duvals, der „Mord“ Flourens', die füsilirten Gefangenen, die mißhandelten Marketenderinnen: sind alle diese Anklagen wirklich nur strafbare Erfindungen? O Himmel, der Bürgerkrieg macht ja so barbarisch! und allerdings mögen alle die Erzählungen dazu angethan sein, die Begeisterung des Hasses noch mehr anzufachen, und deshalb marschiren diese Männer in ihr wahrscheinliches Verderben mit derselben Miene, mit welcher sie zum gewissen Siege gehen würden. Was aber auch der sie treibende Beweggrund sein mag, so irre geleitet oder so schuldig selbst sie auch sein mögen, wacker sind sie doch, und wenn sie so daherziehen, kann man sie wirklich schön finden; ja, trotz der unsauberen Fetzen, welche die Mehrzahl von ihnen statt der Uniform trägt, trotz des etwas weinseligen Schlenderschrittes, welcher an Einigen von ihnen wahrzunehmen ist, sind diese kampfmuthigen Bataillone im Großen und Ganzen ein erhebender Anblick, und die Vernunft des kältesten Parteigängers der Ordnung versucht umsonst die Bewunderung niederzukämpfen, welche diese zum Tode eilenden Männer ihm einflößen.

Eben so muß man anerkennen, daß die Unordnung im Commando durchaus nicht so groß ist, als man

vermuthen sollte; allen diesen Bataillonen sieht man es an, daß sie wissen, wem sie gehorchen. Die Einen ziehen nach dem Hôtel de Ville, Andere nach der Place Vendôme, wieder Andere nach den Forts, noch Andere auf den Vorposten. Die Märsche wie die Gegenmärsche werden in guter Ordnung ausgeführt, und auch an Munition fehlt es den Kämpfenden nicht, wie sie denn auch genügend mit Lebensmitteln versorgt werden. So wenig man auch geneigt sein kann, den Führern der Föderirten eine besondere Achtung zu zollen, diese rasche Organisation einer ganzen Armee mitten in der vollständigsten politischen Umwälzung ist denn doch mehr als bemerkenswerth. Wer befiehlt hier, wer leitet die Organisation? Die Mitglieder der Commune scheinen, abgesehen von der theilweisen Verschiedenheit ihrer Meinungen, schon in Folge ihrer großen Anzahl und ihrer unverkennbaren Unerfahrenheit außer Stande, militärischen Angelegenheiten eine einheitliche Leitung zu geben. Sollte unter ihnen oder hinter ihnen Einer sein, welcher zu denken und zu handeln versteht? Ist es Bergeret, ist es Cluseret? Die Zukunft wird uns darüber vielleicht Auskunft bringen. Inzwischen bewundert Paris trotz der in den letzten Tagen von den Föderirten erfahrenen Niederlagen einmüthig die Regelmäßigkeit, mit welcher das administrative Räderwerk des Kriegsdepartements zu arbeiten scheint, und man verwundert sich darüber um so mehr, da man während der Belagerung mit angesehen hat, wie unsere rechtmäßigen Führer, denen weit größere Mittel zu Gebote standen und die über weit besser

disciplinirte Soldaten zu verfügen hatten, nicht im Stande waren, so in die Augen springende Resultate zu erzielen.

Wäre es aber nicht tausendmal besser, wenn diese musterhafte Ordnung nicht bestünde? wäre es nicht besser, wenn diese Bataillone, da man sie doch nur einem unrühmlichen Tode weiht, nicht so musterhaft commandirt würden?

In Neuilly sieht es seit einigen Tagen traurig aus; das vormals so lustige Neuilly mit seinen Verkaufsständen, mit seinen vielbesuchten Wirthshäusern und seinen fürstlichen Parks wird von der einen Seite durch die Versailler Batterien, von der anderen durch die Pariser Kanonen unaufhörlich mit einem Hagel von Granaten und Kartätschen, zu denen auch der Mont Valérien seinen Theil beiträgt, überschüttet. Es gleicht mit seiner zehnmal genommenen und wieder genommenen Brücke, mit seinen verlassenen und wieder eroberten Barricaden einem unermeßlichen Schlunde, in welchen sich, wie vom Schwindel ergriffen, die Bataillone der Föderirten eines nach dem anderen hinabstürzen; einem Höllenrachen, zu welchem es die von Blut und Mord berauschten Verdammten der Commune unwiderstehlich hinzieht. Jedes Haus ist eine Festung; die Gensdarmen waren gestern bis zum Markte von Sablonville vorgedrungen, diesen Morgen hat man sie bis über die Kirche hinaus zurückgedrängt. Auf dieser Kirche hat ein Knabe, der Sohn eines Herrn Leunier, mitten unter dem Kugelregen die rothe Fahne aufgepflanzt.



„Dieser Knabe wird ein Mann werden,“ sagt Herr Cluseret, der Delegirte des Kriegsdepartements.

Ja, wenn er nicht viel früher ein Leichnam geworden ist. Jedes Fenster ist zur Batterie geworden, Haus um Haus muß erobert werden; auf der Treppe treffen sich die Feinde, Tag und Nacht, Stunde um Stunde wüthet dieser erbarmungslose Kampf. Die Erbitterung beider Parteien ist zum Unglaublichen gestiegen; Männer, welche vor acht Tagen noch die besten Freunde waren, haben jetzt nur noch den einen Wunsch: einander umzubringen. Ein Bewohner von Neuilly, dem es gelungen ist, nach Paris zu entkommen, erzählte mir Folgendes:

Zwei Feinde, ein Liniensoldat und ein Föderirter, hatten einander in dem auf der Hauptstraße von Neuilly gelegenen Badhause getroffen. Mit aufgepflanztem Bajonnet waren sie bald fliehend, bald verfolgend bis auf das Dach des Hauses gelangt; hier, wo sie mit den Waffen nichts anfangen konnten, warfen sie dieselben von sich, umschlangen einander mit den Armen und begannen zu ringen. Auf dem abschüssigen Dach, dessen Ziegel unter ihren Füßen zerbrachen, hundert Fuß über dem Straßenpflaster, rangen die beiden Männer rastlos, erbarmungslos, bis endlich einer von ihnen, der Liniensoldat, seine Kräfte erschlaffen fühlte und sich den umschlingenden Armen seines Gegners zu entwinden suchte; nun zog der Föderirte (Derjenige, welcher mir dies erzählte, hatte den Kampf von einem gegenüberliegenden Fenster aus genau beobachtet und keine Bewegung der beiden Männer übersehen) ein

Messer aus der Tasche und wollte den halbzurück-gelehnten Liniensoldaten erstechen; als dieser jedoch sah, daß er verloren war, warf er sich auf das Dach nieder, packte seinen Feind an einem Beine, riß ihn mit einem Ruck zu sich herab und Beide stürzten nun, beständig ringend, auf das Trottoir herab; keiner von Beiden blieb todt, aber das Gesicht des Liniensoldaten war mit Blut und Staub bedeckt und der Pariser, welcher rücklings auf seinen Feind gefallen war, stieß ihm sein Messer in's Genick. So wüthet dieser schändliche, dieser erbarmungslose Kampf; wird er denn nicht eher aufhören, als bis kein Tropfen Blut mehr zu vergießen ist?

Inzwischen amusirt sich der lebenslustige Theil von Paris, das Paris der eleganten Boulevards, es promenirt, es lächelt nach wie vor; obgleich Tausende entflohen sind, giebt es dennoch hie und da müßige Dandy's und hübsche, lustige Frauenzimmer genug, um jedem rechtschaffenen Manne, der bei ihnen vorüberkommt, die Blutwelle des Zorns in's Gesicht zu treiben. Die Theater sind geöffnet; man giebt „Die dreischnablige Ente.“ Kennen Sie das Stück? es ist geradezu angethan, den Leuten die Sorgen des Bürgerkrieges aus dem Sinne zu treiben; man muß doch auch ein wenig lachen, das ist ja selbstverständlich; draußen wird gestorben, wir wollen lachen; in den Parterrelogen wird geflüstert, in den Zwischenacten nascht man überzuckerte Veilchen, das Alles ist sehr schön. Fräulein Nénuphar, die ihren Spitznamen sehr mit Unrecht trägt, hat die schönsten Augen von der Welt; ich möchte

wetten, daß der schöne Herr, welcher hinter ihrem Fauteuil lehnt, diese Augen, in Anbetracht der Verwüstungen, welche sie angerichtet haben, schon mehrfach explodirenden Granaten verglichen hat — selbst die Galanterie bewegt sich in kriegerischen Phrasen.

Schreckliche Lage! Die Männer, welche zu dieser Stunde draußen kämpfen, welche durch ihre Kanonen und Chassepots Paris den furchtbarsten Repressalien aussetzen, diese Männer sind sehr strafbar; aber viel lieber sind sie mir doch noch, als jene, welche laut lachen können, während die ganze Stadt verzweifelt, welche nicht einmal so viel Scham haben, vor unseren thränenvollen Augen ihr lustiges Treiben zu verbergen, und welche vor aller Welt mit den Töchtern schön thun, während die Mütter ihre Söhne beweinen.

Auf den Boulevards geht es noch toller zu. Die frechste Prostitution macht sich dort breit und feiert ihre schmachvollen Triumphe. So ist es also doch wahr, was mir soeben ein armer Bursche, ein Maler, der es zu einer sehr bitteren Philosophie gebracht hat, mit düsterer Stimme sagte:

„Wenn Paris ganz zerstört sein wird, wenn seine Häuser, seine Paläste, seine Monumente in Staub und Trümmer zerfallen, den verfluchten Boden bedecken werden, und der Himmel nur noch auf eine unermeßliche Ruine herabschauen wird, dann wird man aus diesem unförmlichen, einer unermeßlichen Todtenstadt gleichenden Trümmerhaufen das Gespenst eines Weibes auftauchen sehen, ein Skelet, bekleidet mit strahlender Robe, decolletirt bis unter die Rippen, den Schädel

geziert mit falschen Locken und glänzendem Geschmeide; und dieses von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen irrende Gespenst wird bisweilen den Kopf umwenden, um zu sehen, ob nicht irgend ein gleichfalls in's Leben zurückgekehrter Wüstling ihm in dieser Einsamkeit folgt, und dieses schauerliche Gespenst wird der verfluchte Schatten des sündigen Paris sein."

Um Mitternacht schließen sich die Kaffeehäuser. Der auf der Expräfectur präsidirende Delegirte pflegt Nationalgarde-Patrouillen auszusenden, welche den Schluß der öffentlichen Locale beschleunigen und überwachen.

Aber diese Vorsichtsmaßregeln sind wie viele andere völlig nutzlos, denn die Locale haben geheime Thüren, welche den genauesten Nachforschungen entgehen. So sieht man denn, selbst wenn die vorderen Thüren geschlossen sind, durch die Spalten noch Licht schimmern. Tritt näher, lege Dein Auge an diese leuchtenden Spalten, höre draußen die Kanonen donnern, die Kartätschen krachen, das Gewehrfeuer knattern, und blicke dabei in's Innere der geschlossenen Etablissements: da wird geplaudert, gespeist, geraucht; Kellner gehen geschäftig hin und her, Frauen sind auch da, welche von einem Tisch zum andern gehen, sich hier anbieten, sich dort verkaufen, die Männer sind halbtrunken und lustig toll. Champagner-Flaschen werden entkorkt. Ha! ha! welches Gewehrfeuer. Diese Männer sind die Liebhaber Aller, die Weiber sind Maitressen Aller; ich sage Dir, daß diese Orgie mitten in der fluchbeladenen Stadt, die, kaum einige Schritte vom Schlachtfelde entfernt, wo die Kartätsche und das

Bajonnet um die Wette wüthen, einen herrlichen Effect macht. Später, wenn man dann genug gelacht, genug gesungen, genug getrunken hat, nimmt man, wenn die Nacht recht schön ist, einen offenen Wagen, fährt nach den Champs Elysées und steigt dort neben den Kutscher auf den Bock, um zu versuchen, ob man von da nicht den Kampf sehen und beobachten kann, ob die Leute da draußen eben so gut zu sterben verstehen, wie die da drinnen sich zu amusiren wissen.

Andere, nicht ganz so schamlose Lebemänner flüchten sich in die ersten Etagen einiger Häuser, in die Clubs; doch werden sie auch hier von dem durch die dicken Vorhänge dringenden Glanze der Luster verrathen; tritt dicht an die Mauer, so wirst Du die Unterhaltung der Spieler und das lustige Klingeln von Goldstücken vernehmen können.

Ha, feige Niederträchtigkeit der Glücklichen! Sind da die Darbenden nicht sehr zu entschuldigen, welche hinter ihnen zornig die Faust ballen?

XXIX.

Als ich heute, am 5. April, um 1 Uhr Morgens, von einer jener Excursionen zurückkehrte, auf denen ich das nächtliche Paris zu beobachten pflege, ging ich die Rue du Mont Tabor entlang, um auf das Boulevard und von da in den Stadttheil zu gelangen, wo ich wohne.

An der Rue St. Honoré vorüberkommend, hatte ich eine Reihe auf dem Trottoir aufgestellter Nationalgardisten bemerkt; aber dergleichen Begegnungen sind

jetzt etwas zu Gewöhnliches, als daß ich darauf besonders hätte achten sollen. In der Rue du Mont Tabor war kein Mensch zu sehen, Alles still und öde, aber plötzlich öffnete sich wenige Schritte vor mir eine Thür, ein Mann trat heraus und entfernte sich hastig nach dem Boulevard zu. Dieser nächtliche Ausgang hatte so sehr das Ansehen einer Flucht, daß ich stehen blieb und dem Manne nachsah; gleich darauf stürzten aus der nämlichen Thür zwei Nationalgardisten; sie eilten mit lautem Geschrei dem Flüchtlinge nach, welcher noch keinen großen Vorsprung gewonnen hatte, holten ihn ohne Mühe wieder ein und brachten ihn, während die Garden, welche ich in der Rue St. Honoré gesehen hatte, auf den Lärm gleichfalls herbeieilten, wieder zurück. Aus den Flüchen und Schimpfreden, mit welchen der Gefangene überschüttet wurde, entnahm ich, daß es der Abbé Deguerry, der Pfarrer zu St. Madelaine, war; man schleppte ihn in das Haus zurück, die Thür wurde geschlossen und die vorige Stille trat wieder ein.

Diesen Morgen nun habe ich erfahren, daß auch Monseigneur Darboy, der Erzbischof von Paris, beinahe zu derselben Stunde und unter ganz gleichen Umständen verhaftet worden ist.

Auch noch von anderen Verhaftungen aus dem Kreise der Geistlichkeit erzählt man sich. Der Pfarrer von St. Severin, der Pfarrer von St. Eustache sollen, der eine in seiner Wohnung, der andere in dem Augenblicke, wo er seine Kirche verließ, gefangen genommen worden sein; auch dem Pfarrer von Notre

Dame de Victoire war dieses Schicksal zugedacht, doch war es ihm auf eine rechtzeitige Warnung gelungen, sich in Sicherheit zu bringen.

Nachdem man Herrn Darboy auf die Expräfectur gebracht hatte (warum Expräfectur? mir scheint, sie besorgt ihre Functionen nicht weniger gut, als wäre sie eine einfache Präfectur), ist er vom Bürger Delegirten Rigoult in's Verhör genommen worden.

Das muß man sagen, Herr Rigoult macht seit einigen Tagen viel von sich reden; dieser Mann hat augenscheinlich einen unverkennbaren Beruf für das von ihm gewählte Metier, denn er thut Tag und Nacht nichts weiter, als arretiren und wieder arretiren; überdies ist er jung, kaltherzig, barsch und streng, aber sein Phlegma hindert ihn, wie man gleich sehen wird, durchaus nicht, mitunter einige liebenswürdige Scherzhaftigkeit zu entfalten.

Also von dem Bürger Rigoult ist der Erzbischof von Paris verhört worden; ich bin zwar nicht übermäßig neugierig, aber wissen möchte ich doch, über was das Mitglied der Commune den Monseigneur Darboy zu befragen haben konnte, da dieser allem Anscheine nach kein weiteres Verbrechen begangen hatte, als das Eine, daß er Priester war, und da er nebenbei keinesfalls die Absicht hatte, dies zu verhehlen, so ist es nicht recht erklärlich, zu was ein Verhör in diesem Falle dienen sollte. Man muß eben annehmen, daß Herr Rigoult zur Führung eines solchen Gespräches ganz besondere Quellen in seiner Phantasie zu finden versteht und daß sein Beruf zum Untersuchungsrichter

eben so unbestreitbar ist, wie sein Beruf zum Polizisten. Wie dem auch sein mag, die Journale der Commune veröffentlichen mit unverhehlter Bewunderung folgendes Fragment des Zwiegespräches:

„„Meine Kinder,““ sagte in dem einen Momente der weißhaarige Erzbischof von Paris.

„„Bürger sind wir,““ unterbrach ihn der Delegirte Rigoult, welcher noch keine 30 Jahre zählt, „„Sie stehen hier nicht vor Kindern, sondern vor Beamten.““

Das heißt doch, den Nagel auf den Kopf treffen, und ich begreife die Begeisterung, welche die Mitglieder der Commune für Herrn Rigoult empfinden; aber der vortreffliche Bürger begnügte sich nicht mit dieser stolzen Unterbrechung. Ich kann versichern, und ich habe die besten Gründe, mich für gut unterrichtet zu halten, daß er noch hinzufügte:

„Uebrigens ist der Schwindel viel zu alt; seit achtzehnhundert Jahren macht Ihr uns ihn schon vor.“

Das war doch eben so geistreich als elegant und genau, so mußte sich der liebenswürdige Delegirte ausdrücken, welcher am nächsten Tage, als er in einem Momente vielleicht übertriebener Gnade einem Abbé gestattete, einen Gefangenen in der Conciergerie zu besuchen, jenem einen Passirschein gab, welcher folgendermaßen lautete: „Der gewisse X., welcher sich für den Diener eines gewissen Herrgott ausgiebt, darf passiren.“ Ha, wie viel Bildung und welcher Geist!

XXX.

Den Teufel auch! ich fange wirklich an, ein wenig unruhig zu werden, denn das neueste Decret der Commune bringt alle diejenigen Leute, welche das Unglück haben, mit ihren betreffenden Hausmeistern nicht auf einem freundlichen Fuße zu stehen, oder welche jemals mit einem Eckensteher in einen Wortwechsel gerathen sind, in die unberechenbarste Gefahr. Art. I. dieses schlimmen Decretes lautet:

„Jedermann, welcher der Mitschuld mit der Versailler Regierung bezichtigt ist, wird sofort in Anklagestand versetzt und eingekerkert.“

Pest! das wird gefährlich; es liegt doch auf der Hand, daß nun der erste beste Spitzbube, dem ich vielleicht schon vor sieben Jahren die hundert Sous, welche er von mir leihen wollte, nicht gegeben habe, dem Bürger Rigoult einen Besuch abstatten und ihm versichern kann, ich stünde in engen Beziehungen zu der Versailler Regierung; augenblicklich würde man mich einkerkern, denn: „wohl bemerkt“, es ist gar nicht nothwendig, daß die Mitschuld mit den „Verräthern“ erwiesen sei, es genügt, daß man derselben bezichtigt wird, um das Glück zu erlangen, daß man durch die Gitterfenster der Conciergerie betrachten darf, wie sich von da der blaue Himmel ausnimmt. Was bedeuten übrigens die Worte: „Mitschuld mit der Regierung in Versailles?“ Alles hängt von der Art ab, wie man die Sache auslegt, und ich bin gar nicht so gewiß, unschuldig zu sein. Wie Sie mich hier sehen, habe ich

oft genug einen ehrlichen Burschen (ich sage ehrlich, weil ich hoffe, daß diese Notizen dem Delegirten auf der Polizeipräfectur nicht zu Gesicht kommen werden), also einen ehrlichen Burschen freundlich gegrüßt, welcher jetzt, wo ich dies schreibe, im Stande ist, zu Versailles im Hôtel de Reservoir in Gesellschaft eines oder mehrerer Mitglieder der Nationalversammlung zu diniren. Man begreift nun wohl, wie unruhig mich das Alles machen muß; einen Mann kennen, der wieder Deputirte kennt (o, ich bin unwürdig, unter der väterlichen Regierung der Commune zu leben!), das ist ja die schönste, beste Mitschuld mit den Männern in Versailles; ich glaube, die Klugheit geböte mir, mich, wie gestern einer meiner Freunde gethan, in einem Kohlensacke oder auf irgend eine andere tolle Weise aus Paris hinausschmuggeln zu lassen.

Da kann man sehen, was dabei herauskommt, wenn man anrüchige Leute grüßt.

XXXI.

Die Nachricht von Flourens' Tode ist gestern Abends bestätigt worden; schon früher hatte ein Nationalgardist das Pferd des Obersten aus Bougival zurückgebracht, aber erst seit einigen Stunden weiß man genaue und auch sehr wahrscheinliche Details.

Er war in Ruel zum Gefangenen gemacht worden; dem Gensdarmen, der ihn aufforderte, sich zu ergeben, antwortete er mit einem Pistolenschusse, ein anderer Gensdarm versetzte ihm darauf einen Säbelhieb in den Unterleib, ein dritter Gensdarm spaltete ihm

ebenfalls mit einem Säbelhiebe den Kopf. Einige wollen von dem Pistolenschusse nichts wissen und sprechen geradezu von einem Morde. Wie viele traurige Ereignisse begeben sich jetzt, über deren eigentlichen Hergang man nie genügend aufgeklärt werden wird; aber wie dem auch sei, er ist todt, sein Leichnam ist in Versailles von einem Commis des Hauses Garnier Frères erkannt worden, und diesen Morgen ist seine Mutter abgereist, um den Leichnam ihres Sohnes zu reclamiren.

Woher kommt es doch, daß der Tod dieses Mannes, welcher in alle revolutionären Bewegungen der letzten Jahre verwickelt gewesen ist, und welchen Leute, die Frieden und Ordnung lieben, ganz besonders hassen sollten, so schmerzlich berührt? Der Tod des Generals Duval hat uns kalt gelassen, der Tod Flourens' erfüllt uns mit Traurigkeit, und zwar darum, weil er eine mit glühender Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung anhängende Seele war. Er war ein Gläubiger. Sei die Religion welche sie wolle: ihr Apostel flößt Achtung ein und ihr Märtyrer Mitleid. Dieser Apostel, dieser Märtyrer war reicher Eltern Kind und man konnte sogar sagen, daß er als Sohn eines berühmten Gelehrten selbst ein geborener Gelehrter war; dann aber stürzte er sich noch ganz jung in politische Abenteuer. Als man in Kreta kämpfte, ging er nach Kreta; dort insurgirte er gegen die Insurrection selbst, spottete der Gensdarmen, wurde gefangen, entwich, wurde wieder gefangen, mit einem Worte, er lebte dort einen ganzen Roman, und gerade, weil er so romantischer

Natur war, ist er sein ganzes Leben hindurch so interessant gewesen. Darauf kam er nach Frankreich zurück. Voller Großherzigkeit, verschwenderisch mit seinem Gelde wie mit seinem Blute, unterstützte er während der kalten, arbeitslosen Winter die Armen von Belleville; im eigentlichsten Sinne des Wortes ging er von Mansarde zu Mansarde, forschte hier, tröstete dort, half und ermuthigte überall. Wir erinnern uns noch sehr gut Dessen, was Victor Hugo von der berühmten Pauline Roland erzählt. Die Seele der Pauline Roland glich der Flourens' und sein Herz war das Herz einer barmherzigen Schwester; dabei jedoch nahm er ein fieberhaftes Interesse an allen politischen Begebenheiten, er suchte ein sociales Eldorado, und in diesem Streben lieh er dem Dienste der verzweifeltsten Ideen seinen gewaltthätigen Arm, und niemals hat es einen unvorsichtigeren Menschen gegeben, als er war. Dabei entwickelte er ewig irregeführte, ewig regellose Thätigkeit und nahm sich aufrichtig jeder Sache an. Zu ruhen war ihm unmöglich; wenn man wirklich eine Zeit lang sein Wirken nicht gewahr wurde, so konnte man versichert sein, daß er im Stillen wirkte. Ohne Agitation gab es für ihn kein Leben. Mit Henry Rochefort schloß er innige Freundschaft, und diese Beiden, welche, der Eine mit der Feder, der Andere mit seinem Arme, so viel Unruhe stifteten, sorgten dafür, daß man ihrer keinen Augenblick vergessen konnte. Die Excesse von Rocheforts giftiger Feder erinnerten beständig an die Excesse von Flourens' nie ruhender Zunge, und wenn auch diese beiden gleichartigen Naturen bis-

weilen mit einander in Widerspruch geriethen, so ergänzten sie einander doch in anderer Weise. Habt Ihr schon jemals irgendwo von ein Paar lustigen Brüdern den bekannten Scherz ausführen sehen, welcher darin besteht, daß der Eine über irgend einen Gegenstand spricht, während der Andere, hinter seinem Kumpan stehend und unter einem Mantel verborgen, mit den ausgestreckten Armen die wunderlichsten Gesten macht? Diesen Scherz führten Rochefort und Flourens in der Politik auf; doch kam es schließlich wirklich zur Trennung zwischen ihnen, und zwar an dem Tage, wo Victor Noir beerdigt wurde. An jenem Tage hat Henry Rochefort, das muß man ihm lassen, eine große Menge von Menschen vor einer furchtbaren Gefahr bewahrt. Der immer consequente Flourens verlangte, daß man den Leichnam nach dem Père Lachaise bringe; auf dem Wege dahin wäre es allerdings zum Aufruhr, zum Kampfe gekommen, aber das eben wollte der Agitator. Er ward besiegt, das Wort triumphirte; allerdings erfüllte tausendstimmiger Racheschrei die Lüfte, aber es blieb eben nur beim Schreien und einigen zerstörten Gräbern auf dem Kirchhofe zu Neuilly. Flourens wartete eine bessere Gelegenheit ab und agitirte inzwischen weiter; er war der Mann der Barricade; warum man auf dem Pflaster ging, begriff er nicht, denn das Pflaster war seiner Ansicht nach nur dazu da, um zu straßenabsperrenden Schranken aufgethürmt und so als Schutzwehr für bewaffnete Patrioten benützt zu werden. Uebrigens trug er beständig das einfache Bürgerkleid, aber er gehörte nicht zu den

Civilisten, welche gern schießen hören, sich aber weislich verstecken, wenn es zum Schlagen kommt. Die Barricaden, deren Errichtung er leitete, vertheidigte er auch; überall, wo es zu sterben galt, war er dabei, und doch bewahrte er mitten in dem beständigen Aufruhr, dessen einzige Quelle er war, das friedliche, milde Aussehen eines gutmüthigen Menschen, die ausgesuchte Höflichkeit eines Gentleman und die unschuldigen, aufrichtigen Augen eines Kindes. Mit dieser sanften, ruhigen, einnehmenden Miene ist er jedenfalls unter den Säbeln der Gensdarmen gefallen. Jetzt ist er todt. Man verurtheilt ihn, man tadelt ihn, aber hassen kann man ihn nicht; er war ein Thor mit einer Heldenseele, und die Commune war, wie ihre eigentlichen Herren und Meister es jetzt trieben, dieses Märtyrers nicht würdig.

XXXII.

Darf ich mir gestatten, mitten unter so viel fürchterlichen Ereignissen, welche das ganze Land betreffen, auch einem Schmerze Raum zu geben, welcher ein einziges Herz zerrissen hat? O ja, in dem größten Gemälde ist das kleinste Detail nicht ohne Wichtigkeit.

Man trug ein Kind zu Grabe. Der kleine, von einem schwarzen Tuche nur schlecht bedeckte Todtenschrein war kaum größer als ein Violinkasten; auch kein großes Geleite war zu sehen, nur eine bleiche Frau, ohne Zweifel die Mutter, im schwarzen Wollkleide und mit einer weißen, gefalteten Haube; an der Hand führte sie einen kleinen Knaben, welcher noch in dem Alter war, wo man nicht viel weint, und hinter ihr schritten

einige plaudernde Frauen, wahrscheinlich ihre Nachbarinnen.

Dieser ärmliche Leichenzug bewegte sich im schönsten Sonnenschein durch eine breite Straße; als man vor die nächste Kirche kam, fand man diese geschlossen, und doch hatte man am Tage vorher die Messe gezahlt und die Stunde zur Einsegnung festgesetzt. Eine der Nachbarinnen trat aus dem Zuge hervor und schritt auf die kleine Sakristeithür zu, wo sie jedoch von einem Nationalgardisten empfangen wurde, welcher ihr sein barsches „Zurück da!“ zurief. Schließlich geruhte er aber doch, ihr zu sagen, daß der Pfarrer, der Sakristan und die ganze „Lumpenbande“ dieser Kirche hinter Schloß und Riegel gesetzt worden seien, damit sie den „Schafsköpfen“ von Patrioten nicht mehr schaden könnten. Inzwischen war auch die Mutter hinzugetreten.

„Wer soll aber mein Kind beerdigen,“ fragte sie, „wenn man den Pfarrer in's Gefängniß gesetzt hat?“

Und die arme Frau brach bei dem Gedanken, daß für diese kleine Seele keine Gebete gesprochen, auf diesen kleinen Sarg kein Weihwasser gespritzt werden würde, in jammervolles Schluchzen aus.

Mein Gott! ja, Ihr Herren von der Commune!

Sie weinte, und sie weinte noch viel mehr, als sie dann auf dem Kirchhofe den theuern Leichnam, dessen Seele dem guten Gott nicht im Gebete empfohlen worden war, in die Grube senken sah. Aber was wollen Sie? man muß ihr das nicht nachtragen; es war eben eine arme, schwachköpfige Frau mit beschränkten Begriffen, und es giebt noch mehr solche Mütter, welche

allerdings, das gebe ich zu, unwürdig sind, dem Vaterlande Bürger zu schenken, welche aber trotzdem nicht wollen, daß man ihre Kinder begräbt, wie man einen Hund einscharrt; sie wissen eben nicht, daß Beten ein Verbrechen, daß Niederknien eine Missethat, daß die an Gott gerichteten Worte: „Ich bete Dich an!“ eine Beleidigung für die ganze Menschheit sind; sie besitzen sogar noch die Schwäche, zu wünschen, daß man auf die Gräber Derjenigen, welche sie beweinen, ein Kreuz setze — ein Kreuz im neunzehnten Jahrhundert!

Eine rothe Fahne, das ließe sich eher hören.

XXXIII.

Das läßt sich nicht bestreiten, die communale Brüderlichkeit bethätigt sich mehr und mehr, sie gipfelt in der bewunderungswürdigen Weisung: „Verhaftet Euch untereinander!“

Man erzählt, Herr Delescluze sei in die Conciergerie gebracht worden; gestern verhaftete man Herrn L'Hullier, heute verhaftet man Assy. Nicht genug, daß die Executivcommission gewechselt worden ist, wie man, wenn ich mich so auszudrücken wage, die Schlafmütze wechselt: die Commune benimmt sich auch gegen diejenigen ihrer Mitglieder, die ihr mißfallen, genau so, als ob sie es mit lauter simplen Erzbischöfen zu thun hätte.

Wie? Assy von Creusot, Assy, dessen Name nicht nur kraft der Celebrität, sondern auch kraft der alphabetischen Ordnung den Namen aller seiner Collegen voraus unter den Proclamationen des Centralcomité's

prangte, Assy residirt nicht mehr im Hôtel de Ville, er schlägt keine Decrete mehr vor, er plaudert nicht mehr mit F. Cournet, er antwortet nicht mehr Herrn G. Fridon? Warum das? Woher ein solcher Sturz nach solchem Ruhme? Man flüstert sich ganz leise zu, daß Assy es für klug und weise gefunden habe, einige Bankbillets, welche er in den Schubfächern der Versailler Regierung gefunden, bei Seite zu bringen. Nun, und was will das bedeuten? Ich bitte Sie, seit wann ist in der Politik wie in Geschäften das Geld nicht mehr Gemeingut? Eine reine Kinderei, meine Herren von der Commune! Ja, wenn der Bürger Assy überführt worden wäre, im Jahre 1843 enge Beziehungen zu einer Dame unterhalten zu haben, deren Sohn heute der Schwager des Kammerdieners des Herrn Thiers wäre; wenn man ihn in einer Kirche gesehen hätte und wenn man ihm beweisen könnte, er sei dort nicht mit der einzigen Absicht eingetreten, den Gläubigen die Taschen auszuleeren, dann würde ich Ihren Unwillen begreifen.

Aber einen Mann zu verhaften, weil er die Früchte der Raubgier der Verräther in Sicherheit gebracht hat, das ist wirklich stark, und wenn Sie so fortfahren, so wird man (geben Sie Acht) schließlich noch glauben, Sie seien von Vorurtheilen befangen.

Was den Bürger L'Hullier anlangt, welcher eines der ersten Opfer der Brüderlichkeit geworden ist, so hat man ihn eingekerkert, weil es ihm nicht gelungen war, sich den Mont Valérien ausliefern zu lassen. Mit Entsetzen denke ich daran, daß, wenn ich an der

9*

Stelle des Bürgers L'Hullier gewesen wäre, ich jedenfalls denselben Zwangsmaßregeln verfallen sein würde, die man über ihn verhängt hat; denn der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wie ich es hätte anfangen sollen, die große Festung auf dem Berathungstisch im Hôtel de Ville niederzusetzen. Nehmen wir ein Gleichniß an: Sie befinden sich in der Schweiz, sehen den Montblanc und sagen zu einem kleinen Jungen, der eben vorbeiläuft: „Gehe und hole mir den Montblanc." Der Junge natürlich springt mit seinen Kugeln auf das nächste Trottoir und spielt ein Weilchen, und wenn er zurückkommt, hat er keine Spur von dem Montblanc unter dem Arme. Was werden Sie nun thun? Sie werden jedenfalls den ungeschickten Commissionär bis auf's Blut peitschen.

Wie mir jedoch scheint, hat Herr L'Hullier das Gepeitschtwerden, oder vielmehr das Eingesperrtsein, nicht sehr behaglich gefunden, sondern hat eben so viel List gezeigt, als er vorher Tapferkeit gezeigt hatte, und ohne Sang und Klang seine unverdiente Clausur wieder verlassen.

„Mein theurer Rochefort"! schreibt er an den Redacteur des „Mot d'Ordre", „Sie wissen, welcher infamen Intrigue ich zum Opfer gefallen bin." Das mag Herr Rochefort vielleicht wissen, ich jedoch muß gestehen, daß es mir völlig unbekannt ist. Herr L'Hullier müßte denn gerade den ihm gewordenen Befehl, den Mont Valérien in die Westentasche zu stecken, für eine Intrigue ansehen . . . „Ohne allen Grund auf Befehl des Centralcomité's verhaftet, hat man mich in den Kerker

der Polizeipräfectur . . . (der Expräfectur, wenn es Ihnen gefällig ist) geworfen (geworfen, wie schrecklich! wie kann man Herrn L'Hullier werfen) und mich bei Seite gebracht in dem Augenblicke, wo Paris thatkräftiger, militärisch gebildeter Männer so sehr bedarf." Pfui, Ihr Herren vom Comité! Ihr hattet einen thatkräftigen Mann zur Verfügung, denn wer kennt nicht die edlen Thaten des Bürgers L'Hullier? Ihr hattet einen militärisch gebildeten Mann zur Verfügung, denn die ganze Welt weiß, welche tiefe Erfahrung in Kriegssachen Herr L'Hullier während seiner zahlreichen Feldzüge gesammelt hat, und Ihr habt diesen Mann in den Kerker der Polizeipräfectur gesetzt, was sage ich? sogar geworfen! Das ist schlecht, sehr schlecht. „Das Gefängniß ist für lauter Staatsgefangene hergerichtet, und gegen die Gefangenen sind die strengsten Maßregeln getroffen." Das muß man sich merken, die Gefangenen der Commune scheinen also gerade kein Schlaraffenleben zu führen. „Nichtsdestoweniger habe ich Gelegenheit gefunden, gefolgt von meinem Secretär, ganz gemüthlich . . ."

Gemüthlich, das ist erhaben, die Gemüthlichkeit verläßt große Seelen niemals.

„ . . . meinen Kerker, in welchem ich streng bewacht wurde, zu verlassen, zwei von einem Dutzend Hüter bewachte Höfe zu passiren, durch drei geschlossene Thüren zu kommen, und dabei haben noch alle in der Präfectur stationirten Schildwachen vor mir das Gewehr präsentirt." Das nenne ich eine Entweichung! Häng' Dich auf, Latude! Welch' interessantes Capitel

würde der erfindungsreiche, vielbeklagte Alexander Dumas über dieses staunenerregende Kunststück geschrieben haben. Vor der Nase des Gefangenwärters, welchen Herr L'Hullier durch einen Schlaftrunk, dessen Bereitung er auf seinen langen Reisen in Ostindien gelernt haben mag, ohne Zweifel eingeschläfert hatte, aus dem Kerker zu schlüpfen! Die zwölf Wächter in den Höfen einen nach dem andern bei der Kehle zu packen, niederzuwerfen, mit Seilen zu binden und durch zwölf in ihre zwölf Mäuler gedrehte Knebel am Lärmmachen zu verhindern; mit drei ungeheueren Nachschlüsseln, welche ein der Sache des Herrn L'Hullier treugebliebenes Mitglied der Commune, seines Zeichens ein Schlosser, fabricirt haben mag, drei Thüren zu öffnen: welch' herrliches Drama!

Ist es nun ein Wunder, wenn die bei dem bloßen Anblicke des ruhmreichen Entwichenen in Extase gerathenen Schildwachen das Gewehr vor ihm präsentiren? Das Schönste an der ganzen Sache ist doch unstreitbar der Secretär. Ich bin ganz verliebt in diesen Secretär, welcher seinen Herrn keinen Augenblick verlassen hatte, und ich sehe im Geiste, wie er, während Herr L'Hullier seine Wunder vollzieht, diese herrlichen Abenteuer, deren Gedenken niemals erlöschen wird, mitten in der Gefahr mit sicherem Bleistift niederschreibt. „Jetzt," schreibt der Gefangene der Expräfectur weiter, „habe ich einige Hundert entschlossene Männer als Leibwache um mich und nebenbei noch drei gute geladene Revolver in der Tasche; nur zu lange bin ich so einfältig gewesen, unbewaffnet und

ungeschützt einherzugehen; jetzt bin ich fest entschlossen, Jedem, der mich zu arretiren versucht, eine Kugel in das Hirn zu jagen."

„Ach mein Gott," ruft ein wackerer Bürger, nachdem er diesen Brief zu Ende gelesen hatte, „die Bürger sind wirklich ein recht rohes Volk; könnte man denn nicht sämmtliche Mitglieder der Commune einen nach dem andern zu ihm schicken, um ihn zu arretiren?"

„Ich verstecke mich nicht," schreibt Herr L'Hullier weiter, „ich gehe frank und frei auf den Boulevards umher." Welcher Stolz, welche Seelengröße! Sehen Sie, meine Herren von der Commune, ich fürchte so sehr, ungerecht gegen irgend Jemanden zu sein, daß ich alles Mögliche glauben will, trotz der Hausdurchsuchungen mit Waffengewalt, trotz der Verhaftungen, trotz der Diebstähle — denn es ist ja gestohlen worden trotz der vielen Decrete, von denen die meisten unnütz und ungereimt sind — trotz alledem will ich glauben, daß Sie sich der obersten Gewalt nicht blos deshalb bemächtigt haben, um das Theater Guignol in das Hôtel de Ville zu verlegen und dort höchst trübselige Possen aufzuführen; ich will nämlich hoffen, daß Sie ein ehrenhaftes Ziel, das einzugestehen Sie sich nicht zu schämen brauchen, anstrebten und noch immer anstreben, und das Eure leicht begreifliche Unerfahrenheit, sich zu den Schwierigkeiten der Lage gesellend, die einzige Ursache Eurer Ausschreitungen und Thorheiten ist; ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es, trotz der fortgesetzten Rücktrittserklärungen der geachtetsten von Euern Collegen, unter Euch noch ernste und biedere Männer giebt, welche das

angerichtete Elend tief beklagen, welche es wieder gut machen zu können wünschen, und welche Alles aufbieten werden, die Verbrechen und die Schrecken des Bürgerkrieges durch die guten Werke vergessen zu machen, die zuweilen eine Folge der Revolution sind. Ja wohl, ich, der ich mich aller Zeiten Illusionen hingab, will all' das glauben, aber wie könnt Ihr Euch einbilden, Denjenigen Vertrauen einzuflößen, welche weniger voreingenommen für Neuerungen sind als ich, welche es mit ansehen, wie Ihr Euch gegenseitig in's Gefängniß werft, und welchen nicht entgehen kann, daß es unter Euch Generale giebt wie Bergeret, Biedermänner wie Assy, und Flüchtlinge aus Bicêtre wie L'Hullier?

XXXIV.

Der Kampf währt fort. Nur selten treten kurze Pausen in der Kanonade ein. Trotzdem sind nur geringe Resultate bemerkbar.

Heute, den 7. April, stehen die Dinge noch immer so, wie sie am Tage, nachdem Bergeret zurückgeworfen worden und Flourens umgekommen war, gestanden hatten. Die Forts von Vanves und Issy bombardiren die Batterien von Versailles, welche wiederum ihrerseits den genannten Forts die gleiche Ehre erweisen; die auf dem Trocadéro angehäuften Neugierigen sehen da und dort die weißen Rauchwolken aufsteigen. Jeden Morgen kündigt Bürger Cluseret, Delegirter für das Kriegsdepartement, in zaghafter Weise an, daß ein von den Gensdarmen versuchter Sturm durch die Gar-

nisonen der Forts siegreich zurückgeschlagen worden sei. Es ist gewiß, daß die Versailler, wenn sie überhaupt einen Angriff gemacht haben, zurückgeschlagen worden sein müssen, sonst würden sie sicherlich vorrücken. Aber haben sie auch wirklich Angriffe gemacht? Ich neige mich zu der Ansicht hin, daß man die Angriffe nur erfindet, um Siege über die Angreifer verkündigen zu können. Es erscheint mir als ausgemacht, daß die Generale der Nationalversammlung — die sich gegenwärtig hauptsächlich damit beschäftigen müssen, Batterien zu errichten und Truppen zusammenzuziehen — nicht früher einen Angriff machen würden, als bis sie auch mit Sicherheit auf Erfolg rechnen können. Einstweilen begnügen sie sich damit, die Forts, welche bereits von den Preußen vertheidigungsunfähig gemacht wurden, vollends zusammenzuschießen.

Zwischen Courbevoie und dem Thore Maillot ist der Kampf ein ununterbrochener, bald verlieren die Einen, bald die Anderen etwas Terrain.

Das Haus, welches die Versailler soeben noch besetzt hielten, ist jetzt wieder in den Händen der Föderirten. Man kämpft beständig, aber Niemand siegt.

Und wird sich denn endlich nicht eine Stimme erheben, um zu rufen: „Genug, genug des Blutes und der Thränen! genug der Franzosen, durch Franzosen, genug der Republikaner, durch Republikaner gemordet!“ Wie viele Leute fallen von beiden Seiten mit demselben Schrei auf den Lippen: „O, wann endlich wird dies traurige Mißverständniß ein Ende nehmen?“

XXXV.

Dreißig Tamboure mit verhüllten Trommeln, dreißig Signalisten mit umflorten Trompeten eröffnen einen ungeheuern Zug; der immer wiederholte dumpfe Wirbel der Trommeln, welcher nach längerem Widerhalle erstirbt, unterbrochen von dem hellen Klange der Signalhörner, macht einen wahrhaft erschütternden Eindruck.

Hierauf folgen zahlreiche Abtheilungen sämmtlicher Bataillone, sie marschiren langsam, mit gesenktem Bajonnete und Immortellen im Knopfloche. Die Immortellen sind alle roth; soll dies ein Ausdruck der politischen Gesinnung oder eine Anspielung auf den blutigen Tod sein?

Nun kommt, von vier Rappen gezogen, ein schwarz behängter Wagen, auf dem sich ein Katafalk befindet, dieser ist mit einem Leichentuche von schwarzem, mit silbernen Sternen gesticktem Sammt bedeckt; an den vier Ecken flattern die düsteren rothen Fahnen im Winde.

Dann kommt noch ein solcher Wagen, und noch einer, und wieder einer, und auf jedem dieser Leichenwagen befinden sich zweiunddreißig Leichen.

Hinter den Wagen schreiten Mitglieder der Commune einher, barhaupt und mit der rothen Schärpe umgürtet. Leider ist Alles immer und immer wieder roth.

Endlich drängt sich noch zwischen einem doppelten Spalier von Nationalgarden eine unermeßliche Menge

von Männern, Frauen und Kindern, alle tiefsinnig und traurig, viele in Thränen.

Der lange Zug geht über die Boulevards. Er kommt von dem Hospital Beaujun und zieht nach dem Père Lachaise; wo er vorüberkommt, entblößen sich alle Häupter. Ein Mann, der an einem Fenster stehend seinen Hut aufbehält, wird ausgezischt und gezwungen, ihn abzulegen. Schmach über Den, der Denjenigen nicht den letzten Gruß widmet, welche für irgend eine Sache gestorben sind, die sie für eine gerechte hielten! Denket den vorübergetragenen Leichen gegenüber nicht mehr an das Unheil, welches die Männer, als sie noch lebten, angerichtet haben mögen; sie sind nun todt, sind heilig. Aber daran denket — o, denket daran wohl! — daß die Verbrechen einiger Weniger den Tod so Vieler verschuldet haben, und beschleunigt nach Euern Kräften die Stunde, wo das unerbittlich rächende Schicksal die Schuldigen, welcher Partei sie auch angehören mögen, ereilen muß.

XXXVI.

Man erhält keine Briefe mehr! Wie zur Zeit der Belagerung müßt Ihr, wenn Ihr durchaus Nachrichten über Eure Mütter oder Frauen haben wollt, Euch gefälligst an die Somnambulen und Kartenschlägerinnen wenden. Und dies ist nicht ganz so schwierig, als man meinen sollte: Ihr werdet wohl eine Bandschleife, eine Haarlocke oder sonst einen unbedeutenden Gegenstand, welcher der abwesenden Person gehört, zur Hand haben? Das reicht vollständig hin.

Ihr könnt nun erfahren, was diese von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde thut oder auch nur denkt. Ihr wendet vielleicht ein, daß Ihr die alte Art und Weise, Nachricht zu erhalten, vorziehen würdet, und daß Ihr lieber Briefe erhalten als Euch an Betrüger wenden möchtet. Ah, wirklich? Nun denn, ich möchte Euch gerathen haben, dies nicht allzulaut auszusprechen.

Man würde Euch dann für Das halten, was Ihr in Wirklichkeit seid, für Reactionäre nämlich, und das könnte Euch theuer zu stehen kommen. So ging gestern ein junger Mann in den Champs Elisées spazieren. Ein Nationalgardist tritt auf ihn zu und verlangt Feuer für seine Cigarre von ihm.

„Ich bedauere sehr," sagt der Spaziergänger, „aber meine Cigarre brennt nicht."

„Ah! Deine Cigarre brennt nicht? Ah! Du schämst Dich wohl, einem Patrioten einen Dienst zu erweisen? Geh' Deiner Wege, Reactionär!"

Sofort regnet es von allen Seiten Beschimpfungen über den jungen Mann, ein Haufe umringt ihn und ein Weib — eine liebenswürdige Person — ruft aus:

„Er ist ein ehemaliger Polizist!"

„Ja, ja, es ist ein verkleideter Gensdarm!"

„Er sieht Ernest Picard ähnlich."

„Man muß ihn in's Wasser werfen!"

„In's Wasser mit ihm! in die Seine! in die Seine mit dem Polizeispion!"

Sofort wird der arme Teufel umringt, davon geschleppt, die ihn umringende Gruppe wächst zum

Haufen an, der aus Nationalgardisten, Frauen und Kindern besteht, und Alles ruft durch einander:

„In's Wasser! erschießt ihn! hängt ihn auf!" Die Abergläubischen der Menge bestehen auf dem Hängen, um sich dann den so heilkräftigen Strick anzueignen. Uebrigens wußte Niemand, worüber der ganze Tumult eigentlich entstanden war. Ein Herr sagte mir:

„Es heißt, man habe den jungen Mann gerade in dem Augenblicke verhaftet, als er im Begriffe war, an die Ambulanz des Industriepalastes Feuer zu legen."

Wurde er wirklich gehenkt, erschossen oder ersäuft? Ich hoffe das nicht. Wie dem aber auch sei, werdet Ihr gut thun, einem ähnlichen Abenteuer aus dem Wege zu gehen, und so groß Eure Unruhe in Betreff Eurer bezüglichen Familien oder Eurer Geschäfte auch sein mag, rathe ich Euch, diese Besorgnisse nicht laut werden zu lassen.

Am besten werdet Ihr thun, ein stets heiter lächelndes Gesicht zur Schau zu tragen. Nehmen wir an, Ihr begegnet einem Eurer besten Bekannten.

„Ach! lieber Freund," spricht er Euch an, „Sie müssen sehr besorgt sein!"

„Ich, besorgt? Nicht im mindesten, im Gegentheile, ich habe mich niemals in einer ruhigeren Gemüthsverfassung befunden als gerade jetzt."

„Ich dachte, daß Ihre Tante krank sei. Und da Sie jetzt keine Nachrichten von ihr erhalten können . . ."

„Ich erhielt keine Briefe? Mein Gott! wer hat Ihnen das weiß gemacht? Ich erhalte ihrer mehr denn jemals, mehr als ich wünsche. Keine Briefe, welch' ein Einfall!"

„Da müssen Sie dann sehr begünstigt werden, denn seit der Bürger Theiz die Leitung des Postdepartements übernommen hat, ist aller briefliche Verkehr unterbrochen."

„Nicht doch, nicht doch! das ist ein bloßes von den Reactionären ausgestreutes Gerücht. O, diese Reactionären! haben sie nicht sogar erdichtet, daß die Commune Priester in's Gefängniß geworfen, Journalisten verhaftet und Zeitungen unterdrückt habe?"

„Was nützt da Ihr Reden, kündigt doch der Bürger Theiz selbst in einer Proclamation an, daß die Verbindungen mit den Departements vor Ablauf einiger Tage nicht wieder hergestellt werden würden."

„Reine Bescheidenheit von seiner Seite! Sein bloßes Erscheinen im Amte hat hingereicht, um den durch die Schufte, die Reactionären, in Unordnung gebrachten Postdienst wieder zu organisiren."

„Also erhalten Sie täglich Nachricht von Ihrer Tante?"

„Gewiß, täglich."

„Nun denn, das freut mich sehr. Einer unserer Freunde nämlich, der aus Marseille hier eintraf, hat mir mitgetheilt, daß Ihre arme Tante gestorben sei."

„Gestorben? Ah, mein Gott, was muß ich hören! Aber warten Sie, es fällt mir eben ein, daß ich diesen Morgen keinen Brief erhalten habe."

„Da haben Sie's, sehen Sie!"

Aber selbst jetzt laßt Euch ja nicht durch den Kummer so weit hinreißen, Eure persönliche Sicherheit in Gefahr zu bringen, und antwortet lieber:



„Ich begreife, mein Herr, es ist mir klar, daß, wenn ich diesen Morgen ausnahmsweise keinen Brief erhalten habe, dies sich dadurch erklärt, daß der Bürger Theiz, der ein vortrefflicher Mensch ist, mir eben den Kummer ersparen wollte."

XXXVII.

Tastet die höchste Gewalt nicht an. In unserer Zeit ist die höchste Gewalt die Presse. Sie ist tief gesunken, recht gemein geworden, aber noch immer die höchste Gewalt. Wenn die Presse sich auch zuweilen dadurch, daß sie Ausschreitungen ihre Zustimmung gab, Fehler billigte und sogar Verbrechen ihren Beifall zollte, in der Achtung rechtschaffener Leute erniedrigte, wenn auch einige Journalisten ihre Journale entwürdigt haben, so hat doch die Presse, diese erhabene Tochter des menschlichen Gedankens, weder ihre Macht noch den sie umgebenden Nimbus verloren. Schlecht geleitet, schlecht verwendet, hat sie wohl Unheil anrichten können, aber Niemand verkennt die Wichtigkeit der Dienste, welche sie zu leisten vermag, oder die Höhe ihres Berufes. Wenn sie auch zuweilen eine irreleitende Stimme vernehmen ließ, so hat sie diese Stimme doch früher erhoben und wird sie wieder erheben zur Belehrung und Ermuthigung.

Ihr habt gestern ohne vorherige Warnung und zu nächtlicher Stunde, wie man auf einen schlechten Streich ausgeht — und einen solchen führtet Ihr auch aus — die Druckereien des „Journal des Débats", des „Paris-Journal" und des „Constitutionnel" mit Be-

schlag belegt; wißt Ihr auch, was Ihr damit gethan habt? Ihr glaubtet vielleicht, daß dieser Act sonst keine Folgen haben würde als die gewaltsame Aufhebung eines Privateigenthums — was freilich ein Raub ist — und ferner alle Jene der Noth preiszugeben, welche, wie die Journalisten, Druckereigehilfen, Manipulanten und Colporteure, durch die Journale ihren Lebensunterhalt finden — was als Verbrechen erklärt werden muß.

Ihr habt aber noch Schlimmeres als dies Alles gethan, denn Ihr habt, so weit es in Eurer Macht stand, dem menschlichen Fortschritte Halt geboten. Das heiligste Recht des Menschen, seinen Gedanken lauten Ausdruck geben zu dürfen, habt Ihr unterschlagen, wie ein Taschendieb das Taschentuch, welches er soeben entwendet hat; Ihr habt jenes heilige Recht, den unabhängigen Gedanken, gewaltsam ergriffen und ihm zugerufen: „Du bist mir hinderlich, ich erwürge Dich!“

Und warum habt Ihr dies gethan? Indem Ihr Denjenigen, welche Euch widersprechen, den Mund verschließt, gebt Ihr stillschweigend zu, daß Ihr selbst nicht sicher seid, Recht zu haben. Indem Ihr die Journale unterdrückt, gebt Ihr zu, daß Ihr sie fürchtet. Nehmt Euch in Acht, daß Eure Scheu vor dem Lichte nicht den Verdacht gegen Das erwecke, was Ihr im Dunkel vollführen wollt. Man schließt die Fenster, wenn man nicht beobachtet sein will. Die allzufest verschlossenen Thüren wecken nur den Verdacht. Eure Sitzungen im Hôtel de Ville finden bei verschlossenen Thüren statt, wie jene scheußlichen Strafprocesse, deren

Einzelnheiten der öffentlichen Sittlichkeit gefährlich werden dürften. Zu welchem Zwecke diese Heimlichkeiten? Habt Ihr denn so ganz außerordentliche Pläne? werden denn so tadelnswerthe Anträge bei Euch vorgebracht, daß Euer Schamgefühl Euch zur geheimen Verhandlung zwingt? Diese Angst vor der Oeffentlichkeit und dem öffentlichen Urtheile habt Ihr auch bewiesen, als Ihr mittelst der Rotten der Nationalgarde in derselben Weise, wie man mit dem Sperrhaken in ein einsames Haus einbricht, in die Druckereien eingedrungen seid. Werden wir denn, um Eure Acte zu beurtheilen, um die Wahrheit über die einzelnen blutigen Ereignisse des Bürgerkrieges zu erfahren, blos auf Eure Kundgebungen und auf diejenigen der mit Euch verbündeten Journale angewiesen sein? Ihr müßt also sehr entschlossen zum strafbaren Handeln und sehr überzeugt von der Nothwendigkeit, zu lügen, sein, da Ihr Euch im Vorhinein Derjenigen entledigt, welche Euch beurtheilen und Lügen strafen könnten. Demnach habt Ihr aber nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Dummheit begangen. Nicht ungestraft kann man die Freiheit des geschriebenen Gedankens antasten. Es kommt stets der Tag, wo die verfolgte Presse eine fürchterliche Rache nimmt. Blicket hinter Euch, ziehet die langen Jahre der kaiserlichen Regierung, die wenigen Monate derjenigen vom 4. September in Erwägung. Von all' den Verbrechen der Einen und all' den Fehlern der Andern hat bei der Einen dasjenige Verbrechen, bei der Andern derjenige Fehler am meisten zur Beschleunigung der betreffenden Krisis beigetragen, welche

oder welcher gegen die Presse begangen worden war. Ist die Unterdrückung einiger Journale, welche der General Vinoy mit der Einwilligung des Mr. Thiers verfügt hatte, nicht eine der gewichtigsten Entschuldigungen des Aufstandes vom 18. März gewesen? Wie könnt Ihr also unklug genug sein, dieselbe Ungeschicklichkeit zu begehen, welche den Untergang der früheren Regierung verschuldete, und wie könnt Ihr so wenig Sorge für Eure eigene Ehre tragen, dasselbe Verbrechen zu begehen, welches Ihr Euren Feinden vorwerft?

Ah, wahrlich! selbst Denjenigen, welche Euch mit Geduld und Unparteilichkeit beobachten, welche sogar vom Anfange günstig gegen Euch gestimmt waren, weil es ihnen schien, daß Ihr manche der gerechten Forderungen von Paris vertretet, selbst Denjenigen wird es bald unmöglich sein, sich in Betreff Eurer länger einer Täuschung hinzugeben, und nachdem sie aus Liebe für die Freiheit sich versucht fühlten, Euch zu achten, werden sie durch eben diese Liebe für die Freiheit sich gezwungen sehen, Euch zu verachten!

XXXVIII.

Sollte es denn wirklich wahr sein? Ich konnte es nicht glauben. Ist es denn möglich, daß Paris zum zweiten Mal bombardirt wird? und von wem bombardirt? Von Franzosen! Trotz der Gefahr, die, wie man sagte, damit verbunden war, sich Neuilly zu nähern, wollte ich dennoch mit eigenen Augen sehen, und so bin ich denn diesen Morgen, den 8. April, nach den Champs Elysées gegangen.

Bis zu dem Rond Point war nichts zu bemerken, außer etwa eine größere Einsamkeit, als die am vorhergehenden Tage. Der Omnibus hält auf der Höhe der Avenue von Marigny. Eine Engländerin, welche auf das Verlangen des Conducteurs aussteigt, fragt mich nach dem Wege, den sie in die Rue Galilée nehmen müsse, da sie es nicht wagt, in der Hauptstraße weiterzugehen; ich bezeichne ihr eine Parallelstraße und setze meinen Weg fort. Ich stoße auf einen Cordon von Nationalgarden, welche von zehn zu zehn Schritten aufgestellt sind, um den Verkehr abzusperren.

„Halt, nicht weiter!“

„Aber . . . .“ beginne ich zu antworten.

Ich unterbrach meine Einrede, um irgend eine plausible Ursache für meine Excursionen zu ersinnen; es war jedoch überflüssig, denn obgleich ich nur das Wörtlein „Aber . . . .“ hervorgebracht hatte, erachtete der Wachposten es dennoch für genügend und antwortete:

„Das ist etwas Anderes, Sie können passiren.“

Je weiter man die Avenue hinangeht, desto öder wird sie, alle Fensterladen sind geschlossen, selten begegnet man einem Menschen, der dann stets aus Vorsicht dicht an der Mauer geht, und sich bereit hält, sobald er das Pfeifen einer Bombe vernimmt, sich in eines der auf Befehl offen gebliebenen Einfahrtsthore zu flüchten. Vor dem festverschlossenen Laden eines Kutschenmachers sind Gewehre zu Pyramiden aufgestellt, die meisten der Nationalgarden schlafen, auf dem Trottoir liegend, andere gehen rauchend auf ihren Wachposten

auf und ab, und wieder andere unterhalten sich untereinander. Man erzählt, daß vor ungefähr einer Viertelstunde an der Ecke der Avenue und der Rue de Morny eine Bombe geplatzt sei. Ein Hauptmann hatte gerade dort neben seiner Frau, welche ihm das Frühstück gebracht, auf dem Boden gesessen. Er wurde buchstäblich in zwei Stücke zerrissen und die schwer verwundete Frau hat man in eine nahegelegene Apotheke gebracht. Ich setze meinen Weg fort, die Kanonade, welche nachgelassen zu haben schien, beginnt jetzt wieder mit erneuerter Macht, man sieht den weißen Rauch über dem Thore von Maillot aufsteigen, Kartätschenkugeln von dem Mont Valérien platzen oberhalb des Arc de Triomphe. Ich gehe immer weiter, zu meiner Rechten wie zur Linken sind Compagnien der Föderirten aufgestellt. In einiger Entfernung bewegt sich ein beinahe vollständiges Bataillon, das Gewehr auf der rechten Schulter, den Kessel auf dem Rücken, ein Brot auf der Spitze des Bajonnets, in der Richtung nach dem Thore Maillot. Zur Seite des Hauptmanns der ersten Compagnie marschirt eine sonderbar uniformirte Frau; sie ist halb als Marketenderin und halb als Nationalgardist gekleidet, trägt auf dem Kopfe die phrygische Mütze, auf der Schulter ein Chassepot und einen Revolver im Gürtel; sie schien mir noch jung und ziemlich hübsch. Auf meine näheren Erkundigungen bei einigen der Föderirten berichtet der Eine, daß sie die Frau des Bürgers Eudes, Mitgliedes der Commune, sei, während ein Anderer mir versichert, sie sei eine Zeitungshändlerin aus der Avenue

des Ternes, deren dreijähriger Knabe gestern Abend in der Rue des Acacias durch eine platzende Bombe getödtet worden sei, worauf sie geschworen habe, ihr Kind zu rächen. Ich erfahre auch, daß dieses Bataillon die Kämpfer von Neuilly unterstützen soll, da diese zu ermatten beginnen. Den umlaufenden Gerüchten zufolge waren die Gensdarmen und Polizisten bereits bis zur Rue des Huissiers vorgedrungen.

Ich bin selbst geneigt, zu glauben, daß die Generale der Nationalversammlung nicht versäumen dürften, die Polizisten und Gensdarmen im activen Dienst zu verwenden, da die ersteren ehemalige und die letzteren gute Soldaten sind; wenn es aber deren überall geben sollte, wo die Föderirten sich einbilden, sie zu sehen, dann müßten sie entweder so zahlreich wie der Sand am Meere, oder es müßte ihren Führern gelungen sein, ihnen die Gabe der Allgegenwart zu verleihen. Unterdessen folge ich immer dem Marsche des Bataillons und wir gelangen bis ungefähr fünfzig Metres von dem Arc de Triomphe. Jetzt vernehmen wir ein rasches, scharfes Pfeifen in der Ferne, welches immer heftiger wird und näher rückt, es gleicht beinahe dem Geräusche einer aufsteigenden Rakete. „Habt Acht vor der Bombe!“ ruft ein Feldwebel, und im nächsten Augenblicke wirft sich das ganze Bataillon unter dem Geklirr der gegeneinander stoßenden Bajonnete und der klappernden Kessel auf den Bauch nieder. Wirklich gab's auch einige Gefahr. Das Geschoß fällt und platzt mit fürchterlichem Getöse in geringer Entfernung von uns auf dem Trottoir, gerade vor dem

letzten Hause der Avenue. Ich hatte nie das Platzen einer Bombe aus solcher Nähe gesehen. Ich glaube, daß Niemand von diesem Geschosse beschädigt wurde, so daß der ganze von demselben angerichtete Schaden sich auf ein großes Loch in dem Asphaltpflaster und eine eingeschlagene Hausthür beschränkt.

Nun nimmt das Bataillon wieder seine aufrechte Stellung ein und setzt seinen Marsch fort; aber kaum haben sie einige Schritte gemacht, so ist schon wieder dasselbe Pfeifen, derselbe Allarmruf zu vernehmen, und im Nu liegen wir Alle wieder auf dem Bauche. Das zweite Geschoß platzt, aber wir haben es nicht fallen sehen, wir sehen blos ein Fenster in dem obersten Stockwerke desselben Hauses, vor welchem die frühere Bombe eingeschlagen war, plötzlich aufspringen und Splitter der zertrümmerten Fensterscheiben in der Straße umherfliegen. Wahrscheinlich ist die Bombe auf das Dach gefallen und hat es durchgeschlagen. Wenn nur in den Dachzimmern keine Menschen waren! Wir sind wieder auf den Beinen und passiren den Arc de Triomphe. Es ist mir gelungen, das Vertrauen des Nachtrabs zu gewinnen, und so hoffe ich, mitgehen zu dürfen, so weit ich will. Sonderbar! und ich gestehe es mit einem etwas kindischen Stolz: ich fühle gar keine Furcht. Eine Abweichung von nur einem Centimetre in der Richtung der Bombe, und ich wäre in Stücke zerrissen worden, trotzdem fühle ich mich noch mehr als früher gestimmt, weiter zu marschiren. Ich komme zur Ueberzeugung, daß es gar nicht so schwer hält, tapfer zu sein, — wenn man

nämlich nicht geradezu eine Memme ist. Unter den großen Bogen des Monumentes befinden sich an hundert Neugierige, die sich da vollkommen geborgen glauben und von Zeit zu Zeit die Köpfe hervorstecken, um die Beschädigungen zu besichtigen, welche drei aufeinander folgende Geschosse an der Gruppe des Bildhauers Etex angerichtet hatten. Aber in der Avenue de la Grande Armée sieht man sonst Niemand als die Föderirten, und ich bin wohl der einzige nichtuniformirte Mensch, dem es gestattet worden war, bis hieher zu gehen. Ich sehe deutlich eine kleine Barricade, welche diesseits der Wälle vor dem Thore Maillot errichtet worden ist. Die Bastei zur Rechten bombardirt heftig gegen die Höhen von Courbevoie; das beständige Aufsteigen ungeheurer Rauchwolken, begleitet von fürchterlichem Geschützdonner, zeugt von dem Eifer der Artilleristen der Commune. Weiter hinaus erstreckt sich die lange, einsame, staubige Avenue de Neuilly; übrigens blendet die Sonne so sehr, daß ich nach dieser Richtung nur undeutlich zu sehen vermag. Sehr gut vernehmbar beginnt das Gewehrfeuer zu werden, man schlägt sich besonders in Saint James. Ich denke an das kleine Häuschen, gegenüber dem Bois de Boulogne, in dem ehemaligen Park von Neuilly, welches ich bewohnt hatte. Ich wollte dem Bataillon bis jenseits der Thore folgen, aber ein Officier bemerkt mich und ertheilt mir ohne den mindesten Aufwand von Höflichkeit den Befehl zum Rückmarsch. Er hat mir übrigens damit jedenfalls einen guten Dienst erwiesen, denn, obgleich seit einem Weilchen

das Feuer der Batterien von Versailles etwas nachgelassen hat, so kann der Platz dennoch nicht mehr lange zu halten sein, wenn ich nämlich nach den Bombentrümmern, welche überall den Boden bedecken, nach den Bahren mit blutigen Matratzen und verwundeten Föderirten, nach dem fast ganz eingestürzten Bahnhofe und nach den umstehenden Häusern schließen will, deren Façaden fast sämmtlich durchlöchert sind. Uebrigens scheinen die Föderirten nicht besonders durch ihre kitzliche Lage berührt zu sein. Man hört aus einer der Kasematten, deren Schornstein eine gemüthliche Rauchwolke entsteigt, lautes Lachen, und die ab- und zugehenden Garden pfeifen den Chant du Départ mit der zufriedensten Miene von der Welt. Ich gelange in die dem Walle sehr nahe liegende Rue Débarcadère; in Nr. 4 dieser Straße wohnte eine Verwandte von mir, welche zwar ihre Wohnung verlassen hat, aber da mich die Hausmeisterin kennt, wird sie mir wohl gestatten, an einem der Fenster meine Beobachtungen fortzusetzen. In dem anstoßenden Eckhause hat eine Bombe in der Weinhandlung eingeschlagen und da als ein sehr unwillkommener Gast in höchst rücksichtsloser Weise die Gläser und Spiegel zertrümmert, Tische und Pult zu Krüppeln geschlagen, aber keinen Menschen getödtet oder auch nur verwundet. Von dem Hausmeister in Nr. 4 gekannt, nehme ich meinen Posten im dritten Stockwerke dieses Hauses auch wirklich ein.

Die Bastei kann ich von dem Fenster aus nicht sehen, sie ist durch den Bahnhof verdeckt, aber weiter

draußen, zur Linken, jenseits des Bois de Boulogne, wo ich zwischen den Bäumen Truppen in Bewegung zu sehen glaube — sind dies Versailler oder sind es Pariser? — erhebt sich massig und in Sonnenlicht gehüllt der Mont Valérien.

Die Funken, welche beim hellen Tageslichte einen matten Silberglanz haben, sprühen dort beständig, der Geschützdonner erschüttert die Luft und der Riese selbst trägt ruhig seine Rauchkrone. Ich glaube, daß sein Feuer mehr gegen Levallois zu als gegen das Thor Maillot gerichtet ist. Den Föderirten fällt es gar nicht ein, sein Feuer zu beantworten. Wende ich meine Augen ein wenig nach rechts, so beherrscht mein Blick die Avenue von Neuilly fast vollständig. Das kahlgelegte Terrain, welches den sogenannten Festungsrayon bildet, ist vollständig verödet, ich sehe dort mehrere Bomben einschlagen, die offenbar für das Thor Maillot oder die Bastei bestimmt waren. Mein Posten am Fenster ist keineswegs ein ganz gefahrloser, denn ich befinde mich gerade hinter der Bastei. Die hinter dem Festungsrayon gelegenen Häuser scheinen sämmtlich verlassen, aber ich sehe deutlich, wie Nationalgarden auf dem Trottoir vor dem Restaurant Gillet ihre Küche besorgen. Ich bin zu weit entfernt, um den von den Geschossen dort angerichteten Schaden beurtheilen zu können, ich habe aber gehört, daß an vielen Häusern die Dächer eingeschlagen, an andern die Mauern zusammengestürzt seien. So weit ich den Marktplatz übersehen kann, ist er vollständig verödet, aber das Geräusch des Gewehrfeuers, das von dem einen Ende des Platzes her ver-

nehmbar ist, und der Rauch, der von dort aufsteigt, beweist mir, daß die Föderirten dort in ziemlich starker Zahl zusammengezogen sind. Noch weiter draußen sehe ich Flintenläufe an den Fenstern und Rauch aus denselben aufsteigen, zuweilen laufen Kämpfende im Sturmschritte über die Avenue und verschwinden wieder in den Häusern. Die Brücke, vor welcher eine dunkle Linie, eine Barricade, sichtbar wird, erscheint mir nur als verschwommenes Bild, zum Theil in Folge der Entfernung und des blendenden Sonnenscheins, und vielleicht auch zum Theile in Folge der Aufregung, in welcher ich mich durch den Wunsch und die Furcht, Alles zu sehen, befinde. Namentlich befremdet mich bei dem Kampfe, den ich hier beobachte, die geringe Anzahl der Kämpfenden, welche sichtbar sind. Nun aber, es ist eben zwei Uhr Nachmittags, beginnen plötzlich die Versailler Batterien von Courbevoie, welche ziemlich lange geschwiegen hatten, ein wüthendes Feuer zu eröffnen. Das furchtbare Getöse der Mitrailleusen übertönt das Pfeifen der Bomben, der ganze Hintergrund der langen Avenue ist in weißen Rauch gehüllt. Energisch erwidert die Bastei das Feuer, und mir ist, als würde mir das Trommelfell zerrissen; plötzlich höre ich ein fürchterliches, trockenes, dumpfes Geräusch, das ich noch nicht gehört hatte, und ich fühle, daß das Haus zittert. Die auf der Bastei befindlichen Nationalgarden stoßen ein schreckliches Geschrei aus, ich glaubte fast, daß eine Masse von Geschossen die Zugbrücke am Thor Maillot abgerissen habe. Mittlerweile kommen unten die Rauchwolken immer näher und auch das heftiger

werdende Gewehrfeuer scheint minder fern zu sein. Mir kommt es vor, als wäre ein mächtiger Stoß von Courbevoie aus gemacht worden. Rücken die Versailler Truppen wirklich vor? In der Richtung der Champs Elisées fliegen die Bomben bereits über das Thor hinaus. Ich vernehme ein polterndes Geräusch, welches sich in den Sonnenstrahlen, undurchdringlichen Wolken von Rauch und Staub weiterbewegt. Von der Bastei aus wird immer heftiger bombardirt. Nun ist's außer Zweifel, die Versailler rücken vor; sie haben rothe Hosen, es sind also Linientruppen.

Aus den Häusern der Avenue wird auf sie geschossen. Ich sehe eine Truppe unter den Kugeln, die, wie mir scheint, vom Marktplatze herkommen, zögernd halten, dann sich zurückziehen. Nun stürzen die Föderirten massenhaft aus den Häusern, bewegen sich längs der Mauern hin, jedenfalls, um sich dem Kartätschenfeuer von Courbevoie besser zu entziehen, und verfolgen so den fliehenden Feind. Aber bald, und zwar gerade an einem Punkte, wo die größere Entfernung es mir unmöglich macht, etwas deutlicher zu unterscheiden, machen auch sie Halt, kehren wieder um und verbergen sich dann wieder von Neuem in den Häusern; nun ließ auch das Feuer von den Versailler Batterien etwas nach, während jene der Bastei ihre wüthende Kanonade noch immer fortsetzen.

So habe ich denn einer jener Vor- und Rückwärtsbewegungen beigewohnt, welche, seitdem der entsetzliche Bürgerkrieg Neuilly zu seinem Schauplatze hat, von

beiden Theilen unter Kugel- und Kartätschenregen schon so oft ausgeführt worden sind.

Da es höchst unklug wäre, der Eisenbahn entlang zu gehen oder den Weg durch die Avenue de la Grande Armée zu nehmen, wo noch immer einzelne Geschosse von Versailles niederfallen, folge ich der Rue du Débarcadère, schlage dann die Rue Saint Ferdinand ein und komme so auf den Platz du Ternes. In diesem Stadttheile sieht es sehr traurig aus; durch seine Lage in der Nähe der Basteien ist er den Geschossen sehr ausgesetzt und hat auch schon viel gelitten. Fast alle Laden sind geschlossen, die Wein- und Victualienhändler haben ihre Thüren wenigstens zugelehnt, auf vielen Laden sieht man mit Kreide die Worte geschrieben: „Eingang unter der Einfahrt.“ Es fällt mir auf, daß die Kirche offen ist; eine offene Kirche ist in jetziger Zeit etwas Seltenes. Wie? sollte die Commune die nicht genug zu verwerfende Unklugheit begangen haben, den Pfarrer der Kirche Saint Ferdinand auf freiem Fuße zu lassen? und treibt sie ihre Langmuth etwa so weit — möge sie ihre Schwäche nicht zu bereuen haben! — daß sie den Einwohnern von Ternes gestattet, sich taufen, verheiraten und begraben zu lassen nach den beklagenswerthen Gebräuchen und Ceremonien des katholischen Ritus, welche glücklicherweise in den andern Stadtvierteln von Paris außer Anwendung sind? Nun wundere ich mich nicht mehr über die Verheerungen der Bomben gerade in diesem Arrondissement; der Zorn der Göttin „Vernunft“ — werden wir denn nicht etwa bald eine Göttin „Ver-

nunft“ haben? — fällt mit ganzer Wucht auf diese Stadttheile, den Schandfleck der Hauptstadt, wo man sich noch das Ansehen giebt, als glaubte man an den alten Gott. Unterdessen bin ich in die Kirche getreten, in welcher viele Andächtige weiblichen und auch einige männlichen Geschlechts sich befinden. Man hält ein Todtenamt an dem Sarge einer Frau, welche, wie man mir sagt, gestern, als sie über die Avenue des Ternes ging, von einer Flintenkugel tödtlich in der Brust getroffen wurde. Von einer Flintenkugel? Das ist sonderbar, aber es wird von Allen so behauptet. Man muß also annehmen, daß die Versailler gestern in dieser Richtung wenigstens Paris etwas näher gekommen waren, als die officiellen Nachrichten uns mitzutheilen für gut befunden haben.

Die Kirche verlassend, wende ich mich nach der Place d'Eylau, wo ich Nationalgarden, welche eine Bahre tragen, begegne. Ich trete näher.

„O! Sie können hineinsehen,“ sagt Einer derselben.

Während sie sich weiterbewegen, hebe ich den blau-weißen Vorhang bei Seite. Ich sehe auf der Matratze liegend eine Frau in der Kleidung einer unbemittelten Bürgerin und ein Kind von zwei bis drei Jahren an der Brust der Frau ruhend. Beide sind sehr blaß, der eine Arm der Frau hängt herab, der Aermel ist roth, die Hand fehlt.

„Wo sind Sie verwundet worden?“ frage ich.

„Verwundet? sie sind ja todt. Es ist die Frau und das Kind des Velocipèdehändlers in der Avenue Wagram. Wenn Sie es übernehmen wollen, ihm die

traurige Botschaft zu überbringen, so werden Sie uns einen großen Dienst erweisen."

So ist es denn wahr, sicher und unbestreitbar! die Kugeln und Bomben von Versailles tödten nicht nur Kämpfende, schießen nicht nur die Wälle und Forts zusammen, sie tödten auch Frauen, Kinder und Vorübergehende, und zwar nicht nur solche, welche sich von unkluger Neugier dahin verlocken lassen, wo sie nichts zu suchen haben, sondern auch solche, welche durch die Nothwendigkeit, Brod zu kaufen, gezwungen wurden, sich für einige Minuten auf die Straße zu wagen. Nicht blos die den Stadtmauern sehr nahe-liegenden Häuser werden von den Bomben der Nationalversammlung erreicht, sondern sie reichen mit ihrer verheerenden Gewalt weit über die Vertheidigungs-linien hinaus, sie schießen weit entfernt gelegene unver-theidigte Häuser nieder und zersplittern die Bildhauerei an den Monumenten.

Hier hilft kein Leugnen, kein Beschönigen mehr. Was ich da sage, habe ich mit eigenen Augen gesehen, und Stunde um Stunde wird der Spielraum für die Wurfgeschosse erweitert. Gestern fielen sie in der Avenue de la Grande Armée nieder, heute fliegen sie schon über den Arc de Triomphe hinaus; es sind deren auf der Place d'Eylau und in der Avenue d'Uhrich gefallen. Wer weiß nun, ob sie nicht morgen schon auf der Place de la Concorde einschlagen, ob ich nicht übermorgen beim Ueberschreiten des Boulevards von Montmartre durch eine explodirende Bombe ge-tödtet werde? Paris bombardirt! Hütet Euch wohl,

Ihr Herren von der Nationalversammlung: Das wieder zu thun, was die Preußen gethan haben, und was damals der Regierung vom 4. September Anlaß zu so gerechter Beschwerde bot, würde eben so niederträchtig als unklug sein. Mordet, da dies nun einmal das schauerliche Recht des Bürgerkrieges ist, Franzosen, welche gegen Franzosen kämpfen, aber schonet Leben und Wohnungen Derjenigen, welche die Waffen gegen Euch nicht ergriffen haben, welche vielleicht sogar Eure Verbündeten sind. Ihr wendet mir ein, die Kanonen seien eben keine mit Vernunft und Barmherzigkeit begabten Wesen, man könne den Bomben keine genaue Adresse geben. Ei! wo sind denn die staunenswerth geschickten Artilleristen geblieben, welche zur Zeit der Belagerung so oft die Geschütze des Feindes demontirten, seine Arbeiten mit so großer Genauigkeit störten und im Stande gewesen wären, aus einer Schußweite von sieben Kilometres eine Kugel im Gleichgewicht auf die Spitze einer preußischen Pickelhaube zu setzen? Wahrlich! sie müssen, seit sie ihre Geschütze nach der entgegengesetzten Richtung gewendet haben, sehr ungeschickt geworden sein. Kurz und gut, Ihr fügt Euch durch Eure unnöthige Grausamkeit selbst den größten Schaden zu, und jede Bombe, welche weiter als nothwendig über die Wälle von Paris hinaustrifft, ist nicht nur ein Verbrechen, sondern sogar eine Dummheit. Bedenket wohl, daß in diesem gräßlichen Kampfe, der jetzt vor unseren Augen ausgefochten wird, nicht Derjenige, welcher seinen Gegner durch die Gewalt der Waffen niederwirft (denn der Sieg der Waffen ist

Euch wohl gewiß), Sieger bleiben wird, sondern Derjenige, welchem es gelungen sein wird, der neutralen Bevölkerung, welche beobachtet und richtet, durch sein Handeln zu beweisen, daß das gute Recht auf seiner Seite war. Ich bestreite nicht, daß Eure Sache die bessere ist, denn wenn man Euch auch eine unkluge Gegenwehr, ungeschickte Angriffe und die strafbare Hartnäckigkeit vorwerfen kann, mit welcher Ihr Euch gegen die Erkenntniß Dessen, was an den Wünschen der Pariser Rechtmäßiges und Ehrenhaftes war, gesteift habt, so muß man doch zugestehen, daß Ihr von Gott und Rechtes wegen das gesammte Frankreich repräsentirt. Ich bestreite also nicht, daß das Recht auf Eurer Seite sei, aber könnt Ihr hoffen, auch die beträchtliche Zahl der Pariser zu versöhnen, welche mit angesehen haben, wie Ihr harmlose Vorübergehende und friedliche Wohnstätten zusammenschießen ließet, und welche dadurch Euch verabscheuen lernten? Dauert das Bombardement fort, wird es, wie es allen Anschein hat, noch heftiger, so macht Ihr Euch vollends verhaßt, und hättet Ihr dann tausendmal Recht, man würde Euch tausendmal Unrecht geben. Darum bequemt Euch, einzusehen, wie dringend nothwendig es ist, den Artilleristen in Courbevoie und auf dem Mont Valérien einige Verhaltungsmaßregeln zu geben und sie zu bitten, daß sie ihren Eifer einigermaßen zügeln. Ihr müßtet denn wünschen, daß Paris, das neutrale Paris nämlich, Vergleichungen anstelle zwischen der bombardirenden Nationalversammlung und der decretirenden Commune, wobei dann freilich das Facit

herauskommen würde, daß schließlich die Decrete nicht so viel Unheil angerichtet haben als die Bomben. Um die Rechtmäßigkeit kümmern wir uns am Ende nicht besonders; wir haben so unzählige Regierungen erlebt, von denen immer eine rechtmäßiger war als die andere, und sind dadurch so abgestumpft worden, daß einige Millionen von Volksabstimmungen uns kaum zwingen würden, Wurfgeschosse für Annehmlichkeiten des Lebens zu nehmen. Jedenfalls hat die Commune, wie die Männer im Hôtel de Ville sie uns jetzt darstellen, wenig Verlockendes für uns. Sie sperrt die Priester ein, sie unterdrückt Journale, sie will uns in Güte oder mit Gewalt in ihre Nationalgarde einreihen, sie plündert ein wenig (mindestens sagt man so), sie lügt sehr viel (das ist unbestreitbar), und Alles das ist sehr unbequem. Aber was wollen Sie? der Mensch hat nun einmal seine Schwächen: etwas Unbequemlichkeit erträgt man immer lieber als ein Bombardement.

XXXIX.

Wo ist Bergeret? Was hat man mit Bergeret angefangen? Wir vermissen Bergeret; man hat nicht das Recht, uns Bergeret vorzuenthalten, ihn, der, wie der officielle Anschlag besagt, „selbst" in Neuilly war; ihn, der zu Wagen in die Schlacht ging; ihn, der unserem Jammer doch einen Anstrich von Heiterkeit verschaffte. Man entziehe ihm das Commando (ich wünsche das selbst), man übergebe ihn, wem man will (das werde ich gestatten), aber man lasse ihn frei, damit er uns erheitere; wir haben doch jetzt, weiß

Gott, ohnehin so wenig Gelegenheit zum Lachen! Es circulirt das Gerücht, man habe ihn in die Conciergerie gebracht, den vortrefflichen Bergeret, und warum behandelt man ihn in dieser Weise? Weil er die föderirte Armee, welche er nach Versailles führen wollte, hat schlagen lassen.

Soll ich Euch meine unmaßgebliche Meinung über diese Sache sagen, sehr verehrte Herren von der Commune? Wohlan! ich wage zu behaupten, daß der Plan des Bürgers Bergeret (der nun freilich gescheitert ist) im vorliegenden Falle der einzig mögliche, der einzig gute, überhaupt der einzige war, durch welchen die zur Commune von Paris aufgeschossene Emeute von Montmartre zur siegreichen Revolution hätte werden können.

Denken wir ruhig und vernünftig über das Eine und das Andere nach. Haltet Ihr selbst einen Kampf des alleinstehenden Paris gegen ganz Frankreich für eine Möglichkeit? Gewiß nicht, und gewiß könnt Ihr jetzt, nach den Niederlagen, welche die Aufständischen in Marseille, Lyon und Toulouse erlitten haben und welche Eure officiellen Lügen vergeblich in Siege zu verwandeln suchen, Euch selbst nicht mehr darüber täuschen, daß die Provinzen mit der Regierung in Versailles gehen werden. So werdet Ihr denn binnen wenigen Tagen vor Euren Wällen, vor Euren halbzertrümmerten Festungswerken das ganze Land gegen Euch haben, und dann werdet Ihr verloren sein; ja wohl! verloren, trotz des unleugbaren Heldenmuthes der verführten Pariser, welche Ihr dem sicheren Untergange entgegentreibt. Die einzige Hoffnung, auf welcher

Ihr vernünftigermaßen fußen konntet, bestand darin, den ersten Augenblick der Ueberraschung und Verwirrung, welche die siegreiche Emeute unter der Handvoll unschlüssiger Soldaten, aus welchen damals die französische Armee bestand, verursacht hatte, geschickt zu benutzen, das damals nur schwach vertheidigte Versailles zu überrumpeln und wo möglich die Nationalversammlung sammt der Regierung aufzuheben. Eure urplötzliche Emeute konnte nur in einem Handstreiche ihren Fortgang nehmen. Darin lag eine allerdings auch nur sehr unbestimmte Hoffnung für das Gelingen Eurer Anschläge, und gerade um seiner Keckheit und seiner Gewaltsamkeit willen solltet Ihr, die Ihr Euren Erfolg nur der Keckheit und Gewalt verdankt, und deren Macht nur durch diese beiden Mittel sich erhält, den Plan Bergeret's nicht verleugnen. Was werdet Ihr jetzt anfangen? Den Kampf fortsetzen? Den Kampf gegen ganz Frankreich? Den Kampf gegen die inneren Feinde, deren Zahl und Selbstvertrauen von Tag zu Tag wächst? Vergebens! Eure Niederlage ist sicher genug und nur noch eine Frage der Zeit. Entschieden unrecht habt Ihr gehandelt, als Ihr Bergeret in den Kerker schicktet: einmal unrecht, weil er uns amusirte, und dann noch einmal unrecht, weil er den einzigen Weg eingeschlagen hatte, auf dem Euch Rettung werden konnte. Nur ein Narr konnte die Ausführung eines Narrenstreiches unternehmen.

XL.

Wer ist an Bergeret's Stelle gesetzt worden? Dombrowski. Wer hat es gewollt? Cluseret. Erst hatten

wir ein Centralcomité, dann die Commune und jetzt haben wir Cluseret. Offenbar hat Cluseret die Commune verschlungen, wie die Commune vor ihm das Centralcomité verschlungen und, wie uns scheint, nicht recht verdaut hatte. Cluseret ist groß, Cluseret ist stark, Cluseret wird Paris retten. Cluseret erläßt Decrete; Cluseret besorgt auch die Ausführung derselben. Die Commune sagt: „Wir wollen!“ Cluseret sagt: „Ich will!“ Das neueste Gesetz, welches er selbst erdacht und erlassen hat, lautet folgendermaßen:

„In Anbetracht des patriotischen Ansuchens einer großen Anzahl von Nationalgardisten, welche, obgleich Gatten und Familienväter, nach der Ehre dürsten, ihre bürgerlichen Freiheiten selbst um den Preis ihres Lebens zu vertheidigen . . .“

Diese Nationalgardisten, denen so gar wenig an ihrer Haut gelegen ist, möchte ich wirklich kennen! Wenn man mir nur Zwei von ihnen zeigen kann, verpflichte ich mich unbedenklich, der Dritte zu sein. Aber unterbrechen wir den großen Dictator Cluseret nicht: „ . . . habe ich das Decret vom 5. April folgendermaßen abgeändert. . .“ Bemerken Sie wohl: das Decret vom 5. April hatte die Commune erlassen, aber was fragt Cluseret nach der Commune? „ . . . folgendermaßen abgeändert: Vom siebenzehnten bis zum neunzehnten Jahre ist der Dienst in den kriegsbereiten Bataillonen der Nationalgarde ein freiwilliger, vom neunzehnten bis zum vierzigsten Jahre, die Gardisten mögen nun verheiratet sein oder nicht, ein obligatorischer.

„Ich fordere die guten Patrioten auf, in ihren betreffenden Arrondissements streng darüber zu wachen, daß dieser Anordnung genügt werde, und nöthigenfalls die Säumigen zum Dienste zu zwingen.“

Welche geniale Auffassung! Bemerken Sie wohl, wie logisch dieser Befehl aus dem vorhergehenden „in Anbetracht“ entwickelt ist. Was würde jeder Andere als Cluseret gethan haben, nachdem er das patriotische Ansuchen einer großen Zahl von verheirateten Nationalgardisten constatirt hätte? Er würde die Dienste der guten Leute mit bestem Danke angenommen haben. Cluseret aber thut mehr und Besseres. Er sagt zu sich: „Einige wollen sich todtschießen lassen; gut, so müssen die Andern sich gleichfalls todtschießen lassen!“

Wie streng logisch ist dieser Schluß! Mein Nachbar hat das hitzige Fieber und will zum Fenster hinausspringen. Was thut der Arzt? Er verordnet, daß ich mich augenblicklich aus meiner vierten Etage kopfüber auf das Pflaster hinabstürze.

„Aber, Doctor, ich habe ja das hitzige Fieber nicht!“

„Gleichviel, gleichviel! Ihr Nachbar hat es bekommen, und wenn Sie mir übrigens noch ein einziges Wort gegenreden werden, so lasse ich Sie von vier handfesten Kerlen hinunterwerfen.“

Der letzte Paragraph des Cluseret'schen Befehles ist nun vollends so schändlich, daß man nicht einmal mehr darüber lachen kann. Diese Aufforderung, das Handwerk des Webers zu betreiben; dieser Rath, den Polizeihäscher zu machen (denn welch' anderer Sinn wäre den

Worten: „. . . streng darüber zu wachen, daß dieser Anordnung genügt werde . . .“ unterzulegen?) erfüllt uns mit Zorn und Abscheu. Was ist darunter zu verstehen? Ich ginge vielleicht ganz ruhig auf der Straße meinen Geschäften nach, da verträte mir plötzlich ein Föderirter den Weg, der Erste Beste, ein Kerl mit schmutzigen Händen, ein Schurke jedenfalls (denn welcher rechtschaffene Mann würde sich dazu hergeben, den Rath Cluserets anzunehmen?). Dieser Schnapphahn nähme mich also beim Kragen und spräche: „Höre! Du kommst jetzt gleich mit und läßt Dich für meine bürgerliche Unabhängigkeit todtschlagen.“ — Oder auch: ich läge des Nachts ganz ruhig schlafend in meinem Bette, wozu ich das vollste Recht zu haben glaube. Da rennen mir einige Strolche, die gerade einen tüchtigen patriotischen Rausch austoben, meine Thür ein, welche ich ihnen nicht gleich beim ersten Klingelzuge als gehorsamer Diener geöffnet habe, und schleppen mich wohl oder übel in Pantoffeln und Nachtmütze, ja sogar im Hemde, wie es einem rechten Sansculotten zukommt, hinaus auf die Vorposten. Alle Wetter! mein Herr Delegirter vom Kriegsdepartement, ehe ich mir das gefallen ließe, müßte ich, das schwöre ich Ihnen, in den letzten Tagen der Belagerung durch den Hunger gezwungen worden sein, an irgend einen Trödler, der jetzt vielleicht Ihr College in der Commune ist, meinen Revolver zu verkaufen, den ich in meiner damaligen Einfalt gegen die Preußen zu benutzen gedachte; einen hübschen sechsläufigen Revolver, welcher noch immer unbenützt und folglich geladen ist.

Aber es steht noch zu hoffen, daß in Paris (selbst jetzt, wo, wie durch die Gährung beim Weine die Hefe, so jetzt durch den Aufstand hier eine Unzahl von Schuften und Lumpen jeder Art aus Nacht und Tiefe an die Oberfläche gekommen sind), daß in Paris sich wenig oder gar keine Leute finden werden, welche niedrig denkend genug wären, das Geschäft des Werbers und Häschers zu betreiben, und so dürfen wir auch hoffen, daß dieser neueste Erlaß des Herrn Cluseret todter Buchstabe bleiben wird, wie so viele andere Decrete der Commune. Ich will gar nicht glauben, was man sich erzählt; ich will gar nicht glauben, daß in der vergangenen Nacht Männer, welche weder eine bestimmte Ordre noch auch eine gesetzliche Vollmacht vorzuweisen hatten, in Familienwohnungen eingedrungen sind, wo sie die Kinder aufweckten, die Frau aus dem Schlafe rüttelten und den Mann ohne Weiteres mit sich fortschleppten wie einen Sträfling, der die Bannmeile gebrochen hat. Man versichert mir, daß dergleichen Scenen am Montmartre, in Batignolles und in Belleville wirklich aufgeführt worden sind. Aber wie gesagt: ich will diese Erzählungen lieber für „Erfindungen der Versailler“ halten, als daß ich annehmen möchte, dergleichen Niederträchtigkeiten seien überhaupt möglich!

Nun aber wollen wir diesen Herrn Cluseret, der jetzt bei uns den Dictator spielt, ein wenig genauer besehen. Wer ist er? woher kommt er, und auf Grund welcher wichtigen Dienste maßt er sich das Recht an, uns seinen souveränen Willen aufzunöthigen?

Franzose ist er längst nicht mehr und Amerikaner ist er nicht recht geworden; aber zur Ehre meines Vaterlands will ich ihn doch noch lieber für einen Amerikaner als für einen Franzosen gelten lassen. Seine Lebensgeschichte ist eben so kurz als glorreich. Er diente in der französischen Armee und quittirte den Dienst; warum? das weiß man nicht. Dann hat er sich während des Secessionistenkrieges in Amerika herumgeschlagen. Seine Feinde sagen, er habe für die Sclavenhändler gefochten, seine Freunde versichern das Gegentheil. Möglich, daß Beide recht haben. Nur schade, daß Amerika seine Acquisition nicht behalten hat. Herr Cluseret ist wiedergekommen mit dem Ruhme, Frankreich verleugnet zu haben, und alsbald nahmen ihn die Revolutionären mit offenen Armen auf.

Es ist die Krankheit unserer Zeit, das amerikanische Element überall aufpfropfen zu wollen. Meiner Ansicht nach hat die moderne Republik zwei gefährliche Feinde: Amerika und das Jahr 93. Wir versuchen nie, nach unserer Manier frei zu werden, sondern parodiren nur immer Andere, welche es waren oder sind. Was für die eine Zeit, für das eine Land taugt, taugt deshalb nicht für jede Zeit und für jedes Land. Ich würde auch herzlich gern das vielgerühmte Amerika bewundern, wenn man nur nicht ewig daran arbeitete, Frankreich nach diesem Muster umzumodeln; auch müßte man völlig blind sein, wenn man nicht bemerken wollte, daß das republikanische Leben Amerika's bei wirklich Großartigem auch so manches Kleinliche enthält. Ein Mann, der sehr viel und meist richtig

denkt, sagte darüber einst zu mir: „Der amerikanische Charakter kommt mir vor wie eine aus den Hefen des angelsächsischen Bieres, dem Schaume des spanischen Weines und dem Abstoße des französischen Rothweines zusammengesetzte Flüssigkeit. Das Alles gährt fürchterlich, um so mehr, da die allerdings ziemlich weit hergeholten Bewunderungs- und Beglückwünschungszeichen, welche das wahre Pale Ale, der echte Xeres und der authentische Château Margaux ihren ausgeschiedenen Bestandtheilen zukommen lassen, das Zeug bis auf sechzig Grad erhitzen. Bisweilen wird die Gährung zu stark, dann läuft das Faß über und die verspritzte Flüssigkeit verbreitet sich über unsere gute alte Welt, wo sie den reinen Quellen, den Originalfässern ihre Produkte in verschlechtertem Zustande zurückgiebt. Was für Veränderungen hat unser theurer französischer Wein auf diese klägliche Weise schon erlitten!“ Das mag Verleumdung, wenigstens Uebertreibung sein, aber ich grolle Amerika nun einmal, weil es Frankreich Herrn Cluseret zurückerstattet hat, und der Commune grolle ich, weil sie Paris mit ihm gestraft hat. Die Commune freilich kann eine Entschuldigung vorbringen: unter den wahren Franzosen hätte sie wahrscheinlich keinen gefunden, dessen Ehrgeiz so verbrecherisch groß gewesen wäre, daß er die Zerstörung von Paris durch Paris, die Zerstörung Frankreichs durch Frankreich nach ihrem Wunsche geleitet haben würde.

XLI.

Es war noch nicht genug, daß die Männer von Kugeln durchbohrt oder von Kartätschen zerrissen wur-

den: ein unnatürlicher Enthusiasmus erfaßt nun auch die Frauen, und auch sie fallen nun auf dem Schlachtfelde als Opfer eines fluchwürdigen Heroismus. Es ist unbegreiflich, was diese Geschöpfe veranlassen kann, den Besen der Haushälterin oder die Nadel der Handarbeiterin gegen Chassepots zu vertauschen, ihre Kinder zu verlassen, um an der Seite ihrer Gatten oder ihrer Liebhaber den Tod zu finden. Diese neuen Amazonen sind ein zugleich abschreckender und herrlicher Anblick. In der Tracht der Marketenderinnen mischen sie sich unter die Reihen Derjenigen, welche zum Kampfe ziehen. Die Männer sind wüthend, sie aber sind toll, nichts rührt sie, nichts entmuthigt sie. In Neuilly war eine Marketenderin am Kopfe schwer verletzt worden, sie ließ sich jedoch ihre Wunde nur verbinden, und kehrte dann sogleich in den Kampf zurück; eine andere vom 61. Bataillon rühmt sich, mehrere Gensdarmen und drei Polizisten getödtet zu haben. Auf dem Plateau von Châtillon war ein unter den dort stationirten Nationalgardisten befindliches Weib bis zuletzt auf ihrem Posten geblieben und hatte sich auch dann noch jeden Augenblick umgekehrt, um wieder und wieder zu schießen. Der Marketenderin vom 68. Bataillon hatte eine platzende Granate ihr Fäßchen zertrümmert und ihr die Stücke desselben in den Leib getrieben. Nach dem Kampfe vom 3. April brachte man neun Leichname auf die Mairie von Vaugirard; die Weiber des Stadttheiles befanden sich dort jammernd und schwatzend, Jede von ihnen suchte einen Bruder, einen Gatten oder einen.

Sohn, und als die Leichen hereingebracht wurden, rissen sie einander eine blinde Laterne aus der Hand, um die bleichen Gesichter derselben zu beleuchten. Unter diesen Leichnamen nun befand sich ein weiblicher Körper, welcher mit Kugeln förmlich gespickt war. Welche wahnsinnige Wuth reißt diese Furien mit sich fort? wissen sie auch, was sie thun, und haben sie einen Begriff davon, wofür sie sterben?

Gestern trat in der Rue de Montreuil ein Weib in einen Laden, die Flinte mit dem blutigen Bajonnet auf der Schulter. Eine dort befindliche friedliche Bürgerin fragte entrüstet:

„Wäre es denn nicht besser, Ihr bliebet zu Hause und wüschet Eure armen Würmer?“ Da entspann sich eine fürchterliche Scene: die Megäre wurde so wüthend, daß sie sich auf ihre Gegnerin stürzte, sie heftig in den Hals biß und dann, einige Schritte zurücktretend, ihr Gewehr von der Schulter riß, um Feuer zu geben; da plötzlich wurde sie entsetzlich bleich, ließ ihre Waffe fallen und stürzte zu Boden: sie war todt. Der Zorn hatte sie in solche Aufregung versetzt, daß das tobende Blut die Herzarterie zerriß.

Und so sind jetzt viele Frauen aus dem Volke.

Das Jahr 1871 hat seine Marketenderinnen, wie das Jahr 1793 seine Strickerinnen hatte; aber die Marketenderinnen sind doch noch besser: sie haben neben Dem, was uns an ihnen entsetzt, doch noch eine Art wilder Größe; entsetzlich sind sie, weil sie gegen Franzosen kämpfen, dem Fremden gegenüber würden diese Weiber erhaben gewesen sein.

Selbst die Kinder bleiben in diesem entsetzlichen Kampfe nicht neutral. Ihr lächelt ungläubig? Thut es nicht! Einer meiner Freunde hat soeben einen armen kleinen Burschen gesehen, dem die Spitze eines Nagels das Auge ausgebohrt hatte, und das war so zugegangen: Am Freitag Abend hatten sich in der Hauptstraße von Remilly mehrere hundert Gassenbuben, von denen die ältesten kaum zwölf Jahre alt sein mochten, zusammengefunden; sie trugen auf der Schulter Stöcke, an deren oberem Ende alte Messerklingen oder große Nägel befestigt waren; die Buben hatten auch Anführer, welche ihre kleinen Leute in Rotten formirten, worauf der Zug sich in der Richtung nach der Barrière von Charenton in Bewegung setzte; voraus ging ein ganz kleiner Bube, welcher auf einer beim Spielwaarenhändler gekauften Trompete bließ, und auch eine Marketenderin hatten sie bei sich, ein kleines Mädchen von sechs Jahren.

Bald trafen sie auf einen anderen Knabentrupp von ungefähr der gleichen Zahl; ob diese Begegnung verabredet, ob diese Schlacht schon vorher bestimmt war, das weiß man nicht, Thatsache ist nur, daß der Kampf zwischen beiden Parteien, von denen die eine die Versailler Armee, die andere die Armee der Föderirten darstellte, sofort begann; ja, ein Kampf, ein wirklicher Kampf, welchem die Bewohner des Stadttheiles nur mit großer Mühe ein Ende zu machen im Stande waren, und bei welchem es Todte und Verwundete gab, wie die officiellen Depeschen der Commune täglich sagen. Alexis Mercier, ein Knabe von

zwölf Jahren, welchen seine Kameraden zum Capitän gemacht hatten, ist durch einen Messerstich in den Unterleib getödtet worden.

Ha, glaubt es mir, diese haßtrunkenen Frauen, diese Kinder, welche Mord und Todtschlag spielen, sind schreckenerregende Symptome; nur noch wenige Tage, und der Schwindel der Mordsucht wird sich des ganzen Paris bemächtigt haben.

XLII.

Darf man noch auf Versöhnung hoffen? O Himmel, ich glaube es kaum! unsere blutige Situation kann kaum einen anderen, als einen blutigen Ausgang haben; denn nicht nur zwischen der Commune in Paris und der Nationalversammlung in Versailles hat sich ein Abgrund aufgethan, welcher nur durch Leichen wird ausgefüllt werden können: Paris selbst, ich verstehe unter diesem Begriff das sich aufrichtig nach Frieden sehnende Paris, wird nicht mehr von Frankreich verstanden. Wenige Tage der Trennung haben eine eigenthümliche Spaltung in die Gemüther gebracht, so daß man meinen sollte, die Hauptstadt spreche gar nicht mehr die Landessprache.

Tombuktu ist kaum weniger fern von Peking, als Versailles von Paris entfernt ist.

Wie kann man nun hoffen, unter solchen Umständen das Mißverständniß, welches die einzige Ursache unseres entsetzlichen Elendes ist, zu beseitigen? wie kann man glauben, die Regierung des Herrn Thiers werde den Vorschlägen, welche die Mitglieder des republi-

kanischen Vereines für die Rechte von Paris durch Abgeordnete des Pariser Handelsstandes und durch Missionäre des Freimaurerordens in Versailles vorlegen, ein williges Ohr leihen, da doch diese Vorschläge hauptsächlich die definitive Herstellung der Republik und die volle und ganze Anerkennung unserer municipalen Freiheiten bezwecken? Die Nationalversammlung steht noch auf demselben Punkte, wo sie am Tage vor dem 18. März gestanden; auch heute noch verkennt sie die rechtmäßigen Wünsche der Bevölkerung, und außerdem giebt sie sich keine Rechenschaft darüber, inwiefern die Thatsache des triumphirenden Aufstandes trotz der Ausschreitungen, welche Jedermann mißbilligen muß, unseren gerechten Forderungen eine erhöhte Rechtsgiltigkeit erstritten hat. Die „Communisten" haben Unrecht, aber die Commune, die eigentliche Commune hat Recht; so denkt ganz Paris, und leider wollen Die in Versailles das nicht begreifen; sie wollen, was die Regierungsform anlangt, auf dem ursprünglichen status quo stehen bleiben, sie erlassen ein Municipalgesetz, welches sich als unzureichend erweisen wird, und wie sie sich auf Irrthümer steifen, welche schon vor einem Monate veraltet und heute förmlich blödsinnig sind, so werden sie sich auch keinen Augenblick besinnen, die „Versöhner", deren Gedanken- und Gesichtskreis sich im Gegentheil von Tag zu Tag erweitert, für die eigentlichen Agenten der Insurrection zu halten, und sie ganz einfach unerhört heimzuschicken, wenn sie dieselben nicht etwa noch schlimmer behandeln.

Inzwischen ist die Sehnsucht, den Bruderkrieg

beendet zu sehen, so groß, so glühend, so allgemein, daß wir, so sehr wir auch leider von der Nutzlosigkeit ihres Strebens überzeugt sind, doch Diejenigen bewundern und ermuthigen, welche mit lobenswerther Beständigkeit den freilich sehr unwahrscheinlichen Frieden herbeizuführen streben. Das ehrliche, rechtschaffene Paris hat heute nur eine Fahne, und das ist weder der rothe Fetzen, noch die dreifarbige Fahne, sondern die weiße Flagge des Parlamentärs.

XLIII.

Wissen Sie, was die Abtei von Cinq Pierres ist oder war? Lesen Sie recht: „Cinq Pierres“ und nicht „Saint Pierre“. Gavroche, welcher die Calembourgs liebt, hatte einen Haufen von Sandsteinen so genannt, welcher vor dem Gefängnisse La Roquette aufgeschichtet war und auf welchem man an den Tagen einer Hinrichtung die Guillotine aufzustellen pflegte. Der Henker war der Abt von Cinq Pierres, denn Gavroche ist eben so logisch als erfindungsreich. Jetzt existirt die Abtei nicht mehr, der Platz vor dem Gefängniß La Roquette ist jetzt so glatt wie ein Handteller, und das ist sehr schön. Was aus der Guillotine geworden ist, wissen wir Alle: die sind wir los; aber nun stellen Sie sich vor, daß diese niederträchtige, diese schändliche Regierung in Versailles zu der Zeit, als sie noch in Paris residirte, den Einfall gehabt hat, von anonymen Zimmerleuten eine neue, sehr vervollkommnete Guillotine herstellen zu lassen; es ist genau so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen, und Sie können sich davon

sehr leicht überzeugen, wenn Sie die Proclamation des „ausübenden Souscomité's“ lesen. Was ist das, ein ausübendes Souscomité? Ich gestehe, daß ich selbst mich darüber im Zustande tiefster Unwissenheit befinde; aber was liegt daran, in einer Zeit wie diese, wo die Comité's wie Pilze aus der Erde schießen, wäre es albern, sich über ein Comité mehr oder weniger nur im Entferntesten zu wundern, und nun vollends über ein Souscomité.

Die Proclamation lautet folgendermaßen:

„Bürger! Da wir davon unterrichtet worden waren, daß eine neue Guillotine in Arbeit sei . . . .“ Mein Gott, ja, während Ihr auf beiden Ohren schliefet und weiter keine Sorgen hattet, als die, ob Ihr nicht etwa von der Commune in die Conciergerie geschickt würdet, arbeitete man an einer Guillotine; wie gut, daß wenigstens das Souscomité nicht schlief! „ . . . . An einer tragbaren und rascher arbeitenden Guillotine . . . .“ Und was sagen Sie dazu? Ueberläuft Sie da nicht eine Gänsehaut? „Schneller arbeitend“, verstehen Sie wohl, das will sagen, bei Benützung dieser Guillotine wird es für den Abt von Cinq Pierres ein wahres Kinderspiel sein, 12- oder 1500 Patrioten an einem einzigen Morgen abzuthun, „und tragbar“? So etwas wie eine Taschenguillotine, wenn die Mitglieder der Regierung eine Rundreise gemacht hätten, so würden sie die Guillotine in der Brieftasche mitgenommen haben, und wenn in Lyon, in Marseille oder in irgend einer großen Stadt eine genügende Anzahl Lumpengesindel beisammen gewesen wäre, so würden sie ihre

Guillotine aufgestellt haben, und eins, zwei, drei! wären sie mit dem Gesindel fertig gewesen. Aber weiter im Texte der Proclamation „.... welche von der schändlichen, gestürzten Regierung bestellt und bezahlt war ....“ Auch bezahlt hatten sie die Guillotine, weißt Du das ganz gewiß, gutes Souscomité? Da kann man sehen, wie diese Regierung sich daran gewöhnt hatte, den armen Leuten Unrecht zu thun. „.... Das Souscomité des 11. Arrondissements ....“ ha, also jedes Arrondissement hat ein Souscomité, „.... hat Beschlag gelegt auf dieses schmachvolle Werkzeug der Monarchenherrschaft....“ Haben wir Sie erwischt, Herr Thiers? „.... und hat die Zerstörung derselben auf ewige Zeiten angeordnet ....“ Das ist eine sehr gute Absicht, liebes Souscomité, aber mit Deiner Sprachgewandtheit ist es nicht weit her. „In Folge dessen wird die Verbrennung der Maschine auf dem Platze vor der Mairie stattfinden, zur Bewahrung der neuen Freiheit.“

Und in der That hat man am 9. April um 10 Uhr Morgens vor der Statue Voltaire's eine Guillotine verbrannt.

Die Ceremonie war übrigens wunderlich genug; umdrängt von einer ungeheuren Menschenmenge, Männern, Weibern und Kindern, welche mit der geballten Faust nach der Mordmaschine drohten, warfen Gardisten des 137. Bataillons die zertrümmerten Theile der Guillotine in die Flamme eines ungeheuren Scheiterhaufens. Das knisterte, krachte und flammte, und die von dichten Rauchwolken umhüllte Statue des Ver-

theidigers von Calais mochte mit großem Behagen diesen Weihrauch einathmen. Als nur noch ein rother Kohlenhaufen übrig war, stieß die Menge ein Freudengeschrei aus, und auch ich billigte nicht nur, was man hier gethan hatte, sondern auch den Beifall der Zuschauer; aber unter uns gesagt, mögen gar Viele von den Anwesenden sich mehr als einmal mit demselben Eifer, aber in ganz anderer Absicht, als sie verbrennen zu sehen, sich um die Guillotine gedrängt haben, und dann sollte man, wenn man durch die Einäscherung dieses Mordinstrumentes hat andeuten wollen, daß die Zeit, wo Menschen durch Menschen getödtet wurden, nun endlich vorüber sei, bei solcher Ceremonie nicht stehen bleiben.

Hört Ihr nicht, daß, während wir hier zuschauen, draußen noch immer die Kanonen brüllen?

XLIV.

Ich habe soeben Entsetzliches gesehen; o Himmel, welch' gräßliche Schauspiele hat man uns schon vorgeführt und wird man uns noch ferner vorführen! Ich habe eine arme, alte Frau, deren Sohn seit fünf Tagen nicht nach Hause gekommen ist, auf den Ostkirchhof begleitet. Der junge Mann war mit einem föderirten Bataillon ausgezogen, er konnte gefallen sein, und ein Nachbar hatte der Mutter gerathen, nach dem Ostkirchhofe zu gehen, wohin viele Leichname gebracht worden waren.

Man denke sich in einem tiefen Graben einige dreißig ziemlich dicht nebeneinanderstehende Särge; viele Leute

kamen dorthin, um unter den Leichen ihre Angehörigen herauszufinden. Zur Vermeidung zu großen Gedränges bilden die Nationalgarden Spalier bei den Todten; rundum Kreuze und Gräber.

Die alte Frau und ich folgten den Andern; es war sehr still, und nur von Zeit zu Zeit, wenn Jemand einen Angehörigen erkannt hatte, hörte man ein lautes Schluchzen.

Doch kamen wir nur langsam vorwärts, wie wenn man sich zur Theatercasse drängt, um ein Billet zu erobern. Endlich gelangen wir zum ersten Sarge; die arme Mutter, in deren Begleitung ich gekommen war, ist zu traurig und zu schwach, also hebe ich den niedrigen Deckel empor. Der darin liegende Todte hat einen grauen Bart, sein Unterleib ist nur ein grauses Durcheinander von Fleisch und Zeugfetzen und geronnenem Blute. Wir gehen weiter; im zweiten Sarge liegt ebenfalls ein Greis, dessen Wunden man jedoch nicht sieht; er mag wohl von einer einzigen Kugel getödtet worden sein. Von Sarg zu Sarg gehen wir; ich bemerke, daß die Todten meist alte Männer sind und daß sich nur wenig junge Leute unter ihnen befinden. Die Wunden sind zum größten Theile entsetzlich, viele Gesichter bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Als ich den Deckel des letzten Sarges wieder geschlossen hatte, stieß die Mutter einen Seufzer der Erleichterung aus: ihr Sohn befand sich nicht unter den Todten; ich selbst war ganz betäubt vor Entsetzen und kam erst wieder zu mir, als ich mich von den Leuten, die hinter mir standen und gleichfalls

schauen wollten, fortgestoßen fühlte; Einer von ihnen sagte: „Nun, wann wird Der da endlich fertig werden? man sollte glauben, das Alles sei nur für ihn hergestellt.“

XLV.

Wahrhaft erstaunlich ist es, daß mitten unter all' diesen entsetzlichen Vorgängen die Straßen, die Boulevards und die Promenaden ein so heiteres Aussehen behalten. Die immer wachsende Auswanderung macht sich nur dadurch bemerklich, daß die Zahl der lockeren Frauenzimmer und der müßigen Dandy's nicht mehr so gar groß ist; aber es bleiben ihrer doch noch genug, um die Kaffeehäuser zu füllen und die Boulevards zu beleben. Fast sollte man meinen, Paris befinde sich in seinem altgewohnten Normalzustande; freilich kommen jeden Morgen von den Champs Elysées, von Ternes und Vaugirard Familien, welche dem Bombardement entfliehen, in die Stadt herein, genau wie zu der Zeit, wo Herr Jules Favre gegen die Barbarei der Preußen donnerte. Manche kommen im Wagen, die Meisten aber zu Fuß; traurig gehen sie vor einem Karren her, welcher gerettete Betten und Hausgeräthe enthält. Alle erzählen, wenn man sie befragt, wie die Versailler Bomben draußen die Häuser zertrümmern, Weiber und Kinder tödten; aber das stört nicht, man geht doch wie gewöhnlich seinen Geschäften oder seinen Vergnügungen nach. Die Commune unterdrückt Journale, kerkert die Journalisten ein (erst gestern ist Herr Richardet vom „National“ aus dem einzigen Grunde verhaftet worden, weil er

von dem gewaltthätigen Herrn Rigault einen Paß verlangt hatte). Die Commune steckt Priester ein, läßt die Nonnen aus den Klöstern jagen, verhaftet Herrn O'Yan, einen der Directoren des Seminars von Saint Sulpice, schleudert einen Verhaftsbefehl gegen Herrn Tresca, welcher jedoch entwischt, will Herrn Heinrich Brignol verhaften lassen, welchem es gleichfalls gelingt, sich in Sicherheit zu bringen. Die Commune läßt in den Bankhäusern bewaffnete Hausdurchsuchungen vornehmen und bemächtigt sich der Werthpapiere und des baaren Geldes; sie läßt von gefälligen Schlossern die Cassen öffnen, und wenn die Schlosser nicht damit zu Stande kommen, so besorgt sie die Arbeit selbst mit Kolbenschlägen. Die Commune thut noch Schlimmeres; sie thut Alles, wozu das Bewußtsein der Allmacht unerfahrene Despoten hinreißen kann, und schließlich jagt sie täglich Tausende von wackeren Familienvätern in den Tod, welche sich einbilden, für eine große Sache zu sterben, während sie dadurch doch nur für das Vergnügen des Herrn Avrial oder des Herrn Billioray sorgen, und was thut Paris indessen? Paris liest sein Journal, schlendert umher, macht Jagd auf Neuigkeiten und sagt: „Aha! man hat Amouroux verhaftet, der Erzbischof von Paris ist in das Gefängniß von Mazas gebracht worden, man hat Herrn Tenouille tausend Francs geraubt, den Teufel auch, sollte man's glauben?“ und dann liest Paris sein Journal weiter, schlendert weiter, macht wieder Jagd auf Neuigkeiten; Alles scheint seinen alten Gang zu gehen und keine besondere Aenderung erlitten zu haben; selbst die Proclamation des

schrecklichen Cluseret, welcher uns sämmtlich mit dem activen Dienste in den zum Kampfe bestimmten Compagnien bedroht, hat die gleichgiltige Ruhe des größten Theils der Pariser durchaus nicht gestört; sie wohnen Dem, was vorgeht, nicht anders bei als einem Schauspiele, dem man nur so viel Interesse zuwendet, als man zu seiner Unterhaltung gerade ausreichend findet. Heute Abend hat sich der Kanonendonner verdoppelt, und wenn man genau hinhorcht, kann man auch ganz gut das Pelotonfeuer unterscheiden; aber Paris trinkt sein Bock im Café Madrid oder im Café Riche.

Wenn dann um Mitternacht der Himmel klar ist, begiebt es sich allenfalls nach den Champs Elysées, um den Gang der Dinge mehr aus der Nähe zu betrachten. Es promenirt unter den Bäumen, raucht eine Cigarre, horcht wohl dann und wann, und sagt: „Ha, das war eine Mitrailleuse!“ dann vergleicht es den Schlachtenlärm von heute mit dem Schlachtenlärm von gestern; allerdings setzt sich Paris, wenn es so in nächster Nähe von Bomben und Kartätschen umherspaziert, augenscheinlichen Gefahren aus, aber Paris ist eben, wenn auch gleichgiltig, so doch nicht feig; dann kriecht es in's Bett, liest seine Abendblätter und fragt sich gähnend: „Wie zum Teufel wird das Alles enden? Durch eine Versöhnung oder wohl gar durch die Preußen?“ und dann schläft es ein, und anderen Morgens steht es frisch und sorglos wieder auf, und dann geht es an seine Geschäfte oder an seine Zerstreuungen, gerade als ob Napoleon III. von Gottes Gnaden und von Volkes Willen noch immer Kaiser der Franzosen wäre.

XLVI.

Eine Note des „Journal officiel“ von Versailles hat soeben den größten Theil der Pariser Journalisten in gerechte Entrüstung versetzt. Die Note lautet:

„Die unverschämtesten falschen Nachrichten haben sich über ganz Paris, wo kein einziges unabhängiges Blatt mehr erscheinen kann, verbreitet.“

Aus diesen wenigen Zeilen kann man schließen, daß in den Augen der Versailler Regierung alle Journale, deren Redacteure ihre Posten noch nicht verlassen haben, ganz und gar der Commune unterworfen sind und nichts denken oder sagen, als was diese ihnen zu sagen und zu denken erlaubt, und das ist eine böswillige Verleumdung. Nein! Gott sei Dank, die Pariser Presse hat auf ihre Unabhängigkeit nicht verzichtet, und wenn man, wie es recht und billig ist, von einem Haufen kleiner Winkelzeitungen, welche wie die Seifenblasen aufsteigen und vergehen, und von einigen durch Mitglieder der Commune redigirten Blättern absehen will, so ist man gezwungen, anzuerkennen, daß im Gegentheile seit dem 18. März die große Mehrzahl der Journale die unleugbarsten Beweise einer hochherzigen Unabhängigkeit und großen Muthes gegeben hat. Ohne sich durch Drohungen, durch Confiscationen, ja sogar durch Verhaftungen im mindesten einschüchtern zu lassen, haben sie Tag für Tag den Mitgliedern der Commune ohne Rückhalt oder Beschönigung ihre Meinung gesagt; allerdings hatte sich die französische Presse während der letzten Jahre

vielleicht schwere Fehler zu Schulden kommen lassen, sie ist an all' dem Unglück, welches über unser Land gekommen ist, zum großen Theil mitschuldig: aber diese Fehler macht sie von Stunde zu Stunde wieder gut, und man vergißt ihr diese Fehler um so lieber, wenn man sieht, welch' feste, für sie selbst gefährliche Haltung sie den Männern des Hôtel de Ville gegenüber bewahrt. Ja, sie sitzt zu Gericht, sie verurtheilt, was zu verurtheilen ist, tritt Gewaltthaten beherzt entgegen, versucht, die Bevölkerung aufzuklären. Freilich, und das ist wahrscheinlich ihr großes Verbrechen in den Augen der Regierung von Versailles, erlaubt sie sich bisweilen, nicht alle Verfügungen der Nationalversammlung vollständig zu billigen; manche Journale gehen sogar so weit, die Ansicht aufzustellen, daß die Regierung nicht ganz unschuldig an den gegenwärtigen traurigen Verhältnissen sei — aber was beweist das? Nichts weiter, als daß die Presse eben so wenig die Dienerin der Nationalversammlung als die Sclavin der Commune, mit einem Worte, daß sie unabhängig ist.

Und was besagen die „falschen Nachrichten", von denen das „Journal officiel" von Versailles spricht und vor denen es uns warnen zu wollen scheint? Glaubt es, wir seien schwachköpfig genug, dem Siegesgeschrei, welches jeden Morgen die Anschlagzettel der Commune ausstoßen, den geringsten Glauben beizumessen? Vermuthet es, wir sehen die Deputirten für Menschenfresser an, welche sich täglich bei der Table d'hôte im Hôtel des Reservoirs an Communisten-

Steaks und Föderirten-Coteletten gütlich thun? Durchaus nicht; wir wissen in den hochtrabenden Anschlägen der Insassen des Hôtel de Ville das Wahre von dem Falschen sehr wohl zu unterscheiden, und diese gerechte Würdigung der Dinge verdanken wir gerade jenen Journalen, welche das „Journal officiel“ ausnahmlos verurtheilt.

Aber vielleicht sind es nicht blos die falschen Nachrichten, welche die Versammlung in Versailles fürchtet, vielleicht würde es ihr gar nicht unangenehm sein, wenn wir auch die wahren Nachrichten nicht erführen, und ich möchte wetten, daß sie, wenn sie nur könnte, sehr gern jene schlecht unterrichteten Journale unterdrücken würde, welche, ohne deshalb im mindesten communistische Journale zu sein, sich dennoch erlauben, zu bestätigen, daß seit sechs Tagen die Bomben von Versailles auf Ternes, auf die Champs Elysées und auf die Avenue de Wagram herabregnen, und daß diese Bomben uns schon genau so viel Blut und Thränen gekostet haben, wie die preußischen Bomben fürchterlichen Andenkens.

XLVII.

Mittwoch, den 12. April. Wieder ein Tag, wie der gestrige gewesen und der morgige sein wird. Die Truppen von Versailles greifen die Forts von Vanves und Issy an und werden zurückgeschlagen; man kämpft in Neuilly, man kämpft in Bagneux, man kämpft in Asnières, in der Stadt wechseln die Hausdurchsuchungen mit Verhaftungen. Eine Abtheilung Nationalgarden

erscheint auf dem Nordbahnhofe, sie kommen, um den Director der Gesellschaft zu verhaften. Nun aber existirt ein solcher Director gar nicht; das ist allerdings unangenehm. Die Nationalgarden können sich doch nicht umsonst bemüht haben, und damit sie doch Jemanden verhaften, nehmen sie Herrn Felix Mathias, den Betriebsdirector, und Herrn Coutin, den Oberinspector, mit. Eine Stunde später bringen andere Nationalgardisten Herrn Lucien Dubois, den Generalinspector der Hallen und Märkte, in das Gefängniß der Expräfectur. Hier und da nimmt man einige Journalisten beim Kragen, allerdings ohne Grund, nur um ein Exempel zu statuiren, und dann schickt man wieder einige Priester nach Mazas, unter anderen Herrn Lartigues, den Pfarrer von St. Leu. Gestern war an den geschlossenen Thüren einer Kirche am Montmartre folgender Anschlagzettel: „In Anbetracht dessen, daß die Priester Banditen sind und die Kirchen die Schlupfwinkel, in welchen sie die Massen der Bevölkerung moralisch umgebracht haben, indem sie Frankreich unter die Klauen der niederträchtigen Schurken Bonaparte, Favre und Trochu beugten, verfügt der zeitweilige Delegirte der Expräfectur der Polizei, daß die Kirche zu Saint Pierre (diesmal nicht Cinq Pierres) geschlossen werde, und befiehlt zugleich die Verhaftung der bei derselben angestellten Priester und sonstigen Dummköpfe.

Le Moussy."

Heute war nun die Reihe an der Kirche zu Notre Dame de Lorette; eben befand sich eine Menge An-

dächtiger in dem Tempel, als eine große Anzahl Nationalgardisten, geführt von Männern in Civilkleidung, hereinstürmten.

Zur Zeit des Kaiserreichs nannte man solche Leute Mouchards (zu deutsch ungefähr Spitzel). Die betenden Frauen wurden hinausgejagt, denjenigen, welche nicht schnell genug laufen konnten, wurde mit Kolbenstößen nachgeholfen; hierauf zogen sich die Nationalgardisten wieder zurück. Was sie eigentlich hatten thun wollen, weiß man nicht, nur so viel ist gewiß, daß sie morgen in derselben oder in einer anderen Kirche denselben Unfug wieder treiben werden. Die Tage gleichen einander wie die Kinder einer verworfenen Familie. Welche entsetzliche Katastrophe wird uns endlich aus dieser schmachvollen Monotonie erlösen?

XLVIII.

Wie, was? nicht doch! das ist unmöglich! bis zu diesem Grade könnt Ihr den Kopf noch nicht verloren haben und irgend ein schlechter Witzbold muß es gewesen sein, der dieses unmögliche Decret verfaßt, gedruckt und angeschlagen hat; aber nein, das ist das gewohnte Format, die gewöhnlichen Buchstaben. Aber wahrhaftig, meine Herren von der Commune, das überschreitet noch die Grenzen des Wahnsinns, und hoffentlich rechnet Ihr diesmal doch ein wenig zu sehr auf die Mitschuld des einen und auf die Geduld des anderen Theiles der Bevölkerung, denn folgendermaßen lautet das Decret: „In Anbetracht, daß die Kaisersäule auf der Place Vendôme ein Denkmal der Bar-

barei, ein Symbol roher Gewalt und falschen Ruhmes, eine Verherrlichung des Militarismus, eine Verleugnung des internationalen Rechtes, eine fortwährende Beschimpfung der Besiegten durch die Sieger, ein fortgesetztes Attentat auf eines der drei großen Principien der französischen Republik, auf die Brüderlichkeit ist, verordnet die Commune von Paris, daß die Säule auf der Place Vendôme zerstört werde."

Wohlan, das ist eine Schändlichkeit, ein unerhörter Wahnsinn; diese unheilvolle Farce übertrifft noch die schlimmsten Befürchtungen, und Alles, was die Versailler Journale erzählen, erscheint nunmehr als glaublich, denn Ihr thut Schlimmeres, als man dort zu ahnen wagte. Wie? Ihr hättet noch nicht genug an den geschändeten Gotteshäusern, an der Unterdrückung aller Freiheiten: der Freiheit zu schreiben, der Freiheit zu sprechen, der Freiheit, zu leben, wie und so lange man will? Ihr hättet noch nicht genug an dem im tollen Uebermuthe vergossenen Blute, an den verwitweten Frauen, den verwaisten Kindern, der zerstörten Industrie, an dem darniederliegenden Handel? Es genügt Euch noch nicht, daß auch der einzige Ruhm, der uns noch geblieben war, die Würde des Unglücks, in diesem schmachvollen Bürgerkriege zu Grabe getragen wurde? Mit einem Worte, es genügt Euch nicht, die Gegenwart zerstört und die Zukunft in Frage gestellt zu haben? Ihr wollt nun auch die Vergangenheit vernichten? Schändlicher Gassenbubenplan! Die Vendôme-Säule ist ja Frankreich, das ehemalige Frankreich, das Frankreich, das wir, Gott sei es geklagt, nicht

mehr sind; es handelt sich hier nicht um Napoleon, es handelt sich um unsere großen siegreichen Väter, welche unaufhaltsam die Welt durchzogen, um die dreifarbige Fahne, deren Schaft aus einem Aste des Freiheitsbaumes geschnitzt ist, überall aufzupflanzen. Es handelt sich um jene endlose Reihe von Triumphen, welche das ganze Land so herrlich und Paris selbst so glänzend gemacht haben, daß ihre Strahlen noch nach langen Jahren der Dunkelheit unbestritten und angestaunt geblieben sind, so zwar, daß, als im letzten Jahre während der Belagerung das Nordlicht am Himmel erschien, das zu der Himmelserscheinung aufstaunende Volk von Berlin mit unwillkürlichem Schrecken rief: „O, Paris steht in Flammen!“ Wenn Ihr die Vendôme-Säule zerstört, so glaubt nicht etwa, daß Ihr mit diesem Bubenstreiche nur eine mit einer Kaiserstatue gekrönte Bronzesäule umstürzt: nein! Ihr wühlt damit Eure Väter aus der Erde, um ihnen in das fleischlose Todtengesicht zu speien und ihnen zu sagen: „Ihr habt Unrecht gethan, als Ihr tapfer, stolz und groß waret; Ihr habt Unrecht gethan, als Ihr Städte erobert, Schlachten gewonnen; Ihr habt Unrecht gethan, als Ihr der staunenden Welt das Bild des strahlenden Frankreich vorführtet.“ Ihr streut damit die Asche unserer Helden in alle Winde; Ihr sagt damit zu jenen Greisen (man sieht sie nicht mehr, wo sind sie jetzt, habt Ihr sie umgebracht, oder scheuen sie sich selbst, das Ehrenkleid ihres alten Ruhmes zwischen Eurer unsauberen Gemeinheit herumzutragen?), Ihr sagt zu diesen alten, invaliden Soldaten: „Ihr seid nur Strolche und

Räuber! Dir fehlt ein Arm, Dir ein Bein, desto schlimmer für Euch, Ihr Canaillen! Seht nur die Taugenichtse, welche sich zur Ehre ihres Vaterlandes verstümmeln ließen." Ihr reißt ihnen das alte Ehrenkreuz von der Brust und macht sie zum Hohn und Spott der schamlosen Gassenbuben, welche ihnen nachlaufen und schreien werden: „Seht den Helden!", wie man wohl ruft: „Seht die Bettel!" Ja gewiß, ich gebe zu, daß es Großthaten giebt, welche reiner und weniger kostspielig sind als diejenigen, welche Krieg und Eroberungen mit sich bringen; es steht Euch frei, für Euer Vaterland einen von seinem vormaligen Ruhme verschiedenen Ruhm zu träumen; aber stürzt deswegen jene heroische Vergangenheit nicht um, tretet sie nicht mit Füßen, wenigstens jetzt noch nicht, wo Ihr dafür nur die schmachvolle Gegenwart einzusetzen habt.

Oder ja, thut es! geht auf dem betretenen Wege weiter, die Zerstörung der Vendôme-Säule ist auch nur ein Anfang, man muß logisch zu Werke gehen. Ich schlage Euch folgendes Decret vor:

„In Anbetracht, daß die Kirche Notre Dame de Paris ein Denkmal des Aberglaubens, ein Symbol der göttlichen Tyrannei, eine Verherrlichung des Fanatismus, eine Verleugnung des menschlichen Rechtes, eine fortwährende Beschimpfung der Atheisten durch die Gläubigen, ein unausgesetztes Attentat gegen eines der größten Principien der Commune: gegen das ungestörte Vergnügen ihrer Mitglieder, ist, decretirt die Commune von Paris, daß die Notre Dame-Kirche zerstört werde."

Was meint Ihr zu meinem Vorschlage? Stimmt er nicht vollständig mit Euren theuersten Wünschen? Aber wir können das noch besser machen, besser und immer besser; ich denke doch, man muß den Muth haben, seinen edlen Ansichten Geltung zu verschaffen.

„In Anbetracht, daß das Museum im Louvre eine große Anzahl von Gemälden, Statuen und anderen Kunstgegenständen enthält, welche durch die Scenen, die sie darstellen, dem Volke beständig Thaten von Göttern, Königen und Priestern in's Gedächtniß zurückrufen; in Anbetracht, daß die Handlungen, wiedergegeben von einem schmeichelnden Pinsel oder Meißel, sehr oft so dargestellt sind, daß sie den Haß gegen Priester, Könige und Götter, welche jeder gute Bürger hegen und pflegen muß, vermindern könnten; in Anbetracht schließlich, daß die Bewunderung der Werke des menschlichen Genius ein unausgesetztes Attentat auf eines der größten Principien der Commune, auf die Verthierung, ist: so decretirt die Commune von Paris, daß das Museum im Louvre in Brand gesteckt werde."

Wendet mir nicht etwa ein, Ihr gedächtet trotz der Erinnerungen an Religion und Despotismus, welche diesen beiden altehrwürdigen Monumenten menschlicher Größe anhaften, die Notre-Dame und das Museum des Louvre auf Grund ihrer Bedeutung für die Kunst unversehrt zu lassen. Bildet Euch nicht ein, daß Ihr uns vorreden könnt, Ihr würdet die Vendôme-Säule in Ehren gehalten haben, wenn sie irgend einen Kunstwerth gehabt hätte: Ihr, und die Werke menschlichen

Genies in Ehren halten! Warum, seit wann und mit welcher Logik? Geht doch! so wenig Ihr auch bekannt gewesen seid, bevor ihr Euch zur Herrschaft emporgeschwindelt hattet, jetzt kennen wir Euch doch gut genug, um zu wissen, daß Einer von Euch, ich nenne ihn: Herr Lefrancia, im Jahre 1848 den „Salon Carré“ hat in Brand stecken wollen; um zu wissen, daß ein Anderer von Euch, auch ihn nenne ich: Herr Jules Vallés, die Ansicht ausspricht, Homer sei ein alter Schafskopf gewesen, und dieser Herr Jules Vallés ist Minister des öffentlichen Unterrichtes. Wenn Ihr bis jetzt die Notre Dame-Kirche und das Museum des Louvre unangetastet gelassen habt, so kommt das nur daher, weil Ihr nicht daran zu rühren wagtet; es ist also nicht ein Beweis von Eurer Achtung vor der Kunst, sondern von Eurer Feigheit ehrlichen Leuten gegenüber.

Ah! endlich gehen uns die Augen auf; nicht länger lassen wir uns durch die chimärische Hoffnung, durch Euch unsere communalen Freiheiten zu erlangen, verblenden. Ihr hattet nur scheinbar unsere Ansichten zu den Eurigen gemacht, um uns zu betrügen, wie recht abgefeimte Diebe die Livrée eines Hauses anziehen, damit sie in das Zimmer des Herrn gelangen und ihm sein Geld stehlen können. Jetzt sehen wir Euch, wie Ihr seid; bis jetzt hatten wir gehofft, Ihr wäret zu glühende, vielleicht zu waghalsige Revolutionäre, welche schließlich einen edlen Zweck verfolgen; aber Ihr seid nur Aufrührer, Aufrührer, deren Hauptziel es ist, die herrschende Verwirrung zum Rauben

und Plündern zu benützen. Wenn einige ehrliche Leute unter Euch gewesen sind, so haben sie sich längst mit Abscheu von Euch gewendet. Zählt Euch doch, Ihr seid zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, und wenn Euer Collegium noch zwei oder drei Mitglieder zählt, welche des Gefühls für Recht und Unrecht noch nicht ganz bar und ledig sind, so warten sie nur auf die nächste Gemeinschaft, um der Euren zu entfliehen. Und dennoch lassen wir uns von diesen dreißig wüthenden Bestien regieren? Und dennoch befinden sich unter uns noch Thoren, welche sich von ihnen in den Tod jagen lassen? Wie lange soll das noch währen? Haben wir etwa unsere Waffen abgeliefert, sind wir nicht vor einem Monate schon im Bankviertel vereinigt gewesen? Können wir nicht nochmals zusammentreten, und, ohne auf die Armee von Versailles zu warten, uns selber zum Recht verhelfen? Ha, jetzt erkennen wir es sonnenklar, die Deputirten des Seine-Departements und die Maires von Paris haben einen schweren Fehler begangen, als sie, betrogen gleich uns, mit den Aufständischen Verträge abschlossen. Den Straßenkampf wollten sie vermeiden, und ist denn der Mordkampf, welcher jetzt vor unseren Augen wüthet, nicht viel entsetzlicher, als derjenige, welchen wir verhindert haben? Ein Tag der Schlacht, und Alles wäre vorüber gewesen; ja, wir haben einen großen Fehler begangen, als wir die Waffen niederlegten. Wer aber konnte auch glauben (denn die Ausschreitungen der ersten Tage durfte man mehr für die traurigen Folgen der Volksaufregung, als für vorgeplante Verbrechen

halten), daß die Führer der Insurrection mit einer solchen, heute freilich sonnenklar erwiesenen, Frechheit logen? und daß die Commune die Erste sein würde, uns die Freiheiten, zu deren Vertheidigung und Entwicklung sie sich aufwarf, aus den Händen zu reißen? O Himmel! wie sehr hatten die Deputirten Frankreichs recht, so unrecht sie auch hatten, als sie den dringenden Bitten des nach Freiheit dürstenden Volkes widerstanden; wie recht hatten sie, als sie uns von der Schlechtigkeit und Charakterlosigkeit dieser Menschen in Kenntniß setzten; ach, wenn die Nationalversammlung nur wollte, es wäre noch immer Zeit, Paris zu retten, wenn sie nur aufrichtig eine dauernde Republik errichten und der Hauptstadt Frankreichs das Recht gewähren wollte, frei und unbeeinflußt eine unabhängige Municipalbehörde zu wählen; mit welchem Eifer würden wir uns um die rechtmäßige Regierung schaaren, und wie bald sollte das Hôtel de Ville von den ungeschlachten Wichten, welche sich darin verschanzen, befreit sein. Aber wird die Nationalversammlung uns verstehen, wird sie sich dazu herbeilassen, durch ehrenhafte Zugeständnisse Paris die Freiheit und Frankreich die Ruhe zu geben?

XLIX.

Heute, am 14. April, sind die Abgeordneten der Ligue d'Union Republicaine de Droits de Paris aus Versailles zurückgekehrt und haben folgenden Bericht veröffentlicht:

„Bürger! Die Unterzeichneten, welche von Euch

beauftragt worden sind, der Regierung von Versailles Euer Programm vorzulegen und ihr die Dienste der Ligue bei eventueller Abschließung eines Waffenstillstandes anzubieten, haben die Ehre, Euch Rechenschaft über den Erfolg ihrer Mission zu geben. Als die Delegirten Herrn Thiers das Programm vorgelegt hatten, antwortete dieser, daß er, als Chef der einzigen in Frankreich zu Recht bestehenden Regierung, über die Basis eines Vertrages nicht allein verhandeln könne; daß er indessen geneigt sei, mit Leuten, welche er als die Repräsentanten des republikanischen Princips betrachte, sich in's Einvernehmen zu setzen und ihnen die An- und Absichten des Chefs der Executivgewalt bekannt zu geben. Auf Grundlage dieser Bemerkungen, welche überdies den wahren Charakter unserer Mission darthaten, hat Herr Thiers über die verschiedenen Punkte unseres Programmes folgende Ansichten ausgesprochen:

„Was die Anerkennung der Republik betrifft, so garantirt Herr Thiers den Bestand derselben, insolange er an der Spitze bleiben wird; er hat die Leitung eines republikanischen Staates angetreten und setzt seine Ehre ein, diese Staatsform zu erhalten."

Das allein freilich genügt Paris nicht, denn Paris will Frieden und Freiheit; wir Alle setzen das vollste Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit des Herrn Thiers, wir sind überzeugt, daß, so lange er am Ruder bleibt, die Ueberschrift: „Die französische Republik" über den Regierungsverordnungen zu lesen sein wird. Sollte aber Herr Thiers freiwillig oder gezwungen die

Regierung niederlegen, wer bürgt uns dann dafür? Denn die Nationalversammlungen haben bisweilen ihre eigenen Launen; wer bürgt uns denn dafür, daß wir nicht über kurz oder lang die Beute einer monarchischen oder sogar kaiserlichen Restauration werden? Die Geschichte Frankreichs hat ihre aus dem Grabe Erstandenen, wie die Romane von Anna Ratcliff. Die in Versailles residirenden Auserwählten für aufrichtige Republikaner zu betrachten, liegt außer den Grenzen unserer Leichtgläubigkeit; Herr Thiers selbst wagt ja gar nicht, seine Gedanken über Das auszusprechen, was kommen könnte, wenn er von der Regierung zurückträte. So befinden wir uns daher nach wie vor im Provisorium, und das Provisorium gerade weckt unsere Befürchtungen; wir treten vor die Nationalversammlung und fragen sie: „Wir sind Republikaner, bist Du auch Republikanerin?“ Die Nationalversammlung stellt sich taub und die Deputirten begnügen sich, halblaut vor sich hinzutrillern, die Einen: „Nous la voulons cette cocarde blanche“, die Anderen: „Partant pour la Syrie“, das kann uns natürlich in keiner Weise zufrieden stellen. Herr Thiers sagte, er werde allerdings, so lange es in seiner Macht stehe, die am 4. September in Paris festgesetzte Regierungsform aufrecht erhalten, aber er verpflichtet sich nur für sich allein. Daraus geht doch klar hervor, daß wir die Republik nicht lange behalten werden, denn die Bestätigung des Herrn Thiers in der höchsten Gewalt hängt doch schließlich von der Majorität der Nationalversammlung ab, welche zur

Mehrzahl royalistisch, theilweise sogar imperialistisch gesinnt ist. Aber lesen wir den Bericht weiter.

„Was die municipalen Freiheiten von Paris betrifft, so äußerte sich Herr Thiers dahin, daß Paris seiner Freiheiten genießen werde, so weit dieselben auch den übrigen Städten Frankreichs gewährleistet sind, und zwar nach dem Communalgesetze, wie es von der Versammlung der Repräsentanten des gesammten Frankreich soeben ausgearbeitet wird; Paris werde also das Communalgesetz erhalten, nichts mehr und nichts weniger.“

Das ist gleichfalls sehr wenig zufriedenstellend; worin besteht dieses Communalgesetz? wie viel wird dieses von den Repräsentanten des gesammten Frankreich ausgearbeitete Gesetz schließlich werth sein? Ich wiederhole es, wir setzen das vollständigste Vertrauen in Herrn Thiers, aber haben wir das Recht, einer Versammlung von Männern, welche über den wichtigsten Punkt der schwebenden Frage, über die Regierungsform, Ansichten hegen, welche der unsrigen geradezu entgegengesetzt sind, die Creirung eines Gesetzes zuzutrauen, welches unseren Wünschen entsprechen könnte?

„Was nun die Garnison von Paris betrifft, welche wir ausschließlich aus Nationalgarde bestehend wünschten, so erklärt Herr Thiers, daß er allerdings mit einer neuen Organisation der Nationalgarde beschäftigt sei, daß er aber eine gänzliche Ausschließung der Armee durchaus nicht zulassen könne.“

Meiner persönlichen Ansicht nach hat Herr Thiers

vollständig Recht; ist aber, von dem Standpunkte aus, welchen die Delegirten der Union Republicaine kraft ihrer Mission einnehmen müssen, die dritte Erklärung nicht eben so ausreichend, als die beiden ersten?

„In Betreff der gegenwärtigen Lage und der Mittel, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, erklärt Herr Thiers, daß er den im Kampfe gegen die Nationalversammlung begriffenen Personen die Berechtigung einer kriegführenden Macht nicht zuerkenne und folglich über einen Waffenstillstand nicht unterhandeln könne; er meint aber, wenn die Nationalgarden von Paris ihre Gewehre und ihre Kanonen ferner ruhen lassen würden, so würden die Truppen von Versailles dies gleichfalls thun, bis zu dem noch unbestimmten Augenblicke, wo die Executivgewalt sich zum Handeln entschließen würde und bei der Besetzung von Paris etwa zum Kampfe gezwungen werden dürfte.“

Ha, Worte, nichts als Worte, Worte und immer wieder Worte; wir wissen recht gut, daß Herr Thiers, vom Standpunkte des Gesetzes aus betrachtet, das Recht hat, so zu sprechen, und daß nicht allen Kämpfenden das Recht der Kriegführenden zusteht; ist es aber recht und billig, es mit Worten so genau zu nehmen, wo es sich um das Leben so vieler Menschen handelt? Und ist eine kleine grammatikalische Concession ein so schwerer Schritt, daß man, ehe man ihn thut, sich lieber Gewissensqualen aussetzt? oder wenigstens den schmerzlichen Gefühlen, welche der Anblick eines Schlachtfeldes dem rechtmäßigsten Sieger einflößen muß?

Herr Thiers fügte hinzu: „Diejenigen, welche

vom Kampfe abstehen, mit anderen Worten, Diejenigen, welche in ihre Wohnungen zurückkehren und jede feindliche Haltung vermeiden werden, sollen völlig straffrei ausgehen.“

Ist Herr Thiers auch überzeugt, daß die Nationalversammlung ihn auf diesem Weg der Gnade begleiten wird?

Herr Thiers nimmt von dieser Amnestie nur die Mörder der Generale Lecomte und Clément Thomas aus; diese sollen gerichtet werden, sobald man ihrer habhaft wird.

Darin geben wir ihm mit Freuden Recht; wir waren ohnehin stockblind, sonst hätte dieser Doppelmord uns völlig über die Männer aufklären müssen, welche, wenn sie ihn auch nicht begangen oder angeordnet, so doch vollständig versäumt haben, die Urheber desselben zur Rechenschaft zu ziehen.

„Herr Thiers, welcher die Unmöglichkeit anerkennt, daß der jetzt völlig aller Arbeit beraubte Theil der Bevölkerung seinen zum nothwendigen Lebensunterhalt erforderlichen Sold entbehren könnte, wird für die nächsten Wochen die Zahlung dieses Soldes bewilligen und bewirken.

„Dies liebe Mitbürger u. s. w.“

Dieser Bericht ist unterzeichnet von A. Dessonnaz, A. Adam und Bonvallet.

O Himmel! wir hatten von dem ehrenhaften Schritte, welchen die Delegirten der Union Republicaine versucht haben, kein besseres Resultat erwartet; dieses Resultat beweist klar, daß nicht nur die Nationalgarden der

Commune den regulären Truppen feindlich gegenüberstehen, sondern daß auch der beste Theil der Pariser Bevölkerung und die Nationalversammlung in Versailles in einer ewig unausgleichbaren Opposition zu einander stehen, und doch repräsentirt die Versammlung in der That das gesammte Frankreich, sie spricht und handelt nur im Auftrage ihrer Wähler. Die ganze Wahrheit besteht also darin, daß Paris republikanisch und das übrige Frankreich nicht republikanisch ist, und daraus entstand der Zwiespalt zwischen der Hauptstadt und dem Lande, und daraus entstand auch der von einer Vereinigung hirnverbrannter Menschen herbeigeführte Gewaltstoß. Wohin soll das führen? Wird Paris noch einmal, durch die Suffrage universel b siegt, sich unter das Joch der Provinz- und Landbewohner beugen? Das Recht derselben ist allerdings unbestreitbar, aber kann dieses Recht kraft der überlegenen Zahl unserem eben nicht weniger unbestreitbaren Rechte den Rang ablaufen? Das sind die unaufgeklärten Fragen, welche die Gemüther in einer peinlichen Spannung halten und welche schuld daran sind, daß wir, trotz unseres Wunsches, die Mitglieder der Nationalversammlung, deren Mehrzahl uns nicht folgen könnte, ohne ihr Mandat zu brechen, mit uns zu versöhnen, und trotz des Ekels, welchen uns das unheilvolle Treiben der Männer im Hôtel de Ville schon längst einflößt, die beinahe unerträgliche Tyrannei dieser Letzteren dennoch ertragen.

L.

Inzwischen giebt es für gewisse Leute Gelegenheit genug, sich todtzulachen; wer Geschmack daran findet, kann sich vor den Carricaturen, welche betriebsame Händler mit Nadeln in den Aushängefenstern der Laden oder an den Thüren der Häuser befestigen, nach Herzenslust gütlich thun. Wer hat diese wunderlichen, grell bemalten, roh angelegten, selten lustigen, meist obscönen Bilder gezeichnet? Unter ihnen stehen unbekannte Namen, wahrscheinlich Pseudonyme. Ihre Urheber, unter denen augenscheinlich und traurigerweise auch Künstler von Talent sich befinden, stellen auf denselben liederliche Frauen hohen Ranges dar, welche sich nackt, aber maskirt, in das Treiben irgend einer Orgie mischen; oder auch Satyre, welche nur vor dem Gesichte ein Weinblatt tragen.

Diese Bilder sind ein wirkliches Verbrechen; diese bisweilen sanglanten Carricaturen mögen unterhalten, oder sogar in cultivirten Gemüthern verdammenswerthe Gedanken von Verachtung oder Haß erwecken. Das Lachen ist nicht immer ein unschuldiges Vergnügen, aber der größte Theil der Vorübergehenden denkt daran gar nicht, sie sind vollständig zufrieden, wenn sie den Kopf des Herrn Jules Favre durch ein Radischen oder den Bauch des Herrn Picard durch eine Wassermelone dargestellt gesehen haben. Wo werden nach wenigen Tagen diese albernen Gemeinheiten hingekommen sein? Verschleppt, zerstreut in alle Winde! Und welcher Sammler von Curiositäten wird sich die

Haare ausraufen, weil es ihm unmöglich ist, diese schamlosen Zeichen unseres Elendes wiederzufinden? Ich schreibe mir Notizen über einige solche Carricaturen nieder, um, so weit es an mir ist, die Verzweiflung dieser unglücklichen Sammler zu mildern. Das eine Bild stellt einen grünen Rasen vom heiteren Himmel überwölbt dar; im Vordergrunde steht ein schwarzer Sarg, dessen Deckel ein halbnacktes, mit einer phrygischen Mütze geziertes Weib aufzuheben sich anstrengt. Jules Favre jedoch, der als ein kleiner, magerer, schwarzgekleideter Mann mit ungeheurem Kopfe und lang heraushängender dicker Zunge dargestellt ist, und dessen Haare wie die Zweige einer vom Sturm gepeitschten Weide emporstehen, stemmt, in der rechten Hand einen Hammer und in der linken einen Nagel, das Knie auf den Deckel des Sarges und will, trotz der natürlichen Gegenwehr des halbnackten Weibes, den Sargdeckel wieder zudrücken; aus der Ferne eilt eine Figur mit einem dicken, bebrillten Gesicht, gleichfalls mit einem Hammer bewaffnet, herbei: es ist Herr Thiers; darunter liest man die Worte:

„Wenn man auf sie hören wollte, auf diese verfluchten Republikaner, das Ding würde niemals sterben.“ Unter diesem Machwerk steht der Name „Faustin“.

Wieder ein Bild von demselben Künstler, dasselbe Weib darstellend, aber diesmal liegt die Person in einem Bett, dessen Vorhänge die Farbe der rothen Fahne zeigen; allerdings ist sie für eine Republik ein wenig zu weit decolletirt, muß man aber nicht die Republik für ihre guten Freunde, die Föderirten, ein

wenig anziehender machen? Hinter dem Bett hängt das Porträt Rocheforts; es scheint also, daß Rochefort der Geliebte dieser Dame ist; ich an seiner Stelle würde ihr rathen, sich ein wenig anständiger zu kleiden! Aus dem Hintergrunde kommen drei schwarze, verlumpte Männer mit Banditenhüten, welche unter furchtbaren Grimassen auf das Bett zuschreiten und dabei wie in der komischen Oper singen: „Avan . . . . çons — a — . . . vec . . pru — dence.“ Der Vorderste von ihnen, Herr Thiers, trägt in der einen Hand einen tüchtigen Prügel, in der anderen eine Laterne; der Zweite, Jules Favre, schwingt einen Dolch. Der Dritte kommt mit leeren Händen, aber er hat eine Pfauenfeder am Hute stecken. Ich habe Herrn Ernest Picard nie gesehen, man sagt mir, er sei es. Ein drittes Bild stellt wieder, und abermals decolletirt, die junge Republik vor, mit einem Kopfe, welcher einem Dämchen aus der Rue Neuve-Bosuet entlehnt scheint; sie steht vor Herrn Thiers, welcher, seinem Aushängeschilde nach, „arbeitslose Prätendenten anstellt“, sowie deren alte Stiefel um den billigsten Preis gegen neue austauscht, und bittet denselben, ihr die Schuhe auszubessern. „Warte, warte!“ sagt der Schuhflicker, „ich werde das so gut besorgen, daß sie nicht weit darauf laufen wird.“

Ein viertes Bild stellt einen grünen Affen dar, welcher auf einer winzigen Tribüne herumspringt; am äußersten Ende seines Schwanzes hängt eine Krone, auf dem Kopfe trägt er eine phrygische Mütze; natürlich ist das wieder Herr Thiers. „Meine lieben Herren,“ sagt er, „ich versichere Ihnen, daß ich Republikaner

bin und daß ich Euch gemeines Volk anbete.“ Darunter aber liest man: „Wie soll der gerupft werden, der arme gallische Hahn“. Auch dieses Bild rührt von Herrn Faustin her. Zu Dem, was ich vorhin schon über den strafbaren Charakter dieses blödsinnigen Treibens in diesen traurigen Tagen gesagt habe, muß ich hier noch einen besonderen Vorwurf fügen: ich liebe die carricaturenmäßige Manier nicht, in welcher der Zeichner den Kopf des Herrn Thiers auszudrücken beliebt; er thut Unrecht daran, die antike und berühmte Aehnlichkeit zu vergessen, welche zwischen dem Träger der Executivgewalt mit Josef Brutton, oder, was ganz dasselbe ist, mit Henry Monnier besteht. Eines Tages begegnete Jules Perre dem Henry Monnier auf dem Boulevard Montmartre.

„Nun, Alter,“ redete er ihn an, „bist Du wieder da? bist wohl gekommen, um wieder einmal schlechte Streiche zu machen, he?“ Henry Monnier blickt erstaunt auf, es war Herr Thiers.

Ein weiteres Bild ist mit dem Namen Pilotel unterzeichnet; ja, Pilotel, der grobe Commissär, welcher Herrn Chaudey verhaftete und die 815 Francs, welche er in dem Bureau des Herrn Chaudey gefunden hatte, für sich behielt. Ach, Pilotel! wenn Dein Unstern es wollte, daß Du eines Tages hinter einer Barricade fielest, so könntest Du rufen wie Nero: „Qualis artifex pereo.“ Aber vergessen wir den Schöpfer, um das Werk zu betrachten. Das Bild stellt Gavroche vor, nicht den Gavroche aus den „Elenden“, sondern den Gamin aus Belleville, welcher, betrunken wie ein

Föderirter, in violetter Blouse mit grünen Pantalons, das Cäpi in den Nacken gerückt, mit den Händen in den Hosentaschen, grinsend dasteht und mit hocherhobenem Haupte sagt: „Ich für meinen Theil will keinen König".

Jetzt verhüllt das Gesicht! „Revisionsrath der Amazonen des Seine-Departements." O, schauderhafte Ungeheuerlichkeit! ja, wenn sie wirklich so aussehen, unsere wackeren Amazonen, so stelle man sie in der Schlacht nur in die ersten Reihen, und ich gebe mein Wort darauf, daß kein Liniensoldat, kein Polizist, ja selbst kein Gensdarm bei diesem Anblicke nur einen Moment standhalten würde, denn auf der Stelle würden sie ausnahmslos mit solchem Entsetzen die Flucht ergreifen, daß ihnen der Einfall, überzugehen, gar nicht kommen könnte. Die eine von den Damen (warum habe ich mich durch meine Sympathie für die Sammler hinreißen lassen, mich zur Beschreibung dieser unverschleierten Häßlichkeiten zu verpflichten?), die eine also . . . . aber nein, ich will Euch doch lieber die Mühe überlassen, Euch dieses Gedränge von Fleischbergen und Knochenpyramiden, welches die Amazonen der Commune von Paris abgeben, in Eurer Phantasie selbst zu malen.

Ha, wie wüthend ist er, der gute Vater Duchesne, mit kurzen Beinen, nackten Armen, kugelrundem Gesicht, als stolzer Besitzer einer ungeheuren rothen Mütze steht er da und hält in seiner starken Rechten einen winzig kleinen Herrn Thiers, welchen er in dieser allmächtigen Hand erdrückt, wie man eine Lerche erdrücken

würde. Bei dieser Carricatur ist die Zeichnung nicht blos häßlich, sie ist förmlich blödsinnig.

Diesmal ist die Figur ganz nackt; allerdings ist es auch nicht mehr die Republik, sondern Frankreich, und wenn die Republik decolletirt ist, braucht Frankreich freilich gar keine Bekleidung. Als einzige Hülle dient ihr eine Taube, welche sie an die Brust drückt; zur Linken hängt das Porträt Rocheforts — schon wieder? ist er denn der leibhaftige Lovlace, dieser verhagelte Journalist? — und zur Seite sieht man durch das Dachfenster auf dem Dache draußen zwei Katzen mit vorgestreckten Klauen: Herrn Jules Favre und Herrn Thiers. „Arme Taube" seufzt die Ueberschrift.

Jetzt eine heilige Familie, nach Murillo; Jules Favre als heiliger Josef führt den Esel am Zaume, und zwischen den beiden aufgepackten Körben sitzt eine Amme, deren Gesicht zugleich die Aehnlichkeit mit Herrn Thiers und mit der heiligen Jungfrau anstrebt, in ihren Armen statt des Jesuskindes den Grafen von Paris. Das Bild heißt „Die Flucht nach Versailles." O pfui, ihr Herren Carricaturenzeichner, findet ihr denn nicht alberne Motive genug, ohne in das Gebiet der Religion hinüberzugreifen?

Noch viele andere Bilder kann man sehen; einige datiren aus der Zeit, wo Paris sich der Kaiserherrschaft entledigte, und sind in einem solchen Grade gemein, daß sie infolge einer ganz natürlichen Gegenwirkung für Diejenigen, welche durch diese Sudeleien der Verachtung anheim gegeben werden sollten, eher eine Art Achtung erwecken. Andere, welche Jedermann

während der Belagerung schon sehen konnte, sind weniger gemein, weil kein gemeines Gefühl, sondern der patriotische Haß sie in's Leben rief und zugleich entschuldigt. Abscheulich genug sind sie aber trotzdem. Wahrhaftig, wenn die Sammler es versäumt haben, sich zu rechter Zeit eines oder das andere dieser fliegenden Blätter zu kaufen, so thut es mir leid, aber während ich die Bilder beschreibe, überkommt mich der Ekel mehr und mehr, und meine Leser (wenn nämlich diese Seiten, welche ich mehr um meine Gedanken zu fixiren, als um diese Anderen mitzutheilen, von Tag zu Tag ausfülle, jemals ein Buch werden) werden mir es dann Dank wissen, wenn ich dieses unerquickliche Museum nicht bis auf die letzte Nummer beschreibe.

LI.

Was hat Herr Courbet unter diesen Leuten zu suchen? er ist Maler und keine politische Persönlichkeit. Einige in der Brauerei Hautefeuille gehaltene bierduftende Reden machen noch keine revolutionäre Vergangenheit. Ein Band, welches man zurückgewiesen hat, weil es mehr auffällt, wenn man ein glattes Knopfloch als wenn man ein mit einem rothen Rande eingefaßtes Knopfloch hat (wenn es nur gehörig bekannt wird, daß man Das, was Andere gesucht haben, verächtlich von sich gewiesen), ein so zurückgewiesenes rothes Band bedingt auch noch keine große Berühmtheit. Bleib Du in Deinem Schusterladen, Napoleon Galliard, Du bei Deiner Leier, Billiorey, Du bei Deinem Pinsel, Gustav Courbet. Und

das sage ich nicht etwa deshalb, weil ich fürchte, daß die mittelmäßige Erleuchtung des Künstlers nicht genug zur Erleuchtung der Commune beitragen und bedauerliche Mißgriffe von Seite derselben veranlassen könnte — denn, o Himmel, Mißgriffe kommen bei der Commune ja ohnehin stündlich vor — ich sage es besonders deshalb, weil Herr Gustav Courbet im Ganzen ein guter Maler ist, und weil ich fürchte, der Maler könne in der Folge unter der von dem falschen Politiker eingeheimsten Lächerlichkeit leiden; ja so groß auch mein Abscheu vor den nackten Frauen und anderen beklagenswerthen Ungeheuerlichkeiten ist, mit denen Herr Courbet die Salons von ehemals schmückte, so erinnere ich mich doch mit Vergnügen mehrerer so außerordentlich naturgetreuen Landschaften von seinem Pinsel mit ihren im Sonnenschein und Westwind säuselnden Bäumen, mit ihren frisch über die Kiesel dahinhüpfenden Quellen, mit ihren von starken Wurzeln umklammerten, von Schlinggewächsen umzogenen Felsen. Auch außerdem erinnere ich mich noch einiger guten Gemälde, welche, wenn auch nicht die Hand des Künstlers, so doch die Hand des fleißigen Arbeiters zeigten, und deshalb tadle ich es, daß dieser Maler sich in's Hôtel de Ville einsperrt, statt daß er jetzt, wo der Frühling Flur und Wald zu neuem Leben weckt, in die Gehölze von Meudon oder von Fontainebleau hinausginge, um das Rauschen der Zweige und die knorrige Hoheit der Eichenstämme zu studieren. Damit würde er der Welt viel mehr nützen, als jetzt, wo er Herrn Lefrancia, welcher sich jetzt als

Bilderstürmer versucht, und Herrn Jules Vallès, welcher den Homer nur in der Uebersetzung der Madame Darcier oder auch gar nicht gelesen hat, auf nichtssagendes Geschwätz eben so Nichtssagendes erwidert. Wenn man zu sonst nichts taugt, so mag man von Allem ein wenig, und selbst ein wenig Politik treiben, dann ist dies zu entschuldigen oder wenigstens begreiflich; wie man aber, wenn man so prächtige Stiefel machen kann, wie Napoleon Galliard, oder so gute Gemälde, wie Gustav Courbet, sich für verpflichtet halten kann, seinen Namen einer unsterblichen Lächerlichkeit oder nach Befinden wohl gar ewigen Verwünschungen anheim zu geben, das kann ich nicht begreifen. Herr Gustav Courbet wird mir entgegenhalten: „Ich vertrete in der Commune die Künstler und gebe den Forderungen der modernen Kunst in derselben Ausdruck. Auch die Malerei braucht ihr Jahr 93. Wir wollen eine Künstlerföderation bilden, wir wollen Titian und Paul von Veronese, diesen Aristokraten, die Köpfe abschlagen, wir wollen anstatt der Jury ein revolutionäres Tribunal errichten, welches die Verpflichtung hat, Jeden, der noch dem Ideale dieser entthronten Königin nachzustreben wagt, zum augenblicklichen Tode zu verurtheilen, ein Tribunal, in welchem ich zugleich den Ankläger, den Vertheidiger und den Richter abgebe; ja, Ihr Maler, meine Brüder, schaaret Euch um mich und laßt uns für die Künstler-Commune sterben. Was Diejenigen anlangt, welche nicht meiner Meinung sind, so kümmere ich mich um sie nicht im geringsten“. Nun wohl, mein lieber Maler,

Sie wissen nicht, was Sie reden; die echten Künstler werden Sie sammt Ihrer Föderation zum Teufel jagen. Wissen Sie denn, wozu eine Künstler-Association, wie Sie dieselbe verstehen, schließlich führen würde? lediglich dazu, den kleinlichen Ehrgeiz eines Einzigen zu befriedigen, den Ehrgeiz des Chefs — denn einen Chef würde die Association doch haben, nicht wahr, Herr Courbet? — und nebenbei den kleinlichen Ränken einer Anzahl von Gaunern ohne Werth und Namen Thür und Thor aufzuthun. Ich habe nicht die Ehre, Maler zu sein, und wenn ich es hin und wieder versuche, auf dem weißen Rande neben meinen Versen etwa eine Moschee zu zeichnen, so hat diese Moschee, das muß ich gestehen, mehr Aehnlichkeit mit einem Dromedar, und mein Stiefelputzer würde dieselbe wohl gar für einen Besen halten; aber ich bin Künstler in meiner Weise, und ich versichere Ihnen, daß, wenn irgend ein Dichter, selbst wenn er Werke geschrieben hätte, welche in ihrer Art noch bemerkenswerther wären als der „Combat de cerfs“ oder die „Femme au peroquet“, zu mir käme und zu mir spräche: „Wir wollen eine Föderation bilden,“ ich würde ihm unumwunden antworten: „Lassen Sie mich in Frieden, mein Herr, mit Ihrer Föderation, ich bin ein Träumer, ein Arbeiter; wenn ich eine Arbeit fertig habe, so veröffentliche ich sie, sobald sich ein Verleger findet, welcher einige Tausend Exemplare abziehen zu können glaubt, ohne sich dadurch an den Bettelstab zu bringen; ist das geschehen, so kümmere ich mich nicht mehr darum, was aus meinem Werke wird. Die

Nachsicht einiger Leser, die beifällige Theilnahme einiger Freunde, die Wuth einiger Narren, das ist Alles, was ich hoffe und wünsche. Ich soll mich föderiren! wozu und mit wem? Wird meine Arbeit, wenn sie schlecht ist, durch meinen Anschluß an irgend eine Gesellschaft besser werden? oder sollen meine Arbeiten, wenn sie gelungen sind, der Association zu gutem Nutzen kommen? Mit nichten. Gehen wir also ruhig nach Hause, meine Herren Künstler, schließen wir unsere Thüren, sagen wir unserem Diener, wenn wir einen haben, daß wir für Niemanden zu Hause sind, und wenn wir dann unsere beste Feder geschnitten, unseren besten Pinsel hervorgesucht haben, laßt uns an die Arbeit gehen, laßt uns arbeiten, ungestört und unermüdet, ohne eine andere Sorge, als an unserem Theile das Beste zu thun, ohne andere Mahnung, als die unseres Künstlergewissens, und wenn das Werk fertig ist, wollen wir heiter in den Kreis unserer Kameraden zurückkehren, die uns lieben, wir wollen ihnen helfen, sie mögen uns helfen, aber frei, ohne Zwang, ohne pflichtmäßige Beiträge und ohne Statuten. Wir haben wahrscheinlich jetzt weiter nichts zu thun, als solche im Reiche des Geistes blödsinnige Freimaurereien, bei welchen es schließlich darauf hinausläuft, daß man sich zu Hundert oder Zweihundert zusammenthut, um Das zu vollbringen, was, ohne mit irgend Jemandem associirt zu sein, der Erste Beste, von dem man gestern noch nichts wußte und der morgen berühmt sein kann, ohne Weiteres, allen Associationen der Welt vor der Nase weg, allein fertig bringt." Das und nichts An-

deres würde ich Herrn Courbet, wenn er Schriftsteller wäre und sich einfallen ließe, mir irgend welche Verbrüderungsvorschläge zu machen, unumwunden antworten.

Die Künstler haben noch Besseres gethan, als ich thun würde, sie haben gar nichts geantwortet; denn man kann nicht sagen, daß jene „Generalversammlung der Zeichnenkünstler", welcher Herr Gustav Courbet am 13. April 1871 in dem großen Amphitheater der Ecole de Medecin präsidirte, eine wirkliche Vereinigung französischer Künstler gewesen sei. Ich kenne mehrere berühmte Maler, und keinen von ihnen habe ich dort gesehen. Die Bürger Potier und Boulaix sind zu Beisitzern ernannt worden. Ich wünsche ihnen dazu von Herzen Glück. Dieser hohe Beruf wird ihnen helfen, ein Renommée zu gründen, welches irgend einer Grundlage dringend bedürftig war.

Waren denn wenigstens Bildhauer dabei? Große Bärte habe ich genug gesehen, aber diese Bärte waren mir sämmtlich vollkommen unbekannt; möglich, daß es Bildhauerbärte waren, aber was für Schwätzer waren die hier Versammelten trotz ihrer Künstlerschaft? Eins ist mir bei dieser Versammlung völlig klar geworden: daß Leute, welche nicht wissen, was sie sagen wollen, die unermüdlichsten Redner sind; Unterbrechungen, Geschrei, Anreden, oft sehr bilderreich, aber selten höflich, tönten wild durcheinander; es war ein unbeschreibliches Tohu, Bohu.

„Keine Jury mehr!"

„O ja, doch eine Jury!"

„Du Reactionär!“

„Nieder mit Kabanel!“

„Und die Frauen! Werden Frauen in der Jury sein?“

„Weder Frauen, noch Invaliden.“

Dazwischen schwang Herr Gustav Courbet verzweiflungsvoll die Präsidentenglocke und schleuderte von Zeit zu Zeit einen herrischen Ordnungsruf von der Tribüne herab; aber alle quos ego der Welt würden diesen entsetzlichen Sturm nicht beschworen haben, und was kam nun bei all' dem Spectakel heraus? Rein nichts, oder doch? es wurden einige Statuten vorgeschlagen und man hat sich unendlich amusirt.

Nun, das ist ja recht gut, meint Ihr! Man hat gelacht, und dadurch ist Niemandem ein Leid geschehen.

Ich bitte um Entschuldigung, es ist sehr viel Leid geschehen, nämlich Herrn Gustav Courbet.

LII.

Es ist verboten, über den Platz Vendôme zu gehen, und noch strenger ist es verboten, dort zu promeniren. Seit drei Tagen schleiche ich nun jeden Nachmittag um die am Eingange der Rue de la Paix aufgestellte Schildwache herum, in der Hoffnung, irgend ein glücklicher Zufall werde mir gestatten, die Wachsamkeit derselben zu täuschen. Schon manches grobe „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ habe ich mir auf diese Weise eingehandelt, durchgekommen aber bin ich nicht.

Heute endlich lächelte mir das Glück; während ich wieder auf einen günstigen Augenblick zum Durchschlüpfen lauerte, nähert sich ein Dämchen, welches den Rock hoch genug aufhebt, daß Jedermann ihre rothen Strümpfe sehen kann, die mit der Fahne auf dem Hôtel de Ville in derselben Küpe gefärbt zu sein scheinen, eine Communistin wahrscheinlich, der Schildwache und lächelt diese auf's freundlichste an. Seht Ihr? Diese Föderirten! Der Wachthabende vergaß seine Pflicht so weit, daß er sich mit der Spaziergängerin in eine Unterhaltung einließ, welche mir wiederum so vertraulich schien, daß die Discretion mir gebot, schleunigst Halblinks zu machen, und siehe da, fünf Minuten später befand ich mich auf dem verbotenen Platze.

Auf dem Platze nicht, wohl aber in dem Lager, denn in ein solches ist der Platz verwandelt; eine Menge kleine Zelte, welche weiß sein würden, wenn sie gewaschen worden wären, sind hier und dort aufgestellt, zwischen ihnen umher liegt verstreutes Stroh. Unter den Zelten lagern Nationalgardisten, man sieht sie zwar nicht, aber man hört sie; sie schnarchen. Man könnte den unsinnigen Schluß, welcher in den Lehrstuben der Philosophie so oft scherzweise wiederholt wird, folgendermaßen abändern: „Derjenige, welcher ein gutes Gewissen hat, schläft gut; nun aber schlafen die Föderirten gut, folglich haben sie ein gutes Gewissen." Andere Gardisten gehen mit der Pfeife im Munde hin und her. Wenn ich Ihnen versichern wollte, daß diese ehrenwerthen Communalisten, ihrer untadel-

haften Haltung, ihrer vornehmen Miene und ihrem feinen Gespräche nach zu urtheilen, der Elite der Pariser Gesellschaft angehören müssen, so würden Sie boshaft genug sein, mir kein Wort davon zu glauben; ich halte es also für vortheilhafter, Sie des geraden Gegentheils zu versichern. Einige von den Leuten verspielen auf dem den Platz umgebenden Trottoire ihren Sold im Stöpselspiel: „Der Sold und der Stöpsel!“ Wenn Jemand eine Geschichte der Nationalgarde von dem Beginn der Belagerung bis auf unsere Tage schreiben wollte, so könnte er diesen Titel für sein Werk wählen, und noch vollständiger würde der Titel sein, wenn er dem Stöpsel noch die Flasche beifügen möchte.

Die Frau hungert und die Kinder hungern, aber der Familienvater hat Durst. Jetzt bekommt er seine 30 Sous; was thut er? er geht trinken, denn die vielempfohlene Nächstenliebe fängt natürlich bei sich selbst an. Wenn er getrunken hat, bleiben ihm einige Sous, der Stöpsel und die leere Flasche; sehr wohl, die wenigen Sous verspielt er im Stöpselspiel, und Abends, wenn er heimkommt, bringt er die leere Flasche mit nach Hause. Das ist der Tageslauf des Nationalgardisten.

Auf dem Platze erheben sich zwei Barricaden; die eine vor der Rue de la Paix, die andere vor der Rue Castillon; „zwei furchtbare Barricaden“ sagen die Journale, richtig gesagt aber müßte es heißen: „ungefähr tausend Stück Pflastersteine links und tausend Stück Pflastersteine rechts.“ Bei der Betrachtung dieser sogenannten Barricaden kommt mir der tröstliche Ge-

danke, daß zwei kleine Feldgeschütze, das eine auf dem Opernplatze, das andere in der Rue de Rivoli, in der kürzesten Zeit mit den beiden Steinhaufen fertig werden würden, trotz einiger Kanonen, welche hier und da ihre neuen kupfernen Hälse hervorstrecken.

Unbestritten galant sind die Föderirten; ungefähr zwanzig junge Frauenzimmer, ich sage junge Frauenzimmer, von hübschen rede ich nicht, credenzen den Nationalgardisten den Kaffee und fügen zu dem Kleingeld, welches sie herausgeben, die verbindlichsten Grimassen.

Was nun die Säule anbelangt, so sieht man ihr nicht das Geringste davon an, als ob das Decret der Commune, welches sie mit einem vorzeitigen Umsturz bedroht, sie irgendwie erschreckt hätte. Noch immer steht sie da, ähnlich einem ungeheuren I aus Bronze. Die Kaiserstatue droben ist der Punkt auf dem I. Noch immer sitzen auf den vier Ecken ihres Piedestals die vier Adler mit ihren Cravaten aus Immortellenkränzen, und die zweifache rothe Fahne, welche auf ihrem Balcon oben flattert, scheint sie auch durchaus nicht zu beunruhigen. Die Säule mahnt an die alte Ehre Frankreichs, welche sich gleichfalls weder durch Decrete, noch durch Bajonnete einschüchtern läßt, und mitten unter Drohungen und Getöse ihre hoheitsvolle Ruhe bewahrt.

LIII.

Sollte man's meinen? es wird abgestimmt. Wenn ich sage, es wird abgestimmt, so heißt das, es könnte abgestimmt werden, denn, wie es scheint, fällt es den Parisern gar nicht ein, sich an die Wahlurne zu

bemühen. Die Commune war in großer Verlegenheit. Wie heißt es doch in dem Liede von den Seeabenteurern:

„En partant du golfe d'Otrante
Nous etions trente.
Mais en arrivant à Cadix
Nous etions dix."

Die Leutchen im Hôtel de Ville hätten diese Strophe aus Herzensgrund singen können, wenn sie nur einige kleine Veränderungen darin angebracht hätten. Vom Golf zu Otranto sind sie freilich nicht ausgelaufen, sondern aus Montmartre, dafür aber waren ihrer vierundzwanzig. Bei der Ankunft in oder vielmehr bei dem Decrete über die Vendôme-Säule waren ihrer nicht gerade nur zehn, aber doch auch nicht viel mehr. Welch' prächtige Parodie, verziert mit dem successiven Abfall der Glieder der Commune, würden Theodor de Banville oder Albert Glatigny nach den Strophen Victor Hugo's gemacht haben; zuerst traten die Maires von Paris zurück, ganz entsetzt darüber, daß die Abstimmung ihrer Mitbürger sie in eine Gesellschaft gebracht hatte, in welcher sie ihr Ideal von einem Municipalrathe nicht gefunden zu haben scheinen. Bei dieser Veranlassung möchte ich den Herren Demarest und Tirard nebst Adjuncten eine kleine Frage vorlegen: mit welchem Rechte haben sie uns, deren Interessen sie verwalteten, rathen können, die Commune von Paris zu erwählen, da sie doch im Voraus entschlossen waren, wenn die Wahl der Ordnungsfreunde auf sie fallen würde, jede Verantwort-

lichkeit abzulehnen? Mußte nicht ihre Gegenwart im Hôtel de Ville, wenigstens hofften wir das zuversichtlichst und mit Recht, den Ausschreitungen, deren man sich im Voraus versehen konnte, einen mächtigen Dämpfer aufsetzen? Wenn man die Leute auffordert, sich einem Wahlacte anzuschließen, hat man, meiner Ansicht nach, nicht das Recht, sich selbst als unwählbar zu betrachten; mit einem Worte, warum veranlaßten uns die Herren, die Commune von Paris zu erwählen, wenn die Commune eine schlechte Einrichtung war? und war sie eine gute Einrichtung, warum wollten sie sich denn bei dieser Einrichtung nicht betheiligen? Dem sei nun, wie ihm wolle, sie gaben, kaum gewählt, ihre Demission. Kurz darauf verschwanden die Bedenklichen, die Furchtsamen, welche nicht den Muth hatten, den Blödsinn auf das Aeußerste zu treiben, Einer nach dem Anderen. Fügt man zu dem Allen die Verhaftungen, welche die Versammlung im Hôtel de Ville in ihrem eigenen Kreise vornehmen ließ, so wird ihre Verlegenheit nur zu erklärlich. Noch wenige Tage, und die Commune muß aus Mangel an Mitgliedern ihr Ende erreichen. An die Wahlurnen also, ihr Bürger von Paris. Die weißen Anschlagzettel verkündigen, bestimmen und befehlen, daß die Ergänzungswahlen Sonntag, den 16. April, stattfinden sollen.

Aber der Teufel muß sein Spiel dabei haben: die Wahlurnen stehen wohl da, aber an Wählern fehlt es gänzlich; Candidaten hat man auch gefunden, denn die finden sich immer; die Zettel, auf denen die Namen

der Candidaten verzeichnet sind, die Urnen, oder vielmehr die Büchsen, in welche die Zettel gelegt werden sollen, kurz Alles hat man besorgt, aber Wähler, welche die Zettel in die Büchsen stecken und auf diese Weise den Candidaten erwählen könnten, hat man vergeblich gesucht. Die zur Aufnahme einer eifrig herbeiströmenden Menge von Votanten hergerichteten Locale haben in ihrer vollständigen Einsamkeit sehr viel Aehnliches mit der Wüste Sahara, in dem Augenblicke gesehen, wo nirgends, so weit das Auge reicht, eine Caravane sichtbar wird. Ist es denn so gar lange her, daß trotz zahlreicher Abstimmungsenthaltungen die Commune von Paris mit Hilfe einer verhältnißmäßig beträchtlichen Stimmenmehrheit erwählt wurde? Ja, damals hatten wir noch etwas Illusion behalten, aber jetzt?

Habt Ihr schon der zweiten Vorstellung eines Schauspiels beigewohnt, welches in der ersten Vorstellung durchgefallen ist? Gestern war das Haus gedrückt voll, heute sind nur die Claqueurs erschienen; kein Wunder, man weiß ja bereits, was das Stück werth ist. In dem öden, leeren Saale aber thun die Claqueurs heute wie gestern ihre Schuldigkeit; sie bekommen ja auch ihre Bezahlung dafür, und deshalb begegnet man auch heute da und dort einigen Bataillonen, welche in demselben Tempo, in welchem sie nach der Porte Maillot marschiren würden, zur gemeinsamen Abstimmung gehen, und welche, wenn sie zurückkommen, Jedem, der es hören will, zuschreien: „He, Bürger, wie wird heute abgestimmt! Noch nie sah man eine solche Begeisterung.“ In den Coulissen aber,

ich will sagen im Hôtel de Ville, stehen Autor und Comödianten bei einander und zischeln sich gegenseitig in die Ohren; es liegt auf der Hand, die Sache geht schief.

LIV.

Nun, und die Börse? was thut, sagt und treibt die Börse während alledem? Ich lege mir diese Frage, und zwar erst jetzt zum ersten Male vor, weil in gewöhnlichen Zeitläufen von allen sublunarischen Dingen, mit denen ich mich wenig beschäftige, die Börse gerade dasjenige ist, womit ich mich am allerwenigsten befasse. Ich gehöre zu der Zahl jener außerordentlichen Schwachköpfe, welche von Dem, was diese zwischen den Säulen des Plutustempels hin- und herschlüpfenden Priester in dem Zeitraume von drei Stunden täglich fertig bringen können, nicht das Geringste wissen; allerdings war es mir bekannt, daß es Wechselagenten und Coulissiers giebt, wenn mich aber Jemand gefragt hätte, was ein Coulissier und was ein Wechselagent sei, so würde ich ihm nicht die Spur von einer Antwort haben geben können. Ganz kürzlich erst hat mich ein Freund, so gut es in der Kürze eben gehen wollte, über Das aufgeklärt, was früher auf der Börse zu geschehen pflegte, und so bin ich denn hingegangen, um zu sehen, was jetzt dort geschieht.

Zu allererst muß ich bekennen, daß ich, als ich soeben die alte Metapher, der Tempel des Plutus, gebrauchte, mich eines völlig unpassenden Ausdruckes bediente. Die Börse ist kein Tempel; wenn sie ein Tempel wäre, müßte sie eine Kirche oder doch etwas

Aehnliches sein, und folglich wäre sie auf Befehl unserer edlen Souveränin, der Commune von Paris, längst geschlossen.

Sie ist also offen, aber wozu? Die Leute, welche jetzt dort verkehren, würden auch durch verschlossene Thüren und unhöflich absperrende Gitter hineingekommen sein; denn man weiß ja, daß Gespenster, Geistererscheinungen und andere übernatürliche Wesen nicht die mindeste Schwierigkeit haben, durch Schlüssellöcher zu kriechen und zwischen Eisenstäben hindurchzugleiten. Die armen Gespenster! Die Schwäche unserer Regierungsleiter hatte es strafbarerweise versäumt, die Thüren der Börse zu versiegeln, so sind die beklagenswerthen Schatten gezwungen, ein- und auszugehen wie gewöhnliche Menschen, und ein Pariser, der nicht durch eine lange intime Freundschaft mit Hoffmann und Edgar Poe die Todten von den Lebenden unterscheiden gelernt hat, könnte diese wiederkehrenden Schatten der Agiotage für simple Börsianer halten; aber, Gott sei Dank, ich bin nicht der Mann, mich selbst durch den trügerischesten Schein über dergleichen täuschen zu lassen, und so erkannte ich auf der Stelle, mit wem ich zu thun hatte.

Zu vier oder fünf bewegten sich diese Gespenster, mager wie Vampyre, welche seit drei Monaten kein Blut getrunken haben, über die großen Treppen; schweigend huschten sie dahin mit demselben unhörbaren Schritte, dessen die Geistererscheinungen sich zu bedienen pflegen, wenn sie zwischen den Eibenbäumen der Kirchhöfe umherschweben; bisweilen zog Einer von ihnen eine

gespenstige Schreibtafel aus der schattenhaften Weste und schrieb darauf mit den Umrissen eines Bleistiftes nebelhafte Notizen; Andere traten in Gruppen zusammen und man hörte unter ihren wesenlosen Ueberröcken deutlich das Geklapper ihrer Skelete; sie sprachen mit jener unartikulirten Stimme, welche nur die Collegen des Zauberers Elifas Löwy verstehen, und erinnerten einander an die Course von früher, an die siegenden Oesterreicher, an die Rente von 70, an die Staatsobligationen von 1860 und 1869 und an die flüchtige Strahlenbahn der Actien von Suez; sie seufzten: „Denkt Ihr noch an die Prämien? früher wurden Ausgleiche gezahlt, früher gab es Monatsabrechnungen, nach denen die wohlgefüllten Portefeuilles dem glücklichen Bauche des Charles Monselet glichen; jetzt aber irren wir auf den Trümmern unseres erstorbenen Glanzes, wie der Schatten des Diomedes in Pompeji in den Ruinen seines Hauses herumirrt; wir sind Diejenigen, welche waren, die imaginären Courszettel verschwundener Werthe, sind gleich eitlen Grabschriften auf Todtenstätten, und wir verzweiflungsvollen Gespenster würden vor Schmerz zum zweiten Male sterben, wenn es uns nicht gestattet wäre, einander in diesen verlassenen Räumen zu begegnen und uns der Hausse vergangener Tage zu erinnern." So sprechen die abgeschiedenen Börsianer, und dann stöhnen sie wie aus Einem Munde: „O, Commune, Commune, gieb uns unsere Monatsabrechnungen wieder!"

Bisweilen erscheint unter ihnen ein Gespenst, welches man an seiner noch immer hoheitsvollen Miene

sofort als einen Todten von Distinction erkennt; noch immer trägt er ein Portefeuille unter dem Arme. So behielt der Vater Hamlets noch über das Grab hinaus seinen Helm und sein Schwert. Das Gespenst tritt in den Palast, schwebt nach dem Raume der Eingeweihten, stößt wiederholt einen lauten Ruf aus, welchem nur das Echo der öden Räume antwortet, und entfernt sich dann, im Vorübergehen achtungsvoll begrüßt von den übrigen Gespenstern. Und nun soll man sagen, daß nichts weiter dazu gehört, als ein kleines, von einem glücklichen Angriffe gefolgtes Bombardement, einige hundert von Versailler Truppen in Brand geschossene Häuser, einige tausend zusammengeschossene Nationalgardisten, und als Zugabe einige verstümmelte Frauen und zerschmetterte Kinder, um diesen trostlosen Gespenstern Leben und Freude zurückzugeben. Aber Himmel! dazu haben sie sehr wenig Aussicht, die armen Gespenster, denn das letzte Circular des Herrn Thiers kündigt an, daß die großen militärischen Operationen nicht vor Ablauf einiger Tage beginnen werden; nachdem sie so lange gewartet haben, müssen sie noch immer warten.

Die Leute, welche über den Börsenplatz gehen, weichen mit andächtigem Schauern vor den Hallen der Nekropole zurück, in denen die dreiprocentigen und die Obligationen des Crédit foncier schlummern, und manch' Einer würde, wenn die Kirchen, diese Stätten der Schwärmerei, nicht geschlossen wären, die dickste Kerze opfern, um die Manen der verzweifelten Coulissiers zu besänftigen.

LV.

Der Streich ist gelungen, die Commune hat sich completirt. Im 1. Arrondissement, wo 21,260 Wähler eingeschrieben waren, haben nur 9 gestimmt. Vesinier hat 2 Stimmen erhalten, also ist Vesinier gewählt. Lacord hat es noch klüger angestellt: er hat gar keine Stimme gehabt, und, Sieger durch diese Einstimmigkeit der Abstimmung, wird Lacord fortan der Commune von Paris präsidiren. Das ist logisch; es liegt fast auf der Hand, daß die Gesetzgeber im Hôtel de Ville ein Gesetz bereits fix und fertig haben, welches sie uns nur noch nicht bekannt geben wollen, welches aber trotzdem existirt und ungefähr folgendermaßen lauten mag:

„Art. I. Die Wahlen sollen nur dann Giltigkeit erlangen, wenn die Zahl der Votanten nicht mehr als den tausendsten Theil der eingeschriebenen Wähler ausmacht.

„Art. II. Jeder Candidat, welcher weniger als 15 Stimmen erhält, ist gewählt; erhält einer 16, so ist die Giltigkeit seiner Wahl erst in Erwägung zu ziehen."

Bei einer solchen Abstimmung ginge es also wie in jenem Spiele, wo nur der Verlierende gewinnt. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Gesetz sehr ersprießlich sein müßte. Denken wir ein wenig zurück: durch wen ist Frankreich an den Rand des Abgrundes geführt worden? Durch Napoleon III. Wie viel Stimmen hat Napoleon III. erhalten? Sieben Millionen und mehr. Durch wen ist Paris in die Hände der Preußen

gefallen? durch die Dictatoren vom 4. September; und wie viel Stimmen haben die Dictatoren vom 4. September in Paris gesammelt? mehr als 300,000. Also, so wahr Cluseret ein großer Krieger ist, sind diejenigen Candidaten, welche die größte Anzahl von Stimmen erlangen, entweder Halunken oder Dummköpfe; einen solchen Mißbrauch will die Commune von Paris nicht länger bestehen lassen. Sie behält die Volksabstimmung, diese erhabene Grundlage aller republikanischen Institutionen bei, kehrt sie jedoch um; Michon hat nur eine halbe Stimme gehabt, also werden wir Michon gehorchen.

Ja, wahrlich, wenn man bis jetzt vor Euch gezittert und über Euch geweint hat, so muß man jetzt über Euch lachen. Was bezweckt Ihr mit dieser Parodie der Volksabstimmung? Wollt Ihr mit diesem halben Dutzend neuer Wahlen etwa den Volkswillen erklärt sehen, beabsichtigt Ihr wirklich, diese albernen Wahlen zu bestätigen? So soll also jener Unbekannte, der seinen Sieg dem Wohlwollen seines Hausmeisters und seines Wasserträgers verdankt, Mitglied der Commune werden? Ich soll mit Hilfe von Brione und Viard von Vesinier regiert werden? Habt Ihr denn nicht gesehen, wie mehrere noch mit einem Rest von Vernunft begabte Männer, welche bis jetzt zu Euch gehalten hatten, sich geradezu geweigert haben, eine Candidatur anzunehmen, und daß von Denjenigen, welche thöricht genug waren, sich für wählbar zu erklären, Mehrere jetzt schon die Giltigkeit der Wahl bestreiten? Nein, Ihr habt es nicht gesehen, oder vielmehr, es gefällt Euch, die Blinden zu

spielen. Was kümmert Euch Recht und Gerechtigkeit! „Regieren, herrschen, decretiren und triumphiren" wollen wir, weiter nichts. Rogeard gefällt uns, so nehmen wir Rogeard; wenn das Volk den Rogeard nicht mag, so ist das seine Sache. Vortrefflich! Aber warum sagt Ihr nicht gleich heraus, was Ihr denkt? In den päpstlichen Staaten gab es ehrliche Räuber, welche vielleicht auch nicht mehr werth waren, als Ihr, welche aber wenigstens keinen Anspruch auf Gesetzlichkeit machten, sondern, fern von aller Heuchelei, ihr Räuberhandwerk betrieben. Wenn infolge irgend eines oder des andern Abenteuers die Truppe nicht mehr ganz vollzählig war, so klebten sie keinen weißen Anschlagzettel an die Mauern, um ihre .... lieben Mitbürger zur Wahl der Ersatzmänner einzuladen: sie suchten unter Vagabunden und anderen rechtschaffenen Leuten ganz einfach Diejenigen heraus, welche ihnen am geeignetsten schienen, einem Reisenden einen Dolchstich zu versetzen oder Koffer auszurauben, und wenn auf diese Weise die Bande wieder hinreichend verstärkt war, nahm sie ihre vormaligen Beschäftigungen wieder auf. Den Teufel auch, meine Herren, man muß nicht weiß schwarz und schwarz weiß, sondern das Kind beim rechten Namen nennen. Die Zeit der Täuschung ist vorüber, nehmt nur getrost die Masken ab, wir haben Euch längst erkannt. Der Fastnachtsdienstag der Commune ist vorüber, jetzt kommt ihr Aschermittwoch.

Geschickt verkleidet hattet ihr Euch, meine Herren, das muß man Euch lassen; Ihr hattet in der Rumpelkammer der Geschichte die alten revolutionären Fetzen

der Männer vom Jahre 1793 hervorgesucht, hattet diesen noch einige Verzierungen nach der jetzigen Mode hinzugefügt (Communewesten, Föderationshüte), und so geschmückt, habt ihr Euch nach Herzenslust breit gemacht. Allerdings ist es uns schon lange so vorgekommen, als wären diese für Riesen zugeschnittenen Kleider für Euch Zwerge viel zu weit. Sie schlotterten um Eure schmächtigen Gestalten, wie entleerte Luftballons; aber ihr pfiffigen Kerls versichertet uns, die vielen Verfolgungen hätten Euch so mager gemacht; auch bemerkten wir gleich in den ersten Tagen auf Euren alten Kleidern einige ganz frische rothe Flecke, welche auf ein Haar Blutflecken glichen, Ihr aber sagtet: „Laßt Euch das nicht anfechten, es ist die rothe Fahne, welche wir in der Tasche haben und welche da ein wenig heraushängt.“

So ist es denn gekommen, daß Einige Euch Glauben schenkten; wir selbst haben uns bei allem Argwohn durch die großen Gesten Eurer für Eure kurzen Arme viel zu langen Aermel täuschen lassen, und dann sprachet Ihr von tausend schönen Dingen, von Freiheit, von Emancipation der Arbeiter, von Association der Arbeitskräfte, und da sagte man sich: „Ehe wir sie entschieden verurtheilen, wollen wir erst sehen, was sie leisten.“ Wohlan! wir haben gesehen, was Ihr leistet, wir wissen nun, wie Ihr arbeitet, und wollen Euch keine Arbeit mehr geben. Herunter mit den Masken! sage ich Euch; Du, falscher Danton, werde wieder Rigeol; Du, Maske von St. Juste, mache dem Gesichte Serailliers Platz; Du, Napoleon Galliard bist, obgleich selbst Schuster, doch noch kein Simon, und Du, Rogeard, krieche aus dem

Balg Robespierre's heraus; zum Teufel mit Euren, großen, verhängnißvollen Tagen entlehnten Fetzen! zeigt Euch als die kleinen verächtlichen Hanswürste, welche Ihr seid. Werdet wieder Ihr selbst, wir alle werden uns dabei wohler fühlen: Ihr Euch in Eurem Nichts, wir uns, indem wir Euch diesem Nichts überantworten.

Und Dasselbe, was ich Euch hier sage, hat Euch Paris gestern zu verstehen gegeben.

Was ist denn das beinahe allgemeine Wegbleiben von den Wahlen gegenüber dem früheren Eifer bei denselben Anderes, als das Eingeständniß des Irrthums, zu dem man sich durch Eure Verstellung hatte verleiten lassen, und was Anderes beweist dies Wegbleiben, als den Entschluß, weiter mit Eurer Maskerade nichts zu thun zu haben? Ich sage Euch, wir sehen nun klar und die Saturnalie geht ihrem Ende zu. Vergebens fährt das Orchester von Mitrailleusen und Kanonen unter Leitung des Kapellmeisters Cluseret fort, uns mit seinem Heidenlärm zum Tanze aufzufordern; es ist vorbei, wir mögen nicht mehr tanzen.

Aber was? wird Paris etwa dabei stehen bleiben? Das wäre traurig.

Verachtung reicht nicht mehr aus, man muß nun hassen, und gegen Diejenigen, die man haßt, auch handeln. Es genügt nicht mehr, von den Wahlurnen wegzubleiben; schon wenn man zweifelt, enthält man sich der Wahlen; wir zweifeln nicht mehr, laßt uns handeln. Mit gekreuzten Armen zusehen, während Andere Böses vollbringen, ist auch eine Form der Mitschuld. Bedenket, daß seit vierzehn Tagen die Füsiladen

ununterbrochen fortdauern, daß Neuilly einem Friedhofe gleicht, daß Asnière einem Friedhofe gleicht, daß die Männer stündlich fallen, die Frauen klagen, die Kinder leiden; laßt uns bedenken, daß man gestern die Kapelle von Langchamps zur Filiale der Ambulanz de la Presse umgestalten mußte, so groß war die Anzahl der Todten gewesen; laßt uns an das Gesetz über die Geißeln und die Dienstverweigerer, an die Erpressungen, Diebstähle, an die vollen Gefängnisse und an die leeren Werkstätten, an die möglichen Metzeleien und an die gewisse Plünderung erinnern, und laßt uns endlich an unsere preisgegebene Ehre denken, laßt uns so handeln, daß wir, die wir während dieser traurigen Zeiten in Paris geblieben sind, nicht blos hier geblieben seien, um Paris dahinsinken und sterben zu sehen.

LVI.

Ah! aber jetzt, Paris, möchte ich doch sehen, ob Du gleichgiltig bleiben kannst. Du hast freilich in der letzten Zeit so Manches ertragen; man hat Dir gesagt: „Du darfst nicht mehr beten," und Du hast nicht mehr gebetet; „Du darfst nicht mehr die Journale lesen, welche Dir zusagen," Du hast sie nicht mehr gelesen, und hast dennoch, freilich mit saurem Gesichte, weiter gelächelt und bist auf den Boulevards spazieren gegangen. Aber jetzt sollst Du etwas erfahren, was Dich, wie ich vermuthe, im Innersten erschüttern wird. Weißt Du, was ich soeben in der „Indépendance belge" gelesen habe? Ah, armes Paris! die Tage Deines Ruhmes sind dahin, Dein alter Glanz ist verblichen, Deine

alten Lorbeeren sind Dir vom Haupte gerissen, Du wirst nicht mehr in's Bois de Boulogne gehen mögen! Was ist denn vorgefallen? Der Vorfall ist, daß Du auf dem Throne der Mode durch einen anderen Herrscher ersetzt bist. Die Welt, beunruhigt über die Form, welche den Hüten in diesem traurigen Jahre gegeben werden sollte und Dich durch Kämpfe in Deinem Innern beschäftigt sehend, hat sich um Anweisungen nach London gewendet, und von nun an ist es London, welches allen Modistinnen der Welt das Gesetz giebt. Diese entsetzliche Nachricht bringt uns die „Indépendance belge." O, beklagenswerthe Stadt, wie sehr bedaure ich Dich! Von nun an bist Du nicht mehr Diejenige, welche der Menschheit das höchste Gesetz in Betreff der Herrenwinker und hundsledernen Handschuhe vorschreiben wird. Nicht mehr wird man die Vatermörder und Stiefletten Deiner Erfindung sich durch Deinen Ruf selbst auf den Marquesas-Inseln Eingang verschaffen und die nackten Bewohner derselben schmücken sehen.

Welch' tiefe Demüthigung! Deine alte Nebenbuhlerin, Deine große, dürre Schwester, das schwarze, rauchige London, raubt Dir Dein glänzendes Steckenpferd und verwandelt es in einen Constablerstock, mit dem es fortan anstatt Deiner die Welt regiert. Es ist Dir beschieden, in Deinen eigenen Mauern — wenn Du nämlich Deine Mauern behältst — Deine Frauen und Töchter mit dem eleganten Gange sich mit Mühe in englischen Schuhwaaren bewegen zu sehen; dabei ist ihr Kopf in einen kreisrunden, flachen Hut gesteckt,

sind sie von Krinolinen und Falbeln umgeben und fast ganz in Violet gekleidet, diese schreckliche Mischung von Blau und Roth, welche stets Dein Entsetzen war, und so wird es Dir mit allen Toilette- und Mode-Artikeln gehen. Ah! wenn diese entsetzlichen Tage kommen, wenn Du sehen wirst, daß Du nicht blos auf Deinen Stolz, sondern auch auf Deine Eitelkeit verzichten mußt, wenn Du überzeugt sein wirst, daß die Commune Dich nicht nur verhaßt, sondern auch lächerlich gemacht hat, o, dann, ja dann, wenn Du nicht mehr Hüte Deiner eigenen Erfindung wirst tragen können, wie sehr wirst Du es dann beklagen, daß Du nicht an dem Tage revoltirt hast, als der Erzbischof von Paris in eine Zelle von Mazas als Gefangener gebracht wurde!

LVII.

Ich habe eine rührende Geschichte gehört, oder vielmehr ich habe sie gelesen, und gebe sie hier so wieder, wie ich mich ihrer erinnere.

Im Faubourg St. Antoine befindet sich ein Frauenkloster, in welchem hilflose alte Leute Zuflucht finden. Kränkliche, wieder kindisch gewordene Männer und Frauen werden dort unentgeltlich aufgenommen; man nährt sie, kleidet sie, pflegt ihrer und betet für sie; damit sind die alten Leute sehr zufrieden und der liebe Gott ist es auch.

Gestern Abend waren die Klosterleute eben zur Ruhe gegangen; sie hatten ihre armen Alten vorher zu Bett gebracht und lagen in dem Bewußtsein treu

erfüllter Pflicht im ersten Schlummer, als plötzlich vor der Klosterpforte ein Schuß ertönte.

Man kann sich den Schrecken der armen Schwestern vorstellen, welche solchen Lärm so dicht bei ihren Mauern nicht gewöhnt waren.

Es entstand ein großes Durcheinander und in dem Schlafsaal des Erdgeschosses fuhren die armen Verpflegten in ihren Betten auf und sahen einander erstaunt an.

Inzwischen war die Pforte geöffnet worden; wohl hundert bewaffnete Männer stürzten fluchend und drohend in das Innere, sie machten einen Lärm, als ob die Hölle los wäre. Der Anführer dieser Leute ist der Schrecklichste von Allen; er hat einen großen Bart und eine wahre Donnerstimme und stürzt, gefolgt von seinen Leuten, in das Refectorium, wo die Schwestern sich zitternd um ihre Oberin drängen.

„Schließt die Thüren!“ brüllt der Capitän, „und wenn eine Einzige von diesen Weibern Miene macht, zu entspringen, so schießt sie augenblicklich nieder.“

Jetzt trat die Mutter (die Oberin führt diesen Titel) einen Schritt vor und fragte:

„Was wollen Sie, meine Herren?“

„Sagt „„Bürger““ zu allen Teufeln!“

Die Mutter schlägt ein Kreuz und fragt wieder:

„Was wollt Ihr bei uns, meine Brüder?“

Ha, wäre der Bürger Rigault hier gewesen, welcher schon den Monseigneur Darboy so geistreich zurechtgesetzt hatte, wie schnell würde er dieser alten Thörin geantwortet haben: „Sie stehen nicht vor Brüdern, sondern vor

Nationalgardisten." Aber man kann leider nicht überall sein.

„Wir wollen Ihrer Casse einen Besuch abstatten," entgegnete der Officier.

Die Mutter winkt ihm, ihr zu folgen, tritt an einen Schrank, welchen sie öffnet, zieht eine Schublade auf und sagt:

„Hier ist Alles, was wir haben."

Es befanden sich in der Lade zweiundzwanzig Francs.

„Mehr haben Sie nicht?" fragt der Capitän mit mißtrauischem Tone.

„Nichts weiter," versichert sie mit Ruhe; „übrigens, mein Herr, steht es Ihnen frei, überall zu suchen."

Nun zerstreuen sich die Nationalgardisten im ganzen Hause, kriechen durch alle Winkel, öffnen die Zimmer, durchsuchen die Möbel, und kommen endlich, ohne das Geringste gefunden zu haben, in den Schlafsaal der alten Verpflegten.

Da fahren die Greise und Greisinnen erstaunt und erschrocken von ihren Lagern empor und Alle jammern zitternd und bebend durcheinander:

„Was thut Ihr hier? Ihr werdet doch wenigstens den guten Schwestern nichts zu Leide thun; das ist erbärmlich, das ist eine Schande, macht, daß Ihr fortkommt, Ihr seid Elende! Mein guter Herr, was soll aus uns werden, wenn Sie die Schwestern mit fortnehmen?"

Die Gardisten und der Officier hatten eine solche Scene wahrscheinlich nicht erwartet; fast beschämt standen sie vor diesen wüthenden Greisinnen, vor diesen

jammernden Greisen, und es fiel ihnen gar nicht ein, die Hausdurchsuchung weiter fortzusetzen.

„Nein, nein, Ihr guten Leute,“ sagte der Officier, welcher der Heftigste gewesen und nun schnell der Mildeste geworden war, „wir werden die Schwestern nicht fortführen und ihnen überhaupt nichts zu Leide thun.“

Nun schickten sich die Nationalgarden an, das Haus wieder zu verlassen; der Officier ging, sich bei der Oberin zu beurlauben, und als er an dem bewußten Schranke vorüberkam, sagte er zu der Nonne:

„Meine Schwester, haben Sie auch die Schublade wohl verschlossen?“

„Nein, mein Herr, ich bin daran nicht gewöhnt; bei uns, wissen Sie, ist das unnöthig.“

„Gleichviel, schließen Sie heute nur zu, Sie verstehen mich schon, ich kenne nicht alle diese Männer, welche mit mir sind.“

Bei diesen Worten trat er selbst an den Kasten, schloß die Lade, ohne den Inhalt derselben zu berühren, und legte den Schlüssel in die Hand der Oberin. Er schien mit großer Verlegenheit zu kämpfen und sagte endlich:

„Wir wußten nicht . . . wenn wir gewußt hätten, daß es so sei . . . man hatte uns gesagt . . . es ist sehr edel, für diese armen Alten Sorge zu tragen.“

Eine von den Schwestern, welche, da sie ihn jetzt so verlegen und wohlwollend sah, sich nicht im mindesten mehr vor ihm fürchtete, trat auf ihn zu und wagte zu sagen:

„Seit einem Monat sind wir in großer Angst, Herr Officier; man sagt, die Rothen würden uns das Haus nehmen, und das wäre schrecklich; Sie werden uns beschützen, nicht wahr, mein Herr?“

„Ganz gewiß,“ antwortete zuversichtlich der Capitän, „da haben Sie meine Hand, und wenn Jemand Euch etwas zu Leide thun will, soll er es mit mir zu thun haben.“

Wenige Minuten später waren die Nationalgarden fort; die Schwestern und ihre alten Pfleglinge hatten sich wieder zur Ruhe begeben und Frieden herrschte im ganzen Hause, gerade als ob dieses nicht ebenfalls zu den abscheulichen Schlupfwinkeln der Pfaffen und Verschwörer gehört hätte.

Wahrhaftig, wäre ich die Commune von Paris, ich ließe ihn erschießen, diesen Capitän.

LVIII.

Die Leute im Hôtel de Ville mögen wohl Betrachtungen über ihre Lage angestellt und zu einander gesagt haben:

„Wir mögen thun und sagen, was wir wollen, der Delegirte Cluseret und der Commandant Dombrowski mögen uns die ermuthigendsten Depeschen zusenden, es wird uns trotzdem nie gelingen, der Pariser Bevölkerung aufzureden, unser Kampf mit der Versailler Armee sei nur eine fortgesetzte Reihe entscheidender Siege; wir mögen thun, was wir wollen, es wird doch schließlich herauskommen, daß die föderirten Bataillone vorgestern in Asnière vor den Mitrail-

leusen ganz auffallend schnell ausgerissen sind, und weiß man das, so glaubt man es uns nimmer, daß wir dieses durch seine gebackenen Fische und durch seine Coquetten berühmte Dorf noch unser nennen. Es müßte uns denn gelingen, den merkwürdigen Schluß zur Anerkennung zu bringen: Wir haben Asnière verlassen, folglich halten wir uns dort noch mit bewundernswerther Energie. Also nehmen die Sachen für uns eine ziemlich schlechte Wendung. Wie fangen wir es also an, den unangenehmen Umstand unserer Niederlagen wieder gut zu machen? Was thun wir, um den schlechten Eindruck zu zerstören, welchen unsere zweifelhaften Siege mehr und mehr hervorbringen?"

Und darüber haben die Mitglieder der Commune ernstlich nachgedacht und nach wenigen Secunden reiflicher Ueberlegung (denn in einer Secunde überlegen die Erwählten von Paris reiflicher als sämmtliche Deputirte der Nationalversammlung in einem Jahre), also nach wenigen Secunden reiflicher Ueberlegung rufen die erleuchteten Männer:

„Ei, zum Henker, wir müssen Decrete erlassen, Proclamationen veröffentlichen, Kundmachungen ankleben! Durch welches Mittel ist es uns gelungen, uns diesen gutmüthigen Parisern aufzudrängen? Durch Decrete, Proclamationen und Anschlagzettel. Fahren wir auf dem betretenen Wege fort. Ha, die Verräther haben sich des Schlosses Beçon bemächtigt und uns Asnière weggenommen! Was liegt uns daran? Rasch 24 Federn und 24 Tintenfässer her! An's Werk, Ihr Schriftsteller, Maler und Schuster! Frankel freilich,

der ein Ungar, Napoleon Galliard, der ein Schuster, und Dombrowski, der ein Pole ist, und Billoray, welcher Omelette mit zwei H schreibt, würden vielleicht nicht viel Gescheidtes zusammenbringen; aber, dem Himmel sei Dank, wir haben ja unseren Felix Piat, den großen Dramaturgen, unseren Pierre Denis, der so schlechte Verse gemacht hat, daß er dagegen eine gute Prosa schreiben kann, und schließlich unseren Vermorel, der „Ces Dames“ herausgegeben hat, ein kleines mit Photographien geziertes Buch zum Gebrauche für Gymnasiasten, sowie die „Desperenza,“ einen Roman, welcher Herrn Gustav Flaubert viele schlaflose Nächte verursacht hat. So schreibt denn, Ihr, unsere Lieblinge! Seit langer Zeit schon fragt man uns, was wir unter dem Begriffe „„die Commune““ verstehen; sagt es ihnen, wenn Ihr es wißt; schreibt es, proclamirt es, und wir werden es anschlagen, und wenn Ihr es auch nicht wißt, sagt es ihnen trotzdem, denn die große Kunst eines guten Koches besteht ja darin, einen Hasenpfeffer zu bereiten, ohne dazu eine Spur von Hasenfleisch zu brauchen.“

Und so ist es gekommen, daß seit diesem Morgen auf allen Mauern ein unermeßlich großer Anschlagzettel klebt, auf welchem mit riesengroßen Lettern die Worte gedruckt sind: „Erklärung an das französische Volk“.

Vor zwanzig Tagen noch würde man diese lange Proclamation, welche die Tendenzen der Revolution vom 18. März zu erklären und auseinanderzusetzen versucht, vielleicht der Beachtung werth gehalten haben,

heute aber sind wir schon viel zu sehr enttäuscht, als daß die schönsten Phrasen der Welt noch etwas über unsere unversöhnliche Gleichgiltigkeit vermögen sollten. Lesen wir indessen die Proclamation und machen wir am geeigneten Platze unsere Bemerkungen dazu.

„Angesichts des schmerzlichen und furchtbaren Conflictes, welcher Paris nochmals dem Schrecken der Belagerung und des Bombardements aussetzt, welcher französisches Blut in Strömen fließen macht, welcher unsere Brüder, unsere Frauen, unsere Kinder mit Bomben und Kartätschen zerschmettert, ist es dringend nothwendig, daß die öffentliche Meinung nicht getheilt, daß das Nationalbewußtsein nicht getrübt werde."

Sehr gut gesagt, ich bin darin vollkommen Eurer Meinung, denn es ist wirklich dringend nothwendig, daß die öffentliche Meinung nicht getheilt sei; ich bin aber nun begierig, zu sehen, wie Ihr es anfangen werdet, ein so wünschenswerthes Resultat zu erzielen.

„Es ist dringend nothwendig, daß Paris und das ganze Land erfahren und wissen, welches der Charakter, der Grund und der Endzweck der sich soeben vollziehenden Revolution ist."

Ohne Zweifel, aber wenn dies heute unumgänglich nothwendig ist, so wäre es schon am ersten Tage der Revolution nicht minder wünschenswerth gewesen, und wir begreifen nicht, warum Ihr uns auf diese Erklärung so lange habt warten lassen.

„Es wird endlich Zeit, daß die Verantwortlichkeit für all' die Trauer, all' die Leiden, all' das Elend, welche über uns gekommen sind, auf Diejenigen zurück-

falle, welche, nachdem sie Frankreich verrathen und Paris den Fremden überantwortet haben, nun in blinder Hartnäckigkeit fortfahren, das Verderben der Hauptstadt zu vollenden, um in dem Untergange der Republik und der Freiheit das doppelte Zeugniß ihres Verrathes und ihres Verbrechens zu begraben."

Himmel, welche Phrase! Ist sie von Dir, Felix Piat, diese klare, bestimmte Phrase, welche die Dunkelheiten der gegenwärtigen Lage so gründlich aufhellt? (Die Commune sprach: „Piat lux", und es ward Licht.) Oder ist sie von Dir, Pierre Denis, oder von Dir, Vermorel? Ganz besonders bewundere ich das in dem Untergange der Republik begrabene doppelte Zeugniß; welch' glücklich gewählte Metapher!

„Die Commune hat die Pflicht übernommen, die Forderungen und Wünsche der Bevölkerung von Paris zu den ihrigen zu machen, ihnen Geltung zu verschaffen und den von den in Versailles residirenden Männern unbegriffenen, mißverstandenen und verleumdeten Charakter der Bewegung vom 18. März deutlich zu erklären."

Ach ja, die Commune hat allerdings diese Pflicht, aber aus Barmherzigkeit laßt uns nicht so lange schmachten, Ihr sehet ja, daß wir vor Ungeduld sterben.

„Auch dieses Mal kämpft und leidet Paris für das ganze Frankreich, denn es bereitet durch seine Kämpfe und seine Opfer dessen intellectuelle, moralische, administrative und öconomische Wiedergeburt vor, es arbeitet an Frankreichs Ruhm, an Frankreichs Glück."

Das ist so wahr, daß, seit die Commune in Paris

existirt, alle Ateliers geschlossen, alle Werkstätten verödet sind und das Frankreich, für welches Paris sich opfert, täglich ungefähr 50 Millionen verliert. Diese Thatsachen sprechen, sollte ich meinen, und ich weiß nicht, was die Verräther in Versailles darauf zu erwidern haben können.

„Was verlangt Paris?"

Ach ja, was verlangt es eigentlich? Es wäre uns in der That gar nicht unangenehm, wenn wir das erfahren könnten; besser aber wäre es, Ihr sagtet, was verlangen wir; denn wie Ludwig der Große das Recht hatte, zu sagen: „Der Staat, das bin ich", so könnt Ihr sagen: „Paris, das sind wir."

„Es verlangt die Anerkennung und die Consolidirung der Republik, der einzigen Regierungsform, welche den Rechten des Volkes und der regelmäßigen freien Entwickelung der Gesellschaft gerecht werden kann."

Diesmal habt Ihr Recht; Paris verlangt allerdings die Republik, und es muß sie mit sehr glühender Liebe herbeiwünschen, da es nach Euren Excessen und Euren Thorheiten seine Ansicht darüber noch nicht geändert hat.

„Es verlangt, daß die absolute Autonomie der Commune auf alle französischen Ortschaften ausgedehnt werde und sichert einer jeden dieser Ortschaften die Unantastbarkeit ihrer Rechte, sowie einem jeden Franzosen die volle Ausübung seiner Kräfte und Fähigkeiten als Mensch, Bürger und Arbeiter zu. Die Commune wird nur begrenzt durch das Recht der

gleichen Autonomie aller anderen Communen, welche sich ihr anschließen werden und deren Association die Einheit Frankreichs sichern wird.“

Das ist ein wenig dunkel, nur das Eine begreife ich: Ihr wollt aus ganz Frankreich eine Föderation von Communen machen; aber was bedeuten die Worte: „welche sich uns anschließen werden?“ Ihr gebt also zu, daß es auch der oder jener Commune einfallen könnte, sich nicht anzuschließen; was würde in diesem Falle mit diesen Rebellen geschehen? Würdet Ihr ihnen ihre Freiheit lassen, oder würdet Ihr sie zwingen, sich dem Vertrage der Mehrzahl zu fügen? Bedenkt doch, daß es hinreichen würde, wenn eine Stadt wie Pezenas den Anschluß verweigerte, um in die Association eine Lücke zu machen und die französische Einheit zu stören. Seid Ihr auch der Bürger von Pezenas gewiß? Wer sagt Euch, daß Pezenas die Unabhängigkeit nicht nach seiner Weise auffaßt, und daß wir nicht über kurz oder lang erfahren, Pezenas habe einen Herzog gewählt, welcher nun Armeen aushebt und Münzen schlagen läßt? Herzog von Pezenas, wie schön das klingt! Vergeßt auch nicht, daß viele „Ortschaften“ dem Beispiele Pezenas’ folgen könnten, und Ihr hättet vielleicht besser gethan, bevor Ihr anfinget, für die Sicherung der Autonomie der Commune zu leiden, bei jenen erst weislich anzufragen, ob sie die Commune auch wünschen. Und dann, was versteht Ihr unter Ortschaften? Marseille ist eine Ortschaft, und ein mitten im Felde oder Walde liegender Weiler ist auch eine Ortschaft. Da würde ja das ganze Frankreich in eine unzählbare

Menge von Communen getheilt; würden sich die zahllosen Kleinstaaten auch miteinander vertragen? Und vorausgesetzt selbst, es schlössen sich Alle an und es wäre rein unmöglich, daß die Eifersucht etwa der Glöckner von verschiedenen Kirchdörfern Streitigkeiten und in Folge dessen Schlägereien herbeiführte, so genügte doch der Streit um eine Grenzmauer, einen Bürgerkrieg zu entzünden. Auf welche Weise wollt Ihr es dann anstellen, die halsstarrigen Ortschaften zur Vernunft zu bringen, da, selbst wenn die übrigen Communen die aufrührerische Commune besiegen würden, die Aufrührer Euch immer entwischen könnten, indem sie erklärten, daß sie dem socialen Verbande nicht mehr angehören wollen? Wenn also eine solche Scheidung nicht durch die Eitelkeit eines oder mehrerer kleinen Weiler, sondern durch den Stolz einer oder mehrerer großen Städte herbeigeführt würde, könnte Frankreich mit einem Male seine wichtigsten Ortschaften verlieren. Nein, meine Herren, dieser Theil Ihres Programmes läßt sehr viel zu wünschen übrig und ich rathe Ihnen, denselben tüchtig umarbeiten zu lassen, wenn Sie es nicht etwa vorziehen, ihn, was noch besser wäre, ganz zu streichen.

„Die von der Commune beanspruchten Rechte sind: Die Votirung des Communalbudgets, die Festsetzung und Vertheilung der Steuern, die Leitung der Ortsverwaltung, die Organisation des Beamtenstatus, der inneren Polizei und des Unterrichtes, die Verwaltung der der Commune gehörigen Güter."

Dieser Paragraph hat einen Hinterhalt; auf den

ersten Blick bemerkt man das nicht, betrachtet man sich die Sache aber genauer, so findet man, daß der Verfasser die Rechte, welche der Commune unbestreitbar zugehören, geschickt mit den Rechten vermischt hat, welche ihr nicht im mindesten zustehen, so daß der Leser durch die Ueberzeugung von der Berechtigung der einen über die Ungehörigkeit der andern Forderungen mit fortgerissen wird. Die Bewilligung des Communal-budgets, die Feststellung und Vertheilung der Steuern, die Verwaltung der Gemeingüter sind Rechte, welche der Commune unzweifelhaft zustehen, denn sie allein kann wissen, was in diesen Punkten recht und billig ist, und infolge dessen ihre Entscheidung treffen. Hätte die Commune diese Rechte nicht, so würde sie eben nicht existiren. So ist es aber nicht mit den Maßnahmen in Betreff der Magistratur, der Polizei und des Unterrichtes. Wenn zum Beispiel eines schönen Tages eine Commune sagte: „Magistratspersonen will ich nicht, was sollen mir diese Leute in der schwarzen Robe nützen? Meinen Schwestern steht es frei, Faullenzer zu ernähren, welche brave Spitzbuben und ehrliche Mörder auf die Galeeren schicken; ich liebe die Mörder und achte die Spitzbuben und bei mir sollen hinfort Diejenigen schuldig gesprochen werden, welche diese Stützen der Republik verurtheilen.“ Was sollte man darauf antworten? Rein nichts, denn nach dem System der Commune hat jede Ortschaft Frankreichs das Recht, ihren Beamtenstatus nach eigenem Ermessen zu organi-siren. In Betreff der Polizei und des Unterrichts könnte man sich mit ähnlichen Hypothesen helfen. Aus

dem Allen aber erhellt nur, daß Ihr Euch getäuscht habt, als Ihr den Grundsatz aufstelltet, daß die Commune keine anderen Grenze habe, als das gleichmäßige autonomische Recht aller anderen Communen. Jede ordentle Staatsverwaltung muß ein Hauptziel anstreben, und zwar das allgemeine Beste des Landes, welches nicht dulden darf, daß ein Theil den anderen durch böses Beispiel oder sonst wie Schaden zufüge; nur die Centralgewalt ist berechtigt, über Fragen, in Betreff deren so alberne Meinungsverschiedenheiten eintreten und die Ehre sowie die Interessen Frankreichs gefährden könnten, zu entscheiden, und Magistratur, Polizei und Unterricht sind offenbar solche Fragen.

Die weiteren Rechte der Commune sind, wie die Erklärung an das französische Volk uns ferner sagt:

„Die Ernennung sämmtlicher Magistratspersonen und Beamten jedes Grades durch öffentliche Wahl oder Bewerbung, sowie die Verantwortlichkeit und das Recht beständiger Controle und eventueller Absetzung der Beamten.

„Die absolute Garantie der persönlichen Freiheit, der Gewissensfreiheit und der Arbeitsfreiheit.

„Die unausgesetzte Theilnahme sämmtlicher Bürger an den communalen Angelegenheiten durch freie Aeußerung ihrer Gedanken, durch freie Vertheidigung ihrer Interessen. Die Commune allein übernimmt die Sicherung der Freiheit der Vereinigungen und der Presse, sowie deren Ueberwachung.

„Die Organisation der städtischen Vertheidigung

und der Nationalgarde, welche ihre Anführer selbst erwählt und allein für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung sorgt."

Alle diese Rechte anlangend, können wir nur wiederholen, was wir schon oben gesagt haben, daß einige derselben der Commune in der That zustehen, der größte Theil derselben aber nicht.

„Paris verlangt für sich nichts Besonderes auf Grund seiner localen Rechte, unter der Bedingung freilich, daß es in der großen Centralverwaltung . . ."

Wohl zu bemerken, daß hier von keiner „Regierung" die Rede ist; aber doch von etwas dem Aehnlichen unter anderem Namen, nicht wahr?

„. . . in der großen Centralverwaltung, welche aus Abgeordneten der föderirten Communen bestehen wird, die Realisation und Ausübung derselben Grundsätze findet."

Das heißt mit anderen Worten: Paris will recht gern der Ansicht der Anderen sein, wenn die Anderen seiner Ansicht sind.

„Aber zur Wahrung seiner Autonomie und in Benützung seiner Freiheit behält Paris es sich vor, in seinem eigenen Schoße nach eigenem Ermessen die administrativen und öconomischen Reformen zu vollziehen, welche seine Bevölkerung verlangt. Die Creirung von Institutionen, welche geeignet sind, den Unterricht, das Gewerbe, den Handel und den Credit zu entwickeln und vorwärts zu bringen, die Macht und das Eigenthum zu universalisiren."

Wie, das Eigenthum universalisiren? Was soll

das nun wieder heißen? Hier riecht der Communalismus ganz eigenthümlich nach Communismus.

„. . . je nach den Erfordernissen des Augenblicks, nach den Wünschen der Betreffenden und den von der Erfahrung gelieferten Ergebnissen.

„Unsere Feinde betrügen sich und das ganze Land, wenn sie Paris anklagen, es wolle der übrigen Nation seinen Willen oder seine Suprematie aufzwingen und beanspruche eine Dictatur, welche ein förmliches Attentat gegen die Unabhängigkeit und Souveränität der anderen Communen sein würde.

„Sie betrügen sich und betrügen das ganze Land, wenn sie Paris anklagen, es strebe die Zerstörung der französischen Einheit an, welche durch die Revolution constituirt und von unseren aus allen Theilen des alten Frankreich zum Feste der Föderation herbeigeeilten Vätern mit Freuden begrüßt worden ist.

„Die politische Einheit, wie sie uns bis jetzt durch das Kaiserreich, die Monarchie und den Parlamentarismus aufgezwungen war, ist nichts weiter als die despotische Centralisation.

„Die politische Einheit, wie Paris sie versteht und anstrebt, ist die freiwillige Vereinigung aller unabhängigen Ortschaften, das fortwährende freie Zusammenwirken aller individuellen Kräfte zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes, des Wohlseins, der Freiheit und der Sicherheit Aller.

„Die durch den Volksaufstand vom 18. März begonnene Revolution bezeichnet den Anfang einer neuen

Aera, der experimentalen, positiven und wissenschaftlichen Politik."

Es scheint mir fast, als hätte der Ton der Erklärung sich während der letzten Paragraphe ein wenig geändert; fast sollte man meinen, Felix Piat wäre müde geworden und hätte die Feder dem Pierre Denis oder dem Delescluze übergeben; erst Communalismus, jetzt Socialismus.

„Die Communalrevolution ist das Ende der gouvernementalen und clericalen Welt, des Militarismus, der Beamtenherrschaft, der Aussaugung der Agiotage, der Monopole und der Privilegien, denen das Proletariat seine Dienstbarkeit, das Vaterland sein Unglück und seine Leiden verdankt."

Ei, mein Gott, das wäre mir ja Alles ganz recht; aber ich würde mir erlauben, zu bemerken, daß die Revolution vom 18. März bis zu dieser Stunde das gerade Gegentheil, nämlich den glänzenden Sieg fast all' der Verbrechen, welche sie unterdrücken zu wollen vorgiebt, in Scene gesetzt hat.

„Das große, geliebte, durch Lügen und Verleumdungen betrogene Vaterland möge sich beruhigen."

Wahrhaftig, ich wüßte ein Mittel, es vollständig zu beruhigen: Geht Ihr Eurer Wege!

„Der zwischen Paris und Versailles entbrannte Kampf gehört zu den Kämpfen, welche nicht in illusorischen Verträgen ihren Abschluß finden können; der Ausgang desselben ist nicht zweifelhaft. (O nein, gar nicht zweifelhaft!) Der mit unerhörter Energie der

Nationalgarden verfolgte Sieg wird dem Gedanken und dem Rechte verbleiben.

„Wir appelliren deshalb an Frankreich.“

Wozu? Ihr habt ja die unerhörte Energie der Nationalgarde.

„Da Frankreich sieht, wie das bewaffnete Paris im Kampfe Ruhe und Tapferkeit vereint . . .“

Das werdet Ihr Frankreich schwerlich einreden.

„. . . . daß es mit eben so viel Energie als Begeisterung die Ordnung aufrecht erhält . . . .“

Eine polnische Ordnung, meiner Treue!

„. . . . daß es sich mit eben so viel Vernunft als Heldenmuth aufopfert . . . .“

Ja, mit der Vernunft eines Menschen, der sich aus dem vierten Stock hinabstürzt, um der Straße zu beweisen, daß sein Kopf härter ist als die Plastersteine.

„. . . . daß es nur zu den Waffen geeilt ist, um den Ruhm und die Freiheit Aller zu fördern, so möge Frankreich diesem blutigen Conflicte ein Ende machen.“

Es wird ihm ein Ende machen, seid ganz ruhig, nur anders, als Ihr es versteht.

„Frankreichs Sache ist es, Versailles zu entwaffnen . . . .“

Bis jetzt hat es allerdings das gerade Gegentheil gethan.

„. . . . durch die Aeußerung seines mächtigen Willens. Berufen, das von uns Erstrebte mitzugenießen, möge es sich mit unserem Streben solidarisch erklären, möge es unser Verbündeter werden in diesem Kampfe,

welcher nur mit dem Triumphe der communalen Sache oder mit dem Untergange von Paris enden kann."

Der Untergang von Paris? Das ist doch hoffentlich nur ein figürlicher Ausdruck?

„Wir aber, Bürger von Paris, wir haben die Mission, die moderne Revolution, die weitgreifendste und fruchttragendste von allen denjenigen, welche je in den Annalen der Geschichte geglänzt haben, zu vollziehen.

„Wir haben die Pflicht, zu kämpfen und zu siegen.

Die Commune von Paris."

LIX.

Wir haben ein Kriegsgericht, dessen Vorsitz der Bürger Rossel, der Chef des Generalstabes, führt; soeben hat dieses Kriegsgericht den Commandanten Girod, welcher sich geweigert hat, gegen den Feind zu ziehen, zum Tode verurtheilt, die Executiv-Commission aber hat denselben begnadigt. Das ist wunderlich; wenn die Executiv-Commission ihre Zeit damit verbringen muß, das, was das Kriegsgericht bestimmt hat, zu annulliren, so begreife ich nicht, wozu die Executiv-Commission überhaupt ein Kriegsgericht eingesetzt hat.

Nun, nun, das Kriegsgericht dürfte in Bälde genug zu thun bekommen; es sitzen jetzt 63 Geistliche in den Gefängnissen von Mazas und in der Conciergerie; wenn das auch keine Militärpersonen sind, so wird man sie dennoch dem Kriegsgericht zur Aburtheilung überlassen, und mit diesen kann es dann thun, was

ihm gutdünkt; auch durch die Widerspänstigen dürfte es Beschäftigung genug finden und auch mit diesen nach Gutdünken verfahren können. Mit dem Commandanten Girod war das anders; er ist der Freund des Bürgers Delescluze, und die Mitglieder der Commune haben nicht mehr so viel Freunde, daß sie die wenigen, welche ihnen noch geblieben sind, erschießen lassen möchten. Aber ein Dutzend Vicare sind doch wohl einen Nationalgarden-Commandanten werth?

LX.

Um zu beweisen, daß Frankreich, welches so Vieles verloren hat, doch noch immer auf die freudige Tapferkeit rechnen kann, welche von jeher seine Ehre und sein Stolz war, möge hier eine kleine Episode Platz finden, welche am 22. April auf dem Boulevard Pinod sich abspielte.

An der Spitze einer Compagnie, welche beauftragt war, eine von den Versailler Truppen verlassene Barricade zu besetzen, marschirte der Hornist, ein Bursche von 17 Jahren; eigentlich marschirte er nicht, sondern er tanzte, Purzelbäume und Räder schlagend, den Nationalgardisten wohl hundert Schritte voraus; so kam er viel früher als seine Kameraden bei der Barricade an, zog dieser eine lange Nase, schwang sich hinauf und war mit vier Sätzen auf der anderen Seite derselben. Aber die Barricade war nicht verlassen und der junge Hornist sah sich sofort von einem zahlreichen Trupp Liniensoldaten umringt, welche sich hinter den Pflastersteinen und Erdstücken versteckt

hatten, um die arglos zur Besetzung der Barricade herbeimarschirende Compagnie zu überrumpeln; sämmtliche Chassepots wurden auf den armen Burschen angeschlagen und ein Sergeant sagte zu ihm:

„Ein Schritt, ein Laut, und Du bist des Todes!"

Was that der Hornist? Er fliegt zurück auf die Barricade und brüllt aus allen Kräften:

„Bleibt zurück, der Feind ist hier!"

Sogleich stürzte er, von Kugeln durchbohrt, aber eine Compagnie war gerettet.

LXI.

Eine andere schreckliche Scene. Ein Leichenzug bewegte sich durch die Avenue de Thermes; der von zwei Männern getragene Sarg war ganz klein, ein Kindersarg, und hinterher schritt ein Arbeiter in der Blouse, wahrscheinlich der Vater, mit einigen Freunden. Das war sehr traurig, sollte aber gräßlich werden. Eine vom Mont Valérien herüberfliegende Granate fiel auf den kleinen Todtenschrein und schleuderte im Zerspringen Splitter von Brettern, Knochen und Fleisch dem Vater in's Gesicht; der Leichnam war sammt dem Sarge zermalmt worden; ein Gemetzel unter Todten! Man muß zugeben, daß die Bombenwerfer geniale und raffinirte Zerstörer sind.

LXII.

Endlich haben die unglücklichen Bewohner von Neuilly aus ihren Kellern hervorkriechen können. Seit drei Wochen hatten sie dort alle Schrecken, alle Ge-

fahren der Schlacht und des Bombardements erduldet; jeden Augenblick hatten sie erwarten müssen, das Dach ihrer in Trümmer geschossenen Häuser werde auf sie herabstürzen, und nur selten hatten kurze Pausen in der Kanonade ihnen gestattet, sich so schnell und so gut es eben gehen wollte, Etwas zur Stillung ihres nagenden Hungers zu beschaffen. Viele von ihnen sind todt und Alle hatten tausendmal zu sterben geglaubt. Man erzählt sich jetzt die fürchterlichsten Details. Heute nun, am 25. April, wo die von den Mitgliedern der Union Républicaine des Droits de Paris ausgewirkte Waffenruhe endlich in Kraft treten sollte, strömt mit 9 Uhr Morgens eine unzählbare Menschenmenge aller Classen zu Fuß und zu Wagen durch die Champs Elysées nach Neuilly, um die unglücklichen Bewohner dieses Ortes aufzusuchen und ihnen nach Kräften zu helfen. Anfangs konnte man nur mit großer Vorsicht vorwärtskommen, denn weder die Kanonade noch das Gewehrfeuer hatten ganz aufgehört, und es stand jeden Augenblick zu befürchten, daß irgend ein Wurfgeschoß mitten in die dichte Menschenmenge niederfallen könnte. Auf der Avenue de la Grande Armée hatte eine Bombe noch kurz vorher das unter dem Namen Château de l'Etoil bekannte Haus in Brand geschossen; inzwischen verminderte sich doch die Hitze des Artilleriegefechtes nach und nach, dann hörte es ganz auf, und nun stürzte sich Alles nach dem Ausgange der Festungswerke.

Die Porte Maillot existirt eigentlich gar nicht mehr, denn schon lange sind, trotz der gegentheiligen

Versicherungen der Commune, die Mauern zusammengestürzt, die Zugbrücke heruntergerissen, der Graben ausgefüllt. Von dem Bahnhofe ist nichts übrig geblieben als ein unförmliches Durcheinander von geschwärzten Ziegeln, zerschmetterten Sandsteinen, zerbrochenen Fensterscheiben und verbogenem Eisenwerk. Der tiefe Durchstich, durch welchen die Eisenbahnzüge passirten, ist mit Mauertrümmern ausgefüllt und man muß einen Umweg machen, um durchzukommen.

Man denke sich nun das furchtbare Gedränge, welches hier durch die nach demselben Punkte hinstrebenden Ströme von Fußgängern, Kutschen und Möbelwagen entstehen mußte. Alles will zu gleicher Zeit hinaus, Alles schreit, stößt sich, es ist zum Ersticken; vergebens bemühen sich die Nationalgardisten, ein wenig Ordnung herzustellen, und dazu kommt nun noch der erschwerende Umstand, daß gewisse Formalitäten beobachtet werden müssen, um passiren zu dürfen; mir gelang es, mich auf einen Karren zu schwingen, welcher soeben das ehemalige Thor passirte, und so gelangte ich, tausendmal gestoßen, tausendmal angehalten, mit zerfetzten Kleidern nach Neuilly.

Dieser sonst so freundliche Ort bietet ein entsetzliches Schauspiel dar; der weite Raum, welchen man den Festungsrayon nennt, ist eine mit ellenhohem Staube bedeckte Wüste, in welchem nur ein einziges Gebäude, die Kapelle von Longchamps, stehen blieb; man hat in dieser Kapelle eine Ambulance errichtet und auf dem Dache flattert die weiße mit dem rothen Kreuze gezierte Fahne. In diesem Gebäude, welches

geradewegs vor den Bomben liegt, dürften die Verwundeten nicht eben sicher untergebracht sein; zur Linken erstreckt sich das Bois de Boulogne oder vielmehr das vormalige Bois de Boulogne, denn von hier aus sieht man nur noch sehr wenig Bäume, und der sonst so schöne Wald zeigt unermeßliche, trostlose Lichtungen.

Mit Hilfe der nachdrängenden Menge kam ich ziemlich rasch vorwärts; der Ort Neuilly selbst zeigt das Bild der vollständigsten Zerstörung und die Wirklichkeit übertrifft noch bei weitem Alles, was ich hatte vermuthen können; aus den Fenstern der Häuser ragen die zerschmetterten Balken der eingeschlagenen Dächer hervor, viele Wände sind ganz eingestürzt und die noch aufrecht stehenden zeigen ungeheure schwarze Löcher. Hier sind die Bomben eingedrungen, welche dann im Inneren platzten und alle Möbel, Bilder, Spiegel, ja sogar Menschen in tausend Stücke zerschmetterten. Die ganze Straße ist mit Glassplittern bedeckt, in keinem Fenster ist auch nur eine Scheibe ganz geblieben; hier und dort sieht man Häuser, auf welche es die Kugeln aus irgend einem Grunde ganz besonders abgesehen haben mußten, denn sie sind nur noch ein unförmlicher Trümmerhaufen, aus welchem der Wind eine Wolke von Ziegel- und Gypsstaub emporwirbelt.

Während dessen stürzen aus allen Häusern, oder wenigstens aus Allem, was von den Häusern übrig geblieben ist, Leute hervor, welche Tische, Betten und Koffer zusammenschleppen; es ist eine eigentliche Auferstehung von den Todten. Verwandte und Freunde fallen einander in die Arme, man hatte nicht mehr

gehofft, sich wiederzusehen. Die Wagen werden beladen, daß die Achsen brechen möchten; man hatte gemeint, es sei Alles verloren, jetzt will man nichts zurücklassen. Auch ein mit Findelkindern gefüllter Möbelwagen rollte langsam auf Paris zu; an der Seite des Kutschers sitzt eine barmherzige Schwester. Nicht lange, und diejenigen Parteien, welche am eifrigsten ausgeräumt haben, erreichen bereits mit ihren geretteten Schätzen die Porte Maillot; wer aber wird ihnen in dem ungeheuren Paris Gastfreundschaft gewähren? Daran scheint Niemand zu denken. Bestrahlt von dem heiteren, klaren Sonnenschein, nimmt sich dieses unendliche Durcheinander von Menschen und Sachen beinahe freundlich aus; aber die Zeit vergeht, man muß sich beeilen, denn bald wird die kurze Frist der Waffenruhe verstrichen sein. Die Säumigen stopfen ihre Taschen voll und schleppen mit sich, was sie tragen können. An den Thoren von Paris entsteht ein noch unentwirrbareres Gedränge, als an diesem Morgen, denn die schwerbeladenen Wagen können nur langsam vorwärtskommen und hier und da wirft sogar einer um; man schreit durcheinander, man drängt und stößt sich, aber schließlich kommen doch Alle herein. Man ist in Sicherheit, und bald verbreiten sich die Emigranten mit ihren geretteten Habseligkeiten durch alle Straßen; die Gesichter der Leute strahlen, als wäre man in's gelobte Land eingezogen. O Himmel, welch' trauriges Kanaan ist jetzt Paris!

LXIII.

Ich war beinahe entschlossen, diese Notizen nicht weiter fortzusetzen; müde und zerschlagen, war ich zwei Tage daheim geblieben, ich wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, hatte eine frühere Arbeit wieder aufgenommen, mich in eine interessante Lecture vertieft. Länger aber halte ich es nicht aus, es ist 10 Uhr Morgens, und ich beeile mich, fortzukommen. Wie viel kann in diesen zwei Tagen geschehen sein! Eine sehr aufgeregte Menschenmenge hat an der Ecke der nicht weit vom Hôtel de Ville in die Rue de Rivoli einmündenden Straßen Posto gefaßt. Ohne Zweifel wartet man, aber auf was? Und in den der Mehrzahl nach aus Frauen bestehenden Menschengruppen circuliren unklare, aber von Frieden und Versöhnung überströmende Gerüchte.

„Ja, wenn die sich hineinmischen, sind wir gerettet," sagt eine Arbeiterin, welche einen kleinen als Nationalgardisten gekleideten Burschen an der Hand führt.

„Was giebt's denn?" frage ich die Frau. „Ei, mein Herr, die Freimaurer nehmen sich der Commune an; seit die Welt steht, hat man sie nie zu sehen bekommen, und jetzt ziehen sie vor unseren Augen durch ganz Paris. Die Commune muß wohl Recht haben, sonst würden sie sich nicht mit ihr befassen."

„Sie kommen, sie kommen!" rief der kleine Bursche, seine Mutter aus allen Kräften mit sich fortziehend.

Die Kutschen fahren zur Seite, die Menge wird, je mehr der Zug herannaht, dichter und dichter; jetzt ist er da: voran eine Reihe Tambours, dann ein Musikchor, welches die Marseillaise anstimmt, und nun erscheinen erst fünf Generalstabsofficiere, dann sechs Mitglieder der Commune, umgürtet mit rothen, goldbesetzten Schärpen; ich glaube unter ihnen die Bürger Delescluze und Protot zu erkennen.

Sie bewegen sich nach dem Hôtel de Ville. Mit den 8- bis 10,000 Mitgliedern der Pariser Freimaurerlogen ziehe ich und die ganze Menschenmenge die Rue de Rivoli hinauf.

Vor und hinter dem Zuge bemerke ich eine Menge unbewaffneter Leute in eigenthümlicher Uniform, bestehend aus einer Art Zuavenpantalons aus grobem blauem Tuch, weißen Gamaschen, weißen Schärpen und blauen Jacken, beinahe Alle sind barhaupt; man sagt mir, diese Leute seien die „Tirailleurs der Commune.“ Da und dort sehe ich in dem Zuge große weiße Banner flattern, deren Inschriften ich nicht alle erkennen kann, doch sehe ich auf dem einen deutlich die Worte: „Liebet Euch untereinander.“ Die glücklichen Freimaurer! welche schönen Illusionen haben sie noch behalten. Die Aufschrift: „Duldet einander“ würde kaum in diese Tage passen.

Auf dem ganzen Wege, den der Zug nimmt, wird er von freudigen Rufen begrüßt; doch hört man sehr selten den Ruf: „Es lebe die Commune!“ viel öfter die Rufe: „Nieder mit den Todtschlägern, nieder mit den Mördern, nieder mit Versailles!“ Doch scheinen

die Freimaurer dergleichen Rufe nicht gern zu hören. Einer von den Brüdern antwortete sogar sehr ernst und mit entblößtem Haupte: „Es lebe der Frieden, denn er ist es, den wir suchen!“

Offen gesagt, wußte ich nicht recht, wie ich den ganzen Vorgang erklären sollte, doch vertröstete ich mich auf die Ankunft beim Hôtel de Ville, wo ich Aufschluß zu bekommen hoffte; aber darin hatte ich mich getäuscht. Die Freimaurer wurden mit großem Pomp im Hôtel de Ville empfangen, die beinahe vollzählig erschienenen Logen Grand Orient, Rite Ecossais und Misraim stellten ihre mit humanitären Sprüchen gezierten Fahnen auf die Stufen der großen Treppe nieder; dann erschien der Aelteste der Freimaurer zu Wagen; man hob ihn mit dem Zeichen der größten Ehrfurcht heraus und geleitete ihn auf den Balcon, wo sämmtliche Mitglieder der Commune Platz genommen hatten. Jetzt erhob sich der Bürger Felix Piat, und nun hoffte ich zu erfahren, um was es sich eigentlich handelte; das Getöse und Gelärme der unzähligen Menschenmasse jedoch verschlang fast die ganze, gewiß sehr schöne Rede, so daß nur einzelne Worte deutlich zu mir herüberdrangen. Ich hörte, wie er vom „gemeinsamen Vaterlande“ sprach, von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von der Fahne der Humanität, dann wieder von mörderischen Kugeln, von brudermörderischen Kartätschen, vom Frieden; am Schlusse seiner Rede erhob sich das allgemeine Geschrei: „Es lebe die Commune, es lebe die Republik!“ Schon wollte in meiner Seele eine geduldige Resignation der glühenden

Neugierde Platz machen, als ein anderes Mitglied der Commune, der Bürger Beslay, eine Rede begann, von der ich eben so wenig verstand, wie von der Rede des Felix Piat; nur war darin von einem großen Acte der Brüderlichkeit die Rede, den die Freimaurer zu vollziehen gedächten, indem sie (das hörte ich jetzt deutlich) ihre Fahne auf die Wälle der Stadt pflanzten und gegen die Feinde von Versailles mit in die Reihe träten; dann umarmte der Bürger Beslay den ihm zunächst stehenden Freimaurer, und ein anderer Freimaurer nahm die Ehre in Anspruch, das erste Banner auf die Wälle zu pflanzen; dann spielte die Musik, mit entsetzlichen Mißklängen vermischt, die Marseillaise, dann gab man den Freimaurern eine rothe Fahne, wobei man wieder eine Rede hielt. Hierauf ergriff der Bürger Terifocq die rothe Fahne und hielt abermals eine Rede, und schließlich schwang derselbe die Fahne und rief: „Jetzt, Bürger, keine Worte weiter, zur That!"

Der langen Rede kurzer Sinn war also, so weit ich ihn begriff, daß die Freimaurer ihr Banner neben die Oriflamme der Commune auf die Mauern von Paris pflanzen wollten; ob man dadurch allein die Versöhnung herbeizuführen hoffte, oder was sonst weiter geschehen sollte, hatte ich immer noch nicht begriffen.

Inzwischen setzte sich der Zug wieder in Bewegung; wir gelangten, von einer immer dichter werdenden Menge geleitet, auf den Bastille-Platz, wo am Fuße der Juli-Säule wieder einige Reden gehalten wurden,

von denen ich jedoch kein Wort verstand, da der Lärm, das Gedränge und der Staub mich völlig betäubten; übrigens mußten die Reden ganz dieselben sein, wie die im Stadthause gehaltenen, denn die Redner machten ganz dieselben Gesten und die Zuhörer antworteten mit demselben Geschrei.

Nochmals ging der Zug die Boulevards entlang weiter, aber auf dem Platze de la Concorde angelangt, blieb ich zurück; es dauerte jedoch nicht lange, so kamen Leute, welche den Zug nach den Champs Elyssées begleitet hatten, mit lautem Geschrei vorüber. „Wie schändlich, welche Abscheulichkeit, nichts ist ihnen heilig, Rache!“ tönte es durcheinander. Auf meine Frage erfuhr ich, daß ein Bruder der Rue du Colisée gegenüber von einer Bombe getödtet worden sei; auch erzählte man, die weiße Fahne sei durchlöchert worden und viele von den Freimaurern, auf welche die Versailler direct geschossen hätten, seien todt und verwundet. Von Minute zu Minute wuchsen diese entsetzlichen Gerüchte in's Ungeheuerliche. Durch einen meiner Freunde, welcher selbst Freimaurer und folglich gut unterrichtet ist, erfuhr ich folgenden Sachverhalt: Als der Zug in der Avenue du Champ Elysée angekommen war, schied er sich in mehrere Abtheilungen, deren jede durch eine andere der nach den Thoren führenden Avenuen sich bewegte; die eine Abtheilung ging durch den Faubourg St. Honoré und die Avenue Friedland bis zum Arc de l'Etoil, von wo sie nach der Porte Maillot gelangte. Eine andere Abtheilung zog durch die Avenue de Therme nach der Porte de Therme; eine dritte durch

die Avenue Uhrich nach der Porte Dauphin; auf dem ganzen Wege wurde, trotz der von Zeit zu Zeit fallenden Bomben, kein einziger Maurer verwundet, geschweige getödtet; jeder Loge schritt der betreffende Meister vom Stuhl mit den Freimaurer-Emblemen voraus. Sobald auf der rechts von der Porte Maillot befindlichen Bastion die weiße Fahne flatterte, stellten die Versailler Batterien ihr Feuer ein, so daß die Brüder ungefährdet die Wälle überschreiten und nach Neuilly ziehen konnten; hier wurden sie von dem commandirenden Obersten des Detachements ziemlich kalt empfangen, sämmtliche Officiere waren sehr aufgebracht gegen Paris, die Soldaten selbst jedoch schienen des Kampfes müde.

Nach einigem Hin- und Herreden erhielt die Manifestation die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl von Delegirten nach Versailles zu senden, um bei der Regierung einen neuen Aussöhnungsversuch zu machen.

Wird dieser neuerliche Versuch ein glücklicheres Resultat liefern als die vorhergehenden? Wird die Freimaurerei Das erreichen, was die Union Républicaine nicht hat erreichen können?

LXIV.

Nein, nein, mein guter Herr Felix Piat, Sie werden auf Ihrem Posten bleiben; ich wundere mich zwar nicht, daß Sie jetzt, wo die Sachen schlecht gehen, als gescheidter Mann es für gerathen finden, Ihre Demission zu geben, aber Ihre Klugheit wird Ihnen diesmal nicht viel helfen; Sie werden also Ihren

schönen Brief, ein so großes Meisterstück er auch ist, vergebens an den Präsidenten der Commune geschrieben haben.

Die Collegen werden den Ausreißer bei der Eitelkeit fassen, indem sie ihm beweisen, wie unentbehrlich er ihnen ist; loslassen werden sie ihn keinesfalls.

LXV.

Ein Anonymus, welcher kein Anderer als der Bürger Delescluze sein soll, hat soeben drucken lassen: „Die Commune hat sich eine Einnahme von 600,000 Francs täglich gesichert, das macht 18.000,000 monatlich."

Wir halten es der Commune gar nicht würdig, sich mit einer so geringen Summe zu begnügen. Braucht eine Siegerin so bescheiden zu sein? Ja, wenn Ihr noch scrupulös in der Wahl der Mittel wäret, so könnte man sich Eure Zurückhaltung noch erklären; dem ist aber, Gott sei Dank, nicht so. Warum tretet Ihr nicht energischer auf?

„Aber," seufzt die Commune, „ich glaube doch mein Möglichstes gethan zu haben; streiche ich denn nicht täglich die Bruttoeinnahme des Tabakhandels ein? es ist eine Einnahme, zumal da ich weder Rohprodukt noch Arbeit zu bezahlen brauche. Außerdem habe ich aus dem „„regelmäßigen Ertrage des öffentlichen Dienstes"" eine Menge kleiner Einnahmen, auf welche ich nicht viel auslege und die doch ein hübsches Sümmchen machen; dann ist auch die Post. Keinen einzigen der mir anvertrauten Briefe lasse ich

bestellen, die Francogebühren aber erhebe ich und die Marken ersetze ich durch einen Federzug meiner Beamten. Das ist doch pfiffig ausgedacht, wollte ich meinen. Heute nun habe ich die Eisenbahngesellschaften höflichst ersucht, mir die Summe von zwei Millionen Francs zukommen zu lassen. Die Nordcompagnie wird mir 303,000 Francs spenden, die Westcompagnie 275,000, die Ostcompagnie 350,000, die Compagnie von Lyon 692,000, die Compagnie von Orleans 376,000 Francs. Mein Delegirter für die Finanzen, Herr Jourde, der Gescheidteste von uns Allen, hat diese Combination erdacht; kurz und gut, ich finde, daß ich mein Möglichstes thue." — Man erzählte sich gestern, Du habest die Gemälde von Titian und die von Veronese, welche sich im Louvre befanden, nach London geschickt, um sie zu Geld zu machen. Aber es war nur ein falsches Gerücht. Die Commune beschränkt sich darauf, die Materialien, aus denen die Säule auf dem Vendôme-Platze besteht, zum Verkaufe auszubieten.

LXVI.

„Die sociale Revolution könnte nur in einem Kataklismus ihren Abschluß finden, dessen unmittelbare Wirkung nicht ausbleiben würde. Das Land wird unfruchtbar gemacht werden, die Gesellschaft in eine Zwangsjacke eingeschnürt, und wenn ein solcher Stand der Dinge nur einige Wochen hindurch andauert, müssen drei bis vier Millionen Menschen Hungers sterben. Wenn die Regierung keine Hilfsquellen mehr

hat; wenn das Land nichts mehr producirt und keinen Handel mehr treiben kann; wenn das ausgehungerte, von den Departements blokirte Paris nicht mehr zahlen, seine städtischen Angelegenheiten nicht mehr ordnen kann; wenn dann keine Zufuhr mehr stattfindet, wenn die durch die Politik der Clubs und den Stillstand aller Handwerke demoralisirten Arbeiter ihren Lebensunterhalt suchen werden, wo und wie sie ihn eben finden können; wenn der Staat das Silberzeug und das Geschmeide der Bürger einfordern und in die Münze schicken wird; wenn die politischen Hausdurchsuchungen die einzige Erholung von Gelderpressungen sein werden; wenn die ausgehungerten, das Land durchschweifenden Banden sich zur großen Räuberbande organisiren werden; wenn der Landmann, anstatt sein Feld zu bebauen, mit geladenem Gewehr als Schildwache vor seiner Scheuer stehen wird; wenn die erste Garbe geraubt, das erste Haus erbrochen, die erste Kirche entheiligt, die erste Fackel entzündet sein wird; wenn das erste Blut geflossen, der erste Kopf gefallen sein wird; wenn der Fluch grenzenlosen und endlosen Elendes über Frankreich gekommen sein wird: o, dann werdet Ihr wissen, was eine sociale Revolution ist; eine entfesselte, bewaffnete, rache- und wuthschnaubende Menge, Piken, Soldaten, geplünderte Salons, Schlachtmesser, Mordhämmer, die Stadt still und düster, die Polizei im Schoße der Familien, wo sie die Meinungen aushorcht, die Worte belauscht, die Thränen beobachtet, die Seufzer zählt, das Schweigen beargwöhnt, eine endlose Kette von Spionage und Denunciationen, unerschwingliche

Requisitionen, immer wachsende gezwungene Anleihen, entwerthetes Papiergeld, Bürgerkrieg im Innern, der Fremde an den Grenzen, unerbittliche Proconsulate mit unumschränkter Gewalt und Herzen von Stein: das sind dann die Früchte der sogenannten demokratischen und socialen Revolution.“ Diese entsetzliche Seite hat Proudhon geschrieben. Erbarme Dich des unglücklichen Frankreichs, gerechter Gott! denn so weit sind wir jetzt gekommen.

LXVII.

Seit einigen Tagen steigen von Seiten der Commune Ballons über Ballons auf, mit deren Hilfe die von Herrn Felix Piat und Consorten redigirten Proclamationen nach allen Enden Frankreichs getragen und unter den Bewohnern der entferntesten Departements verbreitet werden sollen. Ganz abgesehen davon, daß wohl wenige dieser Proclamationen auf diese Weise in die rechten Hände kommen dürften, fürchte ich auch, daß die Blätter, selbst wenn sie gelesen, der Commune keine Hilfstruppen zuführen würden.

Begreiflicherweise hat die Commune eine Anzahl neuer Journale in's Leben gerufen. Felix Piat hat den „Vengeur,“ Vermorel den „Crie du Peuple,“ Delescluze den „Reveil“; jedes Mitglied der Commune gönnt sich den Luxus eines viereckigen Fetzen Papiers, in welchem es täglich von allen seinen Collegen das Böse erzählt, was es von ihnen denkt, und man muß gestehen, daß diese Herren eine ziemlich schlechte Meinung von einander haben. Aber wo werden alle diese Sternschnuppen-

blätter nach sechs Monaten, was sage ich, nach einem Monate, vielleicht schon nach acht Tagen hingekommen sein? Eine Probe der Leistungen der communalistischen Presse will ich doch auf die Nachwelt bringen.

Die liebenswürdigen Journale gleichen sich wie ein Ei dem andern, und so wird ein einziges Beispiel genügen, um sich über alle ein richtiges Urtheil bilden zu können:

„Neueste Nachricht: Es stellt sich immer mehr heraus, daß die von den zurückgekehrten deutschen Truppen umzingelte Versammlung in Versailles so gut wie gefangen ist; die Generale des Kaiserreichs haben Napoleon III. auf's Neue zum Kaiser proclamirt.

„Infolge eines lebhaften Streites über einige Nationalgardisten, welche Marschall Mac Mahon, nachdem er sie hat erschießen lassen, seinen Soldaten zum Rohverspeisen geben wollte, hat Herr Thiers zwei Zeugen zu dem Marschall geschickt; diese Zeugen waren keine geringeren, als der Herzog von Chambord und der Graf von Paris; Mac Mahon hat den Exkaiser und Herrn Paul de Cassagnac zu Secundanten erwählt. Das Duell fand in der Rue de Reservoir im Beisein einer unermeßlichen Zuschauermenge statt; der Marschall fiel, wodurch er gezwungen wurde, zu erklären, daß er das Commando der Truppen niederlege, aber die Versammlung hat seine Demission nicht angenommen.

„Wir sind in der Lage, zu bestätigen, daß eine Compagnie des 132. Bataillons heute Früh im Park von Neuilly 15,000 Gensdarmen und Polizeisoldaten

umzingelt habe. Ueberzeugt, daß Widerstand unnütz sein würde, haben die Helfershelfer des Herrn Thiers sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Es befanden sich unter ihnen 17 Mitglieder der Nationalversammlung, welche, nicht zufrieden damit, die Erwürgung unserer Brüder angeordnet zu haben, der Metzelei selbst hatten beiwohnen wollen.

„Aus glaubwürdiger Quelle wird uns folgende Thatsache berichtet: Eine Marketenderin vom 44. Bataillon (aus dem Stadtbezirke Batignolles) war eben im Begriffe, einem Artilleristen im Fort Vanves einen Schnaps einzuschänken, als dieser von einer Versailler Bombe factisch in zwei Stücke zerrissen wurde; die brave Marketenderin trank das eingeschänkte Glas selber aus und trat dann auf den Posten des Artilleristen. Sie entledigte sich ihrer neu übernommenen Pflicht in so ausgezeichneter Weise, daß nach Ablauf von 12 Secunden in der Batterie von Meudon nicht eine einzige brauchbare Kanone mehr zu finden war. Die bei diesen Stücken beschäftigten Artilleristen sind durch mehrere wohlgezielte Kugeln zusammengeschossen worden und man glaubt (diese Nachricht geben wir jedoch nur unter Vorbehalt), unter ihnen Herrn Ollivier, den Exminister des Exkaisers, und den Grafen Bismarck erkannt zu haben, welcher sich selbst von der Tragweite der Kanonen, die er seinen guten Freunden in Versailles geliehen hatte, überzeugen wollte.“

Nun folgt ein Artikel mit der Ueberschrift: „Paris, 29. April 1871. Sie lauern uns auf, die blutgesättigten Tiger!

„Sie sind da, diese Vandalen, welche geschworen haben, in Paris keinen einzigen Mann am Leben und keinen Stein auf dem andern zu lassen.

„Aber sie haben uns noch nicht, nein, sie werden uns niemals in die Klauen bekommen.

„Die Nationalgarde wacht, die über alles Lob erhabene, siegreiche Nationalgarde; es sind nicht Körper von Fleisch und Bein, welche jene wilden Thiere vor sich haben, es sind Körper von Erz, an denen ihre Kugeln wirkungslos abprallen.

„Die kläglichen Jules Favre's, die schändlichen Picards und niederträchtigen Jules Ferry's mochten wohl bei sich gedacht haben: „„Wir werden Paris nehmen, wir werden es dem Boden gleich machen und werden nach dem Siege die Baustellen an die Weiber der Polizeisoldaten vertheilen.““

„Jetzt aber werden sie wohl begriffen haben, wie unsinnig dieser Plan war; Paris wird Versailles erobern, Paris wird alle jene alten Wüstlinge gefangen nehmen, welche, da sie mit ihren blinzelnden Augen nicht einmal Herrn Thiers in's Gesicht schauen können, sich einbilden, er sei die leibhaftige Sonne.

„Vergebens berauschen sie die betrogenen Soldaten mit Blut und Wein, nicht fern mehr ist der Augenblick, wo selbst diese getäuschten Männer sich weigern werden, gegen die Stadt zu marschiren, welche ja auch für sie kämpft. Gestern schon hat man vom Fort Vanves aus einen ernstlichen Streit in den Reihen der Feinde bemerkt, man sah deutlich, daß die Linientruppen mit den Gensdarmen Valentins und mit den

Zuaven Charette's in's Handgemenge gekommen waren. Muth, Paris, nur noch wenige Tage, und Du wirst alle die Schändlichen besiegt haben, welche die triumphirende Commune in ihrer Strahlenbahn aufzuhalten wagen.

„Es genügt aber nicht, die äußeren Feinde zu besiegen, auch der inneren Feinde müssen wir uns entledigen.

„Kein Mitleid, kein schwächliches Zaudern mehr, der Gerechtigkeitssinn des Volkes ist der Förmlichkeiten endlich müde und fordert Genugthuung. Tod den Spionen, Tod den Reactionären, Tod den Pfaffen! Warum ernährt die Commune in ihren Gefängnissen eine Unzahl von Uebelthätern, während das Geld, welches sie uns täglich kosten, den Frauen und Kindern Derjenigen, welche für das Heil der Stadt kämpfen, so gut zu Statten kommen würde? Man versichert uns, der Erzbischof von Paris habe gestern zum Nachtmahl ein halbes Huhn gespeist; wie viele brave Patrioten hätten mit der Summe, welches dieses schwelgerische Mahl der Casse der Republik entzogen hat, vom Elende gerettet werden können! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Versailler erschießen und verstümmeln unsere Gefangenen, also rächen wir uns, man muß ein so glänzendes Exempel statuiren, daß die Verräther in Versailles, wenn sie von fern die abgeschlagenen Köpfe ihrer schändlichen Genossen auf unseren Wällen erblicken, niedergeschmettert von der Großherzigkeit der Commune endlich die Waffen niederlegen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

„Was die Widerspänstigen in Paris betrifft, so fehlen uns die Worte, um unser Erstaunen über die Schwäche auszudrücken, mit welcher man gegen sie verfährt.

„Sollen wir es noch länger dulden, daß Feiglinge, welche wir sämmtlich in Versailles wähnten, den heiligen Boden von Paris besudeln? Sollen wir unter uns noch Leute dulden, welche nicht unserer Ansicht sind?

„So kann es nicht länger fortgehen, sie mögen zum Gewehr greifen oder sterben; Diejenigen, welche nicht marschiren wollen, müssen erschossen werden; daß sie Frauen und Kinder haben, ist kein Grund, ihrer zu schonen; die Commune geht Allem vor, und übrigens braucht man mit den Frauen von Reactionären und mit den Kindern von Polizeispionen kein Mitleid zu haben.“

Die gewöhnlichen Tagesnachrichten sind größtentheils in noch weniger milden Ausdrücken abgefaßt; wir haben eben eine anständige Mittelstraße zwischen der Schreibweise der lauen und derjenigen der ganz und gar übertreibenden Journalisten gewählt, um zu beweisen, daß Paris noch nie so reich, so frei, so glücklich gewesen ist, als unter der Regierung der Commune. Dann kommen die officiellen Depeschen, von denen wir bereits Stylproben genug gegeben haben, dann die Berichte über die letzten Kämpfe und schließlich eine Reihe vermischter Nachrichten, an denen wahrscheinlich genau so viel Wahres ist, als an den Berichten der Commune, und nichts weiter zu bewundern, als die blühende Einbildungskraft der Redacteure.

LXVIII.

„Es ist genommen!"

„Nein, es ist nicht genommen."

„Megy hat es übergeben."

„Aber Eudes hat es wieder besetzt."

Seit diesem Morgen circuliren die widersprechendsten Gerüchte über das Fort Issy, welches von den Versailler Truppen genommen worden sein soll, während Andere das Gegentheil versichern. In der Hoffnung, näher bei dem Kampfplatze Genaueres zu erfahren, begab ich mich nach der Porte d'Issy; ich komme eben von dort, weiß aber noch immer nichts.

Ich fand dort nicht viel Leute: einige in eine Casematte verkrochene Nationalgardisten und einige der Rückkehr ihrer Söhne oder ihrer Gatten harrende Frauen. Die Kanonen donnerten unaufhörlich, in weniger als einer Viertelstunde sind fünf Bomben und Granaten über meinem Kopfe hingezischt.

Gegen Mittag wurde die Zugbrücke herabgelassen und ich sah ungefähr sechzig verdienstliche, staubbedeckte, erschöpfte Soldaten einmarschiren, denen zwei Officiere voranritten; es waren „Rächer der Republik."

„Woher kommt Ihr?" fragte ich sie.

„Aus den Laufgräben; wir waren unser vierhundert, wir allein sind übrig geblieben."

Als ich jedoch weiter fragte, ob das Fort Issy wirklich genommen sei, erhielt ich keine Antwort. Hinter ihnen schritten vier Männer, welche auf einer Bahre einen Leichnam trugen; diesen schloß ich mich

an. Von Zeit zu Zeit setzten die Träger die Bahre nieder und gingen, sich in irgend einem Weinladen zu erfrischen. Der Todte war ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe; eine Wunde bemerkte man nicht an ihm, aber der Hemdkragen war ganz roth. Als die Träger zum dritten Male wiederkamen, waren sie betrunken. Nicht ohne Mühe rafften sie ihre traurige Last wieder auf, an der nächsten Straßenecke jedoch ließen sie den Leichnam von der Bahre fallen, und ich hörte, wie einer der Trunkenbolde, während sie ihn wieder aufrafften, in Thränen zerfließend sagte: „Mein armer Bruder!“

LXIX.

Wir haben keinen Cluseret mehr, Cluseret ist abgesetzt und sitzt im Gefängniß. Warum? Was hat er gethan? Zürnt man ihm wegen des Forts Issy? Dann würde man ihm großes Unrecht thun, denn wenn das Fort Issy gestern von den Föderirten geräumt worden ist, so hat man es ja diesen Morgen wieder besetzt; nur kann ich mir nicht erklären, warum die Versailler Truppen eine Position, an der ihnen so viel zu liegen schien, erst genommen und dann wieder aufgegeben haben sollten. Warum sonst aber? Sollte man Herrn Cluseret höflich gebeten haben, dem Monseigneur Darboy Gesellschaft zu leisten? Allerdings erinnere ich mich, in den letzten Tagen gehört zu haben, der sächsische General Fabrice habe an den General Cluseret geschrieben und ihn gebeten, bei der Commune mein gutes Wort zu Gunsten der inhaftirten

Priester einzulegen. Diesen gefährlichen Schritt hat jedoch unser Delegirter für das Kriegsdepartement jedenfalls nicht gethan, denn es ist dem General Fabrice wahrscheinlich gar nicht eingefallen, an ihn zu schreiben; ferner spricht man von einem Streite mit Dombrowski, und es wäre wohl möglich, daß dieser Rivale dem armen Cluseret das Herz der Commune abwendig gemacht hätte. Das Alles aber ist vermuthlich nicht der Grund von dem Falle des Bürgers Cluseret; er sollte fallen und ist gefallen, weil .... er die Goldborten nicht leiden konnte.

Er hatte sich nämlich geschmeichelt, seine Stabsofficiere würden auf die Goldlitzen und andere militärische Ausschmückungsmittel freiwillig verzichten; darin irrte er sich aber gewaltig; was würden auch Armentine oder Cora gesagt haben, wenn Abends ihre Liebhaber in's Café Suede oder in's Café Madrid gekommen wären, ohne in dem militärischen Luxus zu glänzen, welchen die Affengenerale, als es noch ein Neuilly und noch Feste in Neuilly gab, auf den dortigen Tanzplätzen entwickelt hatten. Wer kann von einem vernünftigen Menschen verlangen, daß er zufrieden damit sei, nicht wie ein Seiltänzer auszusehen?

Auch noch ein anderes Verbot mag dem Bürger Cluseret bedeutend geschadet haben; er hat nämlich den berittenen Kriegern untersagt, auf den Boulevards und in den Straßen Galop zu reiten, weil dadurch leicht Unglücksfälle herbeigeführt werden könnten. Unglücksfälle! und was weiter? Soll ein General=

stabscapitän sich des Vergnügens berauben, vor den Augen der schönen Spaziergängerinnen seine Reitkünste zu zeigen, nur damit nicht etwa ein paar alte Weiber und ein halbes Dutzend kleine Kinder sich auf dem Pflaster das Gesicht zerschlagen? So galopirte man denn nach wie vor, mit goldenen Tressen besetzt, dem Herrn Delegirten für den Krieg vor der Nase herum, und er besaß allerdings Stoicismus genug, zu thun, als bemerkte er dies nicht; aber man grollte ihm um der von ihm gegebenen Befehle willen, wenn man diesen Befehlen auch nicht gehorchte. Eine dumpfe Opposition gährte in aller Stille fort, bis das Fort Issy einen Vorwand bot, und so ist Cluseret gefallen, als Opfer seiner Vorliebe für die Einfachheit. Es folgt ihm jedoch, und das mag ihn in seiner Einsamkeit trösten, es folgt ihm das aufrichtige Bedauern aller Karrengäule, welche unserem wackeren Generalstabe die Stelle der abgängigen Vollblutrosse ersetzen müssen, und wahrlich sehr zufrieden wären, wenn sie nicht galopiren dürften.

LXX.

Ein verkleideter Mann kommt auf den Ball im Opernhause; er ist betrunken, er taumelt hin und her, pufft hier Jemandem in den Rücken, tritt dort Jemandem auf die Hühneraugen, insultirt die Frauen, prügelt die Männer, löscht die Luster aus, steckt die Vorhänge in Brand, läßt sich eine Weile schimpfen und herumzausen, bis endlich alle Welt schreit: „Werft ihn hinaus!“ Was thut nun der verkleidete Mann?

Er macht sich fort, geht an der nächsten Straßenecke in einen Maskenladen, vertauscht sein Hanswurstcostume gegen eine andere Verkleidung, kommt dann wieder auf den Ball und treibt dieselben Flegeleien weiter, indem er meint, man werde ihn in der neuen Verkleidung nicht wieder erkennen; darin irrt er sich aber, an der Art, wie er sich beträgt, muß man ihn erkennen, man mag wollen oder nicht. Die Menge umdrängt ihn Jeder ruft ihm zu: „Ich kenne Dich, schöne Maske!“ und schließlich wirft man ihn, wenn er so unklug gewesen, die Thür zu schließen, ganz einfach zum Fenster hinaus.

Auch wir erkennen Dich, schöne Executivcommission. Vergebens hast Du Dich in die blutigen Flitterfetzen des Comité des Salut publique gehüllt, Du bist noch immer dasselbe, Du bist noch immer Felix Piat, Du bist noch immer Ranvier, Du hast nicht aufgehört, Rirardin zu sein, Du bist so wenig die Schreckensherrschaft, als Jules Perez Talma ist. Mit Ohrfeigen wird man Dir die falsche Papiermaché-Nase herunterschlagen; proscribire nur, raube und kerkere ein, so viel Du willst: Du bist viel zu lächerlich, als daß Du schrecklich sein könntest.

LXXI.

In dem „Journal officiel“ ist zu lesen: „Die Mitglieder der Commune unterstehen keiner anderen Gerichtsbarkeit, als ihrer eigenen“ (also der Gerichtsbarkeit der Commune). So bildet Ihr Euch das wirklich ein, Ihr Herren im Hôtel de Ville? Nun, und wo bleibt denn der Assisenhof?

LXXII.

Herr Rossel hat kein Glück. Wer ist dieser Herr Rossel? Der provisorische Nachfolger des Bürgers Cluseret. O, provisorisch, das ist das rechte Wort; die Commune hat ihn mit der Leitung der militärischen Angelegenheiten betraut, und er hat das Amt angenommen, aber mit sehr hoheitsvoller Miene. Dieses Mitglied der Commune sieht genau aus wie ein Aristokrat; wie dem auch sei, er hat nicht mit Glück gespielt: kaum war die Sorge für das Wohl von Paris in seinen Händen, so wurde Moulin Saquet von den Versailler Truppen genommen. Dieser Schlag hat den Muth der Föderirten durchaus nicht aufgerichtet, und übrigens ist die ganze Sache sehr unaufgeklärt geblieben. Mein Hausmeister, der auch dabei war, erzählt mir wunderliche Dinge über den Vorgang; ich gebe seine Erzählung wörtlich:

„Denken Sie sich also, mein Herr, ich hatte eben eine Partie Piquet mit dem Capitän gespielt und schickte mich an, ein Schläfchen zu machen, denn es ging schon auf Mitternacht, als ich plötzlich ein Geräusch höre, als ob ein Trupp Soldaten dahermarschirte; ich schaue auf, um zu sehen, ob die Anderen es auch gehört hatten (sie lagen Alle schon auf den Ohren), und da bemerke ich vor den kleinen in der Runde aufgestellten Zelten auch wirklich eine Bahn von Fußspuren.

„Das muß eine Patrouille gewesen sein, die an der Rue Villejuif herübergekommen ist."

„Ach ja," sage ich, „von der Barricade."

„Dann schlief ich ganz ruhig wieder ein; es war auch wirklich gar kein Grund zur Unruhe vorhanden, denn Moulin Saquet beherrscht die ganze Ebene zwischen Vitry bis Choissy le Roi und von Villejuif bis an die Seine; es war also unmöglich, daß irgend Jemand sich der Redoute nähern konnte, ohne von der Schildwache bemerkt zu werden. Ich schlafe also ein Weilchen ganz ruhig, bis ich von lautem Sprechen geweckt werde.

„„Halt, wer da?""

„„Die Patrouille.""

„„Corporal, nehmen Sie der Patrouille die Parole ab.""

„Gut, denke ich, da kommen unsere Freunde, uns einen Besuch abzustatten, jedenfalls wird da ein Gläschen getrunken. Dann stehe ich auf, um den Kameraden einen guten Abend zu wünschen; der Capitän war inzwischen selbst hinausgegangen, um die Parole abzunehmen. Der Chef der Patrouille trat vor und antwortete auf seinen Ausruf:

„„Der Rächer!""

„Schau! denke ich, warum spricht denn der so laut, wenn er die Parole abgiebt?

„Aber ich hatte den Gedanken noch nicht ganz fertig, als drei Männer auf den Capitän losstürzten und ihn zu Boden warfen; zu gleicher Zeit eilten mehrere hundert Nationalgardisten herbei, stachen die Artilleristen, welche auf ihren Kanonen schnarchten, mit den Bajonneten nieder und schossen auf die Zelte, in welchen unsere Kameraden schliefen. Die Kerle waren

ganz einfach verfluchte Polizeisoldaten, welche sich als Nationalgardisten verkleidet hatten. Alle Wetter, Sie können wohl denken, daß es nun an ein Ausreißen ging; ausgerissen bin ich eigentlich nicht, ich habe mich nur auf den Bauch geworfen, in den Graben hinabgekollert und mich dort, so gut es eben gehen wollte, in einem wahrscheinlich von einer Bombe ausgehöhlten Loche verborgen. Von meinem Loche aus konnte ich allerdings nichts sehen, aber hören konnte ich Alles ganz gut. Oben ging es klitsch, klatsch, die Chassepots machten dasselbe Geräusch, als wenn mit einer großen Peitsche geknallt würde, und ein Geschrei war oben zum Gotterbarmen; dann klirrten Ketten und rollten Räder: die Halunken führten unsere Kanonen fort; endlich hörte ich nichts weiter als die Klagen der Verwundeten, und da wagte ich mich wieder hinauf. Ach, mein Herr, ich war der Einzige, der sich noch auf den Füßen erhalten konnte. Wer nicht ausgerissen oder kampfunfähig war, den hatten die Versailler gefangen mit fortgenommen."

„Aber Lieutenant," fragte ich meinen Hausmeister, „wissen Sie denn gar nicht, wie die Versailler die Parole erfahren haben?"

„Nein, das weiß ich nicht; freilich, der Commandant ist ein braver Mann, aber er hat den Fehler, daß er gern seine Nase auf rothem Grunde sieht."

„Auf rothem Grunde?"

„Nun ja, in einem Glas Wein."

„So, nun verstehe ich."

„Der Commandant war gegen Abend nach der

Straße von Orleans zu ein wenig spazieren gegangen und dort giebt es viele Wirthshäuser."

„So vermuthen Sie also, er könne im angetrunkenen Zustande das Wort an irgend einen Spion verrathen haben?"

„Wenigstens möchte ich das Gegentheil nicht beschwören; ganz gewiß aber ist, daß wir verrathen sind."

LXXIII.

Verwünscht sei der Mann, welcher dieses Decret verfaßt, verwünscht die Versammlung, welche es gebilligt hat, und wehe dem Arme, der den ersten Stein aus diesem Grabe bricht! Berührt nicht die Ruhestätte der Todten. Wie die Vendôme-Säule das Symbol einer heldenmüthigen und furchtbaren Epoche ist, so erinnert die Chapelle Expiatoire an die ganze monarchische Vergangenheit Frankreichs, an eine Vergangenheit, welche zum Theile wohl traurig, zum Theile aber auch glücklich und glänzend war. Wir können Republikaner sein, ohne deshalb unsere Geschichte, welche eine royalistische war, auszustreichen.

LXXIV.

Freuet Euch, Ihr armen Hausfrauen, die Ihr an einem Tage der Noth Euer Hochzeitskleid oder den Ueberrock Eures Mannes auf den Mont de Piété getragen habt; freut Euch, Ihr Arbeiter, die Ihr trotz aller Müdigkeit Euer Bett sehr hart gefunden habt, seit Euer letztes Kissen sich in die Rue de Blanc Manteaux zu Euren letzten Leintüchern gefunden hat. Die

Commune hat verordnet, daß „alle diejenigen Gegenstände, welche um die Summe von 20 Francs und darunter am Mont de Piété versetzt sind, unentgeltlich zurückerstattet werden sollen an Diejenigen, welche sich als die rechtlichen Eigenthümer und als die ursprünglichen Versetzer der besagten Gegenstände ausweisen können.“ Dank dieser zarten Aufmerksamkeit dürft Ihr nun hoffen, binnen drei- oder vierhundert Tagen die versetzten Gegenstände wieder zu besitzen.

Man berechnet die Zahl der Artikel, auf welche diese Maßregel der Commune Anwendung finden dürfte, auf 1.200,000. Die Commune will 4000 täglich expediren, aber selbst wenn sie dies fertig brächte, würde die Auslieferung sämmtlicher Gegenstände 10 Monate in Anspruch nehmen.

LXXV.

Man hat sie nach Sainte Lazar gebracht. Wen? Die Nonnen von Picpus. Einer meiner Freunde hat sie dort besucht; sie haben weder Gebetbücher, noch Crucifixe, man hat ihnen Alles genommen, selbst die Amulette, welche sie am Halse trugen. Das ist denn doch mehr als rücksichtslos; von armen, verblendeten Frauen kann man doch nicht verlangen, daß sie sich binnen Monatsfrist zu Freigeistern aufschwingen sollen. Als sie noch frei waren, mit anderen Worten, als es ihnen noch freistand, nach ihrer Weise als Gefangene zu leben, haben sie früh gebetet, den Tag über gebetet und Abends gebetet, und diese allerdings tadelnswerthe Beschäftigung nur unterbrochen, um arme kleine

Mädchen zu lehren, daß man tugendhaft, rechtschaffen und dankbar sein müsse, und daß Gott Diejenigen, welche Gutes thun, belohne. Was sollen sie nun thun, wenn sie nicht mehr beten und nicht mehr unterrichten dürfen? Geh, Bürger Delegirter von der Expräfectur, laß Dich bewegen, und wenn Du nicht gar zu fest davon überzeugt bist, daß die Zukunft der Republik durch ein solches Zugeständniß gefährdet werden könnte, so gieb den armen Frauen ihr Crucifix zurück.

LXXVI.

Nach Bergeret hatten wir Cluseret, nach Cluseret Rossel, aber auch Rossel will abdanken; er hat einen Brief an die Mitglieder der Commune gerichtet, aus dem wir erfahren, daß die Commune wohl noch Artillerie, aber keine Artilleristen mehr besitzt, daß sie höchstens noch über 7000 Kämpfer zu verfügen hat und daß das Verfahren der Comité's und der Anführer der Commune der ganzen Wirthschaft ein baldiges Ende weissagt. Da nun Herr Rossel die Commune nicht retten kann oder auch nur will, so zieht er es vor, sie fallen zu lassen und sich selbst in Sicherheit zu bringen. In solcher Handlungsweise liegt allerdings etwas Verletzendes für jeden gewissenhaften Mann; doch glaube ich durchaus nicht, daß Herr Rossel von Herrn Thiers gekauft sei, wie ich denn überhaupt alle die Geschichten von den den Communemitgliedern gebotenen großen Summen für müßige Erfindung halte. Erzählte man sich ja auch von Cluseret etwas Aehnliches. Er pflegte im Café Orsay zu frühstücken

und Domino zu spielen, und eines Tages soll ihm sein Spielgegner 2 Millionen für die Auslieferung des Forts Montrouge an die Versailler geboten haben. Wer aber kann an einen solchen Blödsinn glauben?

LXXVII.

Cluseret thut mir doch leid; allerdings wollte er uns mit aller Gewalt Alle in Nationalgarden-Uniform sehen, wurde man jedoch dazu aufgefordert, so brauchte man nur zu erklären, man sei soeben im Begriffe gewesen, sich freiwillig nach der Porte Maillot zu begeben, dann konnte man wieder ungehindert in Civilkleidern seinen gewohnten Beschäftigungen nachgehen. Auch aus Paris hinauszukommen, war, obgleich ein Gesetz existirte, welches Männern unter 40 Jahren dies verbot, leicht genug. Man brauchte nur auf dem Paßbureau des betreffenden Bahnhofes ein höheres Alter anzugeben, so nahm es der Beamte nicht genau und folgte dem Petenten einen mit irgend einem kabalistischen Worte beschriebenen Zettel aus. Ich selbst erhielt, als mich eines Tages die Lust anwandelte, ein paar Stunden im Bougival spazieren zu gehen, eine kleine viereckige Karte mit dem wunderlichen Worte: „Caminolus."

Jetzt aber macht das Comité de Salut publique um die Wette mit dem Comité central de la Garde national den armen Refractairen das Leben sehr sauer. Die Hausdurchsuchungen nehmen einen außerordentlich strengen Charakter an; vier Nationalgardisten treten in die erste beste Bürgerswohnung und erklären dem

Hausherrn entweder höflich oder auch in anderer Weise, daß es seine Pflicht sei, augenblicklich in die Laufgräben von Vanves zu eilen und dort so viel Franzosen als nur möglich umzubringen; bisweilen geben solche Besuche sogar Anlaß zu ernstlichen Händeln. Ich habe kürzlich erst gehört, daß ein junger Mann in der Rue Udino einen Bajonnetstich in den Unterleib bekommen hat, weil er sich weigerte, der Ordre eines groben Corporals Folge zu geben. Solche Fälle mögen mehr vorkommen; in jedem Falle aber wird der Bürger, welcher sich in seiner Wohnung betreten läßt, mit fortgeschleppt, und stellt er sich ungeberdig, so kündigt man ihm an, daß er bei der nächsten Schlacht die Ehre haben werde, in den ersten Reihen seiner Compagnie zu fechten. Ruhig in seinem eigenen Bette zu schlafen, daran ist nicht mehr zu denken, denn gerade die Nachtstunden benützen die Agenten der Commune zu ihren Hausdurchsuchungen. Diese Nothwendigkeit, wiederholt und so oft als möglich sein Nachtquartier zu wechseln, hat einen neuen Erwerbszweig in's Leben gerufen, oder wenigstens dazu beigetragen, einen alten Erwerbszweig noch einträglicher zu machen. Auf den Karten gewisser liebenswürdiger Dämchen liest man jetzt unter den reizenden Namen Amélie oder Rosaline die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Se charge des refractaires“ (nimmt Refractaire auf).

Vorgestern hatte ein Trupp von Refractairen sich zu einer Verzweiflungsthat aufgerafft; sie begaben sich, an dreihundert Mann stark, nach der Porte St. Ouen und verlangten dort von dem Anführer des Wach=

postens zuerst in Güte freien Abzug, da ihnen dieser jedoch nicht gewährt wurde, schlugen sie den Capitän zu Boden, entwaffneten die Wachen und waren fünf Minuten später, wo sie sein wollten.

Andere bedienen sich der List der Ueberredungskunst oder auch der Bestechung, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Man sagt, die Föderirten von Belleville und Montmartre verdienen sich ein schönes Stück Geld, indem sie gut zahlende Refractaire an Stricken über die Mauer in den Graben hinablassen; freilich gelingt die Sache manchmal auch nur halb, indem etwa das Seil reißt, oder der betreffende Föderirte seinen Vortheil mit seiner Pflicht in Einklang bringt und dem bereits entsprungenen Refractair eine Kugel nachschickt.

Auch Verkleidungen werden zu Hilfe genommen. Ein bekannter Schriftsteller ist in den Kleidern eines Beamten der Nordbahn entwischt, welche ihm dieser geliehen hatte. Ein anderer Schriftsteller, ebenfalls ein sehr erfindungsreicher Kopf, hat die Sache noch gescheidter angefangen: er nahm einen Fiaker, dessen Kutscher bereits ein respectables Alter erreicht hatte. Nach einem vergeblichen Versuche meines Freundes, den Kutscher zu berauschen, um ihn dann seines Passirscheines zu berauben (denn jeder Kutscher besitzt einen Passirschein der Commune), einigten sich die Beiden dahin, daß mein Freund zwei Louisd'or bezahlte, dagegen Kleidung und Position mit dem Kutscher wechseln durfte.

So gelangte der geistreiche Schriftsteller, als Fiakerkutscher die Porte de la Chapelle passirend, glücklich in's Weite.

LXXVIII.

Jetzt bin ich getröstet; ich habe L'Hullier wiedergesehen, und zwar bei dem Club in der Kirche St. Jaques.

Beim Eintritt in den Kirchenclub war ich erstaunt und erfreut über den Anblick des Weihbeckens, welches statt des Weihwassers Tabak enthielt. Der Altar im Hintergrunde der Kirche war mit Schoppengläsern und Flaschen bedeckt, man sagte mir, dort sei das Comptoir. Die in einer Seitenkapelle befindliche Statue der heiligen Jungfrau trug eine Marketenderinnen-Uniform und man hatte ihr eine Pfeife in den Mund gesteckt. Ganz besonders entzückt aber war ich von dem Anblicke des hier versammelten Publicums. Das Geschlecht, welchem wir die Strickerinnen verdanken, bildete die überwiegende Mehrzahl der Versammlung, aber man sah hier keine von den eleganten Toiletten, nicht die Spur von jener frivolen Grazie, zu welcher sich seit langer Zeit die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechtes herabgewürdigt hatte. Nein, Gott sei Dank! meine Augen weideten sich an den ehrwürdigen Fetzen der Damen, welche Morgens geruhen, die Straßen der Hauptstadt zu fegen, und ein großer Theil dieser Patriotinnen erfreute sich mit gerechtem Stolze einer Nase, welche würdig gewesen wäre, auf den Zinnen des Hôtel de Ville zu flattern. Heil euch, ihr rothen Nasen, die ihr das Symbol republikanischer Gesinnung seid! Der männliche Theil der Versammlung schien aus den höchsten Kreisen der neuen Aristokratie ausgewählt zu sein. Eines der

schönsten weiblichen Exemplare stand eben auf der Kanzel und hielt eine Rede, von der mir leider der Anfang verloren gegangen war.

„Die Ehe, geliebte Bürgerinnen, ist der größte Irrthum der vormaligen Gesellschaft, verheiratet und Sclave sein, ist ganz dasselbe; wollt Ihr Sclaven sein?"

„Nein, nein!" schrien alle Anwesenden.

„Die Ehe sollte in einem wahrhaft freien Staate gar nicht geduldet werden, man sollte sie als ein Verbrechen betrachten und streng verbieten; Niemand hat das Recht, dadurch, daß er seine eigene Freiheit preisgiebt, seinen Mitbürgern ein schlechtes Beispiel zu geben; der Ehestand ist ein fortgesetztes Attentat gegen die guten Sitten; man soll mir nicht sagen, daß man die Ehe dulden dürfte, wenn man ihr als Gegengift die Scheidung beigäbe. Nein, Bürgerinnen und Bürger, es genügt nicht, daß man das Unkraut abrupft, man muß es mit der Wurzel ausrotten; die Scheidung ist ein Auskunftsmittel und, wenn ich das abscheuliche Wort aussprechen soll, ein orleanistisches Verfahren."

Donnernder Applaus.

„Darum erlaube ich mir, bei der Versammlung zu beantragen, daß man ein Gesuch an die Commune von Paris richte, damit diese das Decret, durch welches sie den, gleichviel ob rechtmäßigen oder unrechtmäßigen, Lebensgefährtinnen der im Kampfe für die municipalen Freiheiten gefallenen Nationalgardisten Unterstützungsgelder aussetzt, abändere. Keine halben Maßregeln; laßt uns fest zusammenhalten, wir Con-

cubinen dürfen nicht länger dulden, daß die legitimen Frauen Rechte für sich beanspruchen, welche sie nicht mehr haben und niemals hätten haben sollen. Das Decret muß also abgeändert werden: den freien Frauen Alles, den Sclavinnen Nichts!"

Die schöne Rednerin verließ die Kanzel, und die Menge theilte sich, um sie auf ihren Platz und einen anderen Sprecher auf die Rednerbühne zu lassen. Er stieg die Wendeltreppe hinauf, strich, oben angelangt, wiederholt mit der Hand durch's Haar und ließ einen Adlerblick über die Versammlung hinblitzen; es war der Bürger L'Hullier.

Der junge Mann hat in der That eine sehr angenehme Physiognomie, eine intelligente Stirn und ein wohlwollendes Auge; aber gerade beim Anblick seines angenehmen Gesichts erinnert man sich mit desto größerem Unbehagen der Ausschreitungen, deren Herr L'Hullier sich schuldig gemacht hat.

Aber was ist das? Was geht da vor? Was hat er gethan? Was hat er gesagt? Ich habe die Namen Dombrowski und La Cécilia gehört; alle Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen, man schreit zornig durcheinander; ich sehe, wie Manche die Stühle aufheben, um sie dem Redner an den Kopf zu schleudern; man umdrängt ihn und brüllt: „Nieder mit L'Hullier! es lebe Dombrowski!" Einige schreien: „Er hat Recht!" Der Lärm wird immer toller, aber mitten in diesem Sturme bleibt der Bürger L'Hullier ruhig auf der Tribüne; er will reden, er will seine Meinungen aussprechen, da stürzen zwei Weiber, zwei

von den liebenswürdigsten dieser Megären, zu ihm hinauf; einige Männer folgen ihnen nach, man reißt ihn nieder und schleppt ihn fort; er wehrt sich und schreit aus Leibeskräften, man steigt auf die Stühle; im nächsten Augenblick hat ihn der Lärm und das Gedränge verschlungen. Was ist aus dem Bürger L'Hullier geworden?

LXXIX.

Heute verließ ich arglos wie ein Mensch, der sich eines guten Gewissens erfreut, wie gewöhnlich meine Wohnung, kaum aber war ich auf dem Boulevard angelangt, als vier Nationalgardisten, welche an der Ecke der Straße Wache zu halten schienen, mir den Weg verträten und mir ihr „Zurück da!" zuriefen.

„Gut", dachte ich, „so kehrst Du um", aber auch das gelang mir nicht, denn sobald ich Miene dazu machte, zwang mich das „Zurück da!" eines anderen Nationalgardisten zum Stillstehen. Das war doch wunderlich. Ein Sergeant trat auf mich zu und fragte barsch:

„Warum sind Sie nicht in Uniform?"

Jetzt wußte ich, woran ich war, und antwortete keck:

„Weil ich keinen Dienst habe."

„Ich glaub's wohl, daß Sie keinen Dienst haben," entgegnete der Sergeant höhnisch, „Sie liegen schon lang genug ruhig auf den Ohren, während Andere sich todtschießen lassen." Damit winkte er zweien Föderirten, mich in die Mitte zu nehmen, und fort ging es nach der Kirche Notre Dame de Lorette, wo man mich in die Sakristei brachte, in welcher ich schon

ungefähr fünfzig Leidensgefährten, sämmtlich Refractaire, vorfand.

Hinter einem Tische aus rohem Holz thronten, umgeben von allen Attributen einer ausübenden Behörde, drei uniformirte Bursche, beinahe noch im Knabenalter, so eine Art Minos, Eacus und Radamantus in dem Alter, wo sie noch Purzelbäume schlugen. Auf die Frage Radamants nach meinem Namen nannte ich ihm einen, den ich selbst in meinem Leben nie gehört hatte, und als Minos nach meinem Berufe forschte, erklärte ich ihm, zum großen Erstaunen eines hinter mir stehenden Freundes, den ich unter den gefangenen Refractairen erkannt hatte, ich sei Professor der Boxkunst, und dabei stemmte ich recht martialisch die Faust in die Hüfte. Die drei in die Pariser Gassenbubensprache übersetzten Griechen schienen über meine drohende Haltung nicht wenig zu erschrecken; sie hielten eine leise Berathung und sahen dabei, immer verlegener werdend, auf mich. Diesen Augenblick hielt ich für geeignet, eine kleine grüne Karte aus der Tasche zu ziehen, welche ich ihnen unter die Nase hielt; sofort erhob sich das respectable Dreirichter-Collegium, machte mir eine höfliche Verbeugung und rief den beiden an der Thüre wachehaltenden Nationalgardisten zu: „Laßt den Bürger passiren!“

„Apropos,“ sagte ich, auf meinen Freund deutend, „dieser Herr gehört zu mir.“

„So laßt die Bürger passiren,“ riefen die drei Bursche wie aus einem Munde.

Im nächsten Augenblicke standen wir frei und

unangefochten auf der Straße; mein Freund, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, erkundigte sich bei mir nach der wunderthätigen grünen Karte, welche ich sorgfältig wieder in die Tasche gesteckt hatte. Ich erklärte ihm, daß die Karte nichts mehr und nichts weniger als ein regelrechter Passirschein des Centralcomité's sei, welchen ich der mit dem Bürger Felix Piat sehr befreundeten Witwe eines Förderirten abgekauft hatte.

LXXX.

Hört und freut Euch; das Fahrzeug kracht in allen Fugen, Alles befiehlt und Keiner will gehorchen; der Eine denuncirt den Andern, und Rigault hat die weise Absicht, alle Beide verhaften zu lassen. 21 Mitglieder der Commune sind zurückgetreten, und sie haben wohl daran gethan; ich lese unter den betreffenden Namen diejenigen von Männern, welche Paris noch immer liebt und welche es nun nicht wird verachten lernen müssen; diejenigen, welche auf ihren Posten bleiben, fühlen wohl, daß es mit ihrer Macht zu Ende geht. Herrn Rossel haben sie weder zurückgehalten noch verhaftet; wahrscheinlich haben sie Beides nicht gewagt, weil sie recht gut wissen, daß er vollständig Recht hatte. Während sie unschlüssig von einer Schwäche zur anderen schwanken, nehmen die militärischen Operationen der Versailler ihren ruhigen Fortgang; Vanves ist genommen, Montrouge in Trümmer geschossen, beim Point du Jour an der Porte Maillot und Saint Ouen gähnen weite Breschen; bald wird

der Commune nur noch die Wahl bleiben zwischen der Flucht und den schreckenvollen Zuckungen eines fürchterlichen Todeskampfes.

LXXXI.

Es war fünf Uhr Abends, ein wunderschöner Tag ging zur Neige und die Abendsonne umfloß den hoch oben über allen seinen Siegen thronenden Cäsar wie eine Strahlenglorie; 20- bis 25,000 Neugierige hatten sich eingefunden und bildeten zwischen den beiden Barricaden an der Rue de la Paix und der Rue Castillone zwischen den Tuilerien und dem neuen Opernhause dicht gedrängte Reihen; man plauderte, man begrüßte einander mit der Anrede „Bürger"; die Einen sprachen von dem Engländer, welcher 3000 Francs für das Vergnügen gezahlt hatte, als Letzter den Gipfel der Säule zu besteigen; beinahe Alle tadelten ihn, man hätte diese Summe viel besser dem Volke geben können; Andere behaupteten, der Bürger Jourde werde nicht auf seine Auslagen kommen. (Der Ingenieur Abadie hatte nämlich 32,000 Francs für das Niederreißen der ungeheuren Trophäe gefordert.) Man versicherte, die Steine und der Gyps seien mit einer höchstens zwei Zoll dicken Schichte von Bronze überkleidet. Daraus wird nicht viel Geld zu machen sein. Die Geldfrage beschäftigte die Gemüther, doch sprach sich in den Unterhaltungen hauptsächlich die Besorgniß vor dem furchtbaren Stoße, welchen der Fall der hohen Säule herbeiführen mußte, sehr deutlich aus.

Inzwischen dauerte es sehr lange, bevor die Sache

zur Ausführung kam; auf dem großen Platze selbst waren nur sehr wenig Menschen zu sehen, höchstens 300 Personen, welche entweder durch Karten eigens dazu privilegirt waren, theils Freimaurer-Cordons trugen, theils zum Generalstabe gehörten. In einem Fenster lehnte Bergeret und schnippte von Zeit zu Zeit nachlässig die Asche von seiner Cigarette. An den vier Ecken des Platzes standen, des zu gebenden Zeichens harrend, vier Musikbanden; aus den Fenstern des Justizministeriums schauten lachende, plaudernde Frauen, die wiederholt geputzten Lorgnetten in der Hand; die Schildwachen stampften ungeduldig zwischen den in der Abendsonne funkelnden Gewehrpyramiden umher; die längs der Trottoirs zusammengeschaarten Zuschauer gähnten um die Wette, hie und da fing ein ungeduldiges Kind zu schreien an. Um den Haufen von Faschinenbündeln, auf welche die Statue zu liegen kommen sollte, waren rothe Fahnen aufgepflanzt. Die ungeduldige Menge stampfte immer stürmischer mit den Füßen und fing an, sich mit denselben Zwischenacts-Unterhaltungen zu belustigen, welche in den Theatern aufgeführt zu werden pflegen. Gegen ½6 Uhr entstand eine Bewegung in der Nähe der die Rue Castillone absperrenden Barricade; die rothen Schärpen der Mitglieder der Commune wurden sichtbar, eine tiefe Stille trat ein. Einen Augenblick darauf wurde die Winde in Bewegung gesetzt, die nach dem Gipfel der Vendôme-Säule hinaufgeführten Seile streckten sich, die am Fuße der Säule in das Mauerwerk geschlagene Bresche wurde immer kleiner, die Statue neigte sich mehr und mehr

dem Boden zu, und dann plötzlich stürzte die ungeheure Säule, umhüllt von einer undurchdringlichen Staubwolke, zwischen den rothen Fahnen zur Erde.

Jetzt stimmten die Musikbanden mit schmetternden Klängen die Marseillaise an; einige Stimmen versuchten, ein Hoch auf die Commune auszubringen, scheiterten aber mit diesem Versuche an dem Schrecken oder an der Gleichgiltigkeit der Menge. Einige Minuten lang wogte ein unentwirrbares Getöse, zusammengesetzt aus dem Nachdröhnen des unter dem Sturz der Säule zitternden Bodens, dem Schreckensruf der Menge und einzelnen tollen Beifallsbezeugungen, über den weiten Platz dahin; dann wurde Alles still, und zwar so plötzlich, daß man einen erschreckt über den Platz dahinrennenden Hund bellen hören konnte. Nun lief Alles nach Reliquien, welche in abgesprungenen Stücken massenhaft umherlagen; es war wie zu der Zeit der „Andenken an die Belagerung", wo man unter Glas und Rahmen gebrachte Stücke schwarzen Brodes verkaufte. Die löbliche Absicht wurde jedoch diesmal vereitelt, denn die Nationalgardisten wehrten mit vorgehaltenem Bajonnet das Betreten des Platzes. Nun zerstreute sich die Menge und Jedermann suchte, wie jeden andern Tag auch, zu seinem Mittagsmahle zu kommen. „Sie ist gefallen," sagte man zu den Bekannten, denen man begegnete, „die Statue ist herunter; es ist Niemand dabei zu Schaden gekommen." Mitunter hörte man auch Stimmen laut werden, welche sich über die geschickte Leitung der Sache aussprachen; im Allgemeinen aber war die Menge außerordentlich schweigsam.

Wie nun die Nacht hereinbrach, bemächtigte sich eine eigenthümliche Beklommenheit aller Gemüther; Jedem war, als wäre ihm etwas abhanden gekommen, selbst Denjenigen, die von dem großen Morde noch gar nichts wußten.

LXXXII.

Am 16. erhielt ich einen Prospect, aus welchem ich ersah, daß in den Tuilerien ein kleines Volksfest, eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung, zu einem wohlthätigen Zwecke stattfinden sollte. Die Preise der Plätze variirten zwischen 5 Francs für einen Platz im Saal der Marschälle und 50 Centimes für das Parterre, welches durch in den Zweigen der Orangenbäume hängende venezianische Lampen beleuchtet werden sollte. Zu dem Ganzen konnte dann das Artilleriefeuer der Barricade von Courbevoie das Feuerwerk abgeben. Ich ging hin, um die Sache mit anzusehen.

Das Fest hatte durchaus nichts Feenhaftes, machte vielmehr den Eindruck des unheimlichsten Blödsinnes. Der Auswurf von Vagabunden und Spitzbuben, von Lumpensammlern und Hutmachern, mit vier oder fünf goldenen Streifen auf den Cäpi's oder Aermeln, gingen zu vier und vier die große Ehrentreppe hinauf. Das Fest fand auf einer Estrade im Saale der Marschälle statt; ich hatte mich von der Galerie aus auf den kaiserlichen Balcon begeben, von wo ich, um die musikalischen Vorträge nicht anhören zu müssen, über die Gärten und Lichter hinweg nach dem Champ Elysée hinausblickte.

Ich hörte deutlich den Kanonendonner vom Fort Vanves und Montrouge herüber. Jetzt war das Concert vorbei, und in die Beifallsbezeugungen des Publicums mischte sich das ferne Getöse der Mitrailleusen von Neuilly, welches der Nachtwind durch die offenen Fenster hereinführte.

Und das Publicum dieses Festes? Die Gesichter waren durchschnittlich Galgenphysiognomien, einzelne waren nur widerlich, alle aber drückten nur das Erstaunen, das Vergnügen und die Furcht, welche die Egalité einflößt, aus. Der Tischler Pindy, Militärgouverneur im Hôtel de Ville, unterhielt sich angelegentlich mit einem Dämchen aus dem Etablissement des Herrn Philipp, welcher Mitglied des Centralcomité's ist. Der frühere Polizeispion Clemens bemühte sich, gegen einen vormaligen Nachtvogel der gemeinsten Sorte den Angenehmen zu spielen; die Frauensperson lächelte sehr verbindlich, sah aber doch ziemlich furchtsam und eingeschüchtert aus. Der Schuhmacher Dereure stellte ernsthafte Betrachtungen über seine Schuhe an, der vormalige Kutscher Brillier pfiff, wie er früher bei seinen Pferden zu thun pflegte, den Sängern ermuthigend zu.

Mir ekelte vor dem ganzen Treiben; ich verließ den entwürdigten Palast durch das nach der Rue de Rivoli führende Gitterthor. Dort stand wie vor Zeiten eine dicht gedrängte Menschenmenge, welche „die Herrschaften vom Feste kommen sehen wollten.“

Ein Fest, welches die Dienerschaft eines gefallenen Hauses für Ihresgleichen anrichtet!

LXXXIII.

Ich befand mich in meiner Wohnung und schrieb. Plötzlich ein Donnerschlag, gefolgt von hundertfachen Schlägen, die Scheiben zittern, das Haus scheint mir zu wanken, das Donnern dauert unausgesetzt fort. Es ist mir, als ob die Kanonen mir direct in's Ohr gefeuert würden. Ich eile auf die Straße, Alles läuft erschreckt durcheinander und sucht sich aufzuklären. Man spricht allerlei und weiß nichts. Ueber uns schwebt eine ungeheure, halb durchsichtige Wolke, aber es ist keine Wolke. Endlich kommt man zu der Gewißheit, daß eine Explosion in der Nähe der Militärschule, wahrscheinlich in der Pulvermühle von Grenelle, stattgefunden hat. Ich gehe nach der Avenue des Champs Elysées und höre noch immer ein unausgesetztes Knattern, wie von einer Batterie Mitrailleusen. Von dem Rond Point de l'Etoil ist der Anblick entsetzlich und großartig; man sieht die Rauchwolken die Stadt einhüllen, eine Riesenflamme zum Himmel aufschlagen, als ob der Abgrund der Hölle geöffnet wäre; die Explosionen dauern fort, als ob hundert Pulverkästen nacheinander in die Luft flögen. Auf dem Quai von Passy erzählt man von entsetzlichen Zerstörungen und wagt die Zahl der Opfer nicht zu schätzen. Fürchterlich verstümmelte Leichname sollen aus den Fenstern geflogen sein, man habe die Beine hier, die Arme dort gefunden u. s. w.

Als Ursache des Unglücks wird von den Einen die Unvorsichtigkeit der Arbeiter angegeben, Andere glauben,

das Feuer sei durch eine Bombe entstanden. Eine herbeieilende Frau will wissen, daß man in einer Baraque des Champ de Mars einen Mann verhaftet habe, welcher endlich gestand, das Feuer im Auftrage der Versailler Regierung gelegt zu haben. Ah, darauf war ich gefaßt. Die Commune mußte das Unglück benützen, um ihren Feinden ein Verbrechen in die Schuhe zu schieben. Man wird noch einige Unschuldige verhaften, sie auch, wie es eben geht, verurtheilen und erschießen, und dann wird ihr Tod als ein unwiderlegliches Zeugniß ihrer Schuld dienen.

Der Abend bricht herein, trübe ziehe ich mich in meine Wohnung zurück; so oft ich meinen Blick nach dem Schauplatze des fürchterlichen Ereignisses wende, sehe ich die rothe Flamme, als ob die Commune ihre Fahne über das Ganze gebreitet hätte.

LXXXIV.

Sehr naher Kanonendonner, das Pfeifen von Bomben, unausgesetztes Gewehrfeuer weckten mich aus dem Schlafe. Ich eile auf die Straße und höre: „Die Versailler Truppen sind einmarschirt!“ Wie, von welcher Seite, zu welcher Stunde, wissen selbst Nationalgardisten mir nicht zu sagen, sie schreien nur: „Wir sind verrathen!“ Sie haben die rothen Hosen gesehen, man schlägt sich vor dem Viaduct von Auteil und im Champ de Mars. Man erzählt, ein Civilingenieur habe den Versaillern ein Signal gegeben. Ein Fregattencapitän soll zuerst in die Stadt gedrungen sein. Ein in die Straße eilender Haufe schreit: „Wir müssen

Barricaden bauen!“ Die Kanonade scheint entsetzlich nahe, ich höre Bomben über meinem Kopfe pfeifen; man sagt, die Batterien des Montmartre bombardiren den Arc de Triomphe. Auf den Boulevards nur einige Vorübereilende, die Café's und Laden sind geschlossen. Das Feuer der Mitrailleusen rückt immer näher und wird heftiger. Ich gehe weiter bis in die Chaussé d'Antin. Hier wimmelt es von Männern, Frauen und Kindern, welche Pflastersteine tragen, die Barricade ist bereits einen Metre hoch. Ich höre das Herbeirollen eines schweren Wagens, wende mich um und sehe in Lumpen gekleidete Frauenspersonen, bleich, entsetzlich, und doch groß; sie haben die phrygische Mütze auf dem Kopfe, die Röcke hinaufgeschlagen und sind vor eine Mitrailleuse gespannt, welche sie laufenden Schrittes fortschleppen. Andere von ihnen stoßen oder drehen an den Rädern. Ich folge der Mitrailleuse, welche vor der Barricade hält und mit Freudenrufen empfangen wird.

„Du,“ spricht ein Bursche, wie man deren sonst auf der dritten Galerie des Ambigu-Comique zu sehen pflegte, „Du wirst so freundlich sein, uns nicht zu bespioniren, oder ich schlage Dir den Schädel ein wie einem Versailler.“

„Spare Deine Kräfte, Milchbart,“ ruft ihm ein ergrauter Barricadenkämpfer zu, „der Spion wird Pflastersteine tragen. Nicht wahr, mein Herr?“ fuhr er, mich höflich grüßend, fort, „Sie werden wohl die Freundlichkeit haben, die Steine, welche dort an der Straßenecke liegen, herbeizutragen.“

Ich mache gute Miene zum bösen Spiel. Während der Arbeit wird auch geplaudert, ich höre zu und erfahre, daß die Versailler während der Nacht eingerückt seien, die Porte de la Muette und die Porte Dauphine sind von dem 13. und 113. Bataillon übergeben worden. Vinoi ist auf dem Trocadero und Douai auf dem Point du Jour, und Beide rücken vor. Das Champ de Mars ist nach zweistündigem Kampfe den Föderirten genommen worden. Auf dem Cours de la Reine soll das 138. Bataillon dem Feuer sehr tapfer widerstanden, eben so in der Rue de Sevres die Vengeurs Flourens' ein ganzes Regiment Linientruppen in die Flucht geschlagen haben. Dombrowski sei an dem Château de la Muette gefallen. Kurz, man sei verrathen, verkauft, überrascht worden, aber das mache nichts, man werde dennoch siegen.

„Wir brauchen keine Anführer, keine Generale mehr; hinter den Barricaden ist jeder Kämpfer ein Marschall.“

In diesem Augenblicke berichten einige Flüchtlinge, daß die Versailler die Kaserne gewonnen haben und eine Batterie errichten, und daß Delescluze auf dem Kriegsministerium gefangen genommen worden sei. Die Frauenspersonen strafen sie Lügen, er sei auf dem Hôtel de Ville und habe ihnen eine Mitrailleuse gegeben. Jules Vallés habe Eine nach der Anderen geküßt. „Das ist ein prächtiger Mann, er hat uns versichert, Alles werde gut gehen, daß die Versailler Paris nicht verlassen, sondern umzingelt werden würden; in zwei Tagen sei Alles vorbei.“

„Es lebe die Commune!“ rufen die versammelten Insurgenten.

Die Barricade ist fertig, man erwartet den Angriff, und ein Feldwebel sagt zu mir:

„Du magst Dich aus dem Staube machen, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Ich lasse mich nicht bitten und gehe. Die Boulevards sind nicht mehr so einsam, die Truppen haben offenbar Fortschritte gemacht; doch scheint es, als ob die Föderirten neuerlich einen Widerstand organisirten. Auf meinen Wanderungen begegne ich einem Bataillon, an dessen Spitze ein sehr junger Mann auf herrlichem Rosse reitet. Es ist Dombrowski. Unter den Marschirenden befinden sich auch einige Frauenspersonen; eine von diesen trägt ein kleines Kind auf dem Arme. Je näher man dem Hôtel de Ville kommt, desto höher, desto besser armirt und besetzt sind die Barricaden. In einem jedenfalls auf Befehl geöffneten Kaffeehause bei dem Hôtel de Ville legitimire ich mich mittelst meiner grünen Karte vor einem Officier, von dem ich erfahre, daß Millière diesen Morgen dreißig Refractaire erschießen ließ, und daß Rigault sich zur Ueberwachung der Geißeln nach Mazas begeben habe. Auf dem Platze vor dem Hôtel de Ville sitzen und liegen zwei- bis dreitausend Föderirte auf dem Boden umher; hie und da stehen auf Stühlen kleine Fäßchen, aus denen die Männer mit Hilfe der hohlen Hand trinken. Lebhaft gesticulirende Gruppen von Frauen gehen hin und her. Jetzt öffnet sich ein Fenster des Hôtel de Ville, und Vallés hält eine Ansprache, von der ich nichts ver-

nehme, zu deren Schluß aber geschrien wird: „Es lebe die Commune! Nieder mit Versailles! Siegen oder sterben!" Jetzt kommt ein Zug von Frauen aus dem Hôtel de Ville, sie sind schwarz gekleidet, haben einen Flor um den Arm und eine rothe Cocarde am Hute. Der Officier sagt mir, das seien die Damen, welche an die Stelle der Nonnen getreten sind.

Auf seine Frage berichtet die Eine derselben, daß sie ihr Ziel erreicht hätten.

Die Schulkinder würden nun mit dem Nähen und Füllen von Erdsäcken beschäftigt werden; die älteren würden das Laden der Gewehre hinter den Barricaden besorgen und alle denselben Lebensunterhalt wie die Nationalgarden bekommen. „Ah, sie haben wohl Lust, sich zu schlagen; wir haben sie seit einem Monat tüchtig zur Arbeit angehalten, dies wird ihnen Erholung sein."

Dies sprach eine junge, hübsche Person mit einem ganz sanften Lächeln. Auf plötzlich einlaufende Berichte tritt Alles unter die Waffen und der Officier räth mir, mein Leben in Sicherheit zu bringen. Ich kehre traurig nach Hause zurück. Das Kanonen- und Gewehrfeuer dauert fort, ich bin kaum im Stande, zu denken.

LXXXV.

Die Nacht war beinahe ruhig, der Morgen ist entsetzlich. Unter mir höre ich deutlich große Bewegung und lebhaftes Schluchzen von Frauen. Es wohnt nämlich ein Mitglied der Commune mit seiner Familie da. Aus dem Fenster blickend, sehe ich meinen Hausmeister in Lieutenants-Uniform herbeieilen, und nach-

dem er ängstlich um sich geschaut, sein Gewehr über eine hohe Mauer schleudern und in's Haus treten. Bald darauf marschirt eine Abtheilung Liniensoldaten, zwei Gensdarmen an der Spitze, in unsere Straße und hält vor meiner Thür. Nun höre ich auch die schweren Schritte der Soldaten im zweiten Stockwerk. Ich fürchte, das Entsetzlichste zu hören; doch nein, eben treten die zwei Gensdarmen, den Gefangenen in ihrer Mitte, aus dem Hause. Dieser hält die geballten Fäuste der gebundenen Hände empor und ruft: „Ich bedauere nur, nicht den ganzen Stadttheil in die Luft gesprengt zu haben.“ Gleichzeitig öffnet sich das Fenster unter dem meinigen, eine Frau mit grauen Haaren streckt die Arme weit heraus und ruft: „Stirb ruhig, ich werde Dich rächen.“ Hierauf kehren die beiden Gensdarmen in das Haus zurück, um auch die Frau zu verhaften.

LXXXVI.

Ich mache mich auf die Straße und sammle in einer Schnapsboutique Neuigkeiten. Montmartre ist genommen, die Föderirten haben schlechten Widerstand geleistet, viele wurden erschossen. So hatten sieben derselben sich auf Pardon ergeben, einer jedoch sodann seinen Revolver auf den Officier abgefeuert, worauf alle sieben erschossen wurden. Auf der Place Saint Pierre wurde, nachdem Alles vorbei war, ein Capitän der Chasseurs von einer Kugel tödtlich getroffen. Ein Mann, der sich hinter einen Schornstein versteckt, wird bemerkt, gefaßt und auf den Platz gebracht; er tritt

vor den Commandanten hin und giebt diesem lächelnd eine Ohrfeige; im nächsten Augenblicke stirbt er durch ine Revolverkugel des Commandanten.

In den Faubourgs St. Germain, in St. Ouen dringen die Truppen nur sehr langsam vor.

LXXXVII.

Am 23. Morgens waren nach dreistündigem Kampfe die Barricaden der Place Clichy noch nicht genommen. Zwei Bataillone der Nationalgarde von Batignolles hatten gleich am Anfange des Kampfes Gewehr bei Fuß gemacht und auf der Place de la Mairie mit den Soldaten fraternisirt; um halb zwei Uhr jedoch war die Barricade genommen. Die Insurgenten zogen sich auf Chapelle und Belleville zurück, die Truppen verbreiteten sich im Umkreise der Avenue de Clichy; man hörte nur noch einzelne Flintenschüsse. Junge Leute und Kinder wurden zu Gefangenen gemacht, denn man fürchtete das Petroleum, die Revolver, die Rache und den Blutdurst.

LXXXVIII.

Mitten in der Nacht wache ich plötzlich auf, mein Fenster ist roth beleuchtet; ich reiße es auf, o Himmel, Paris steht in Flammen! Ich stürze auf die Straße, werde jedoch schon in der Rue Trévise von einer Wache angehalten. Trotz der noch immer hin- und herpfeifenden Kugeln sind alle Fenster voll Menschen. „Das Finanzministerium brennt! Die Rue Royal, der Louvre stehen in Flammen!“ hört man von allen Seiten.

LXXXIX.

Ja, ich hatte Euch längst als Lügner, Plünderer und Mörder erkannt; aber trotzdem ich wußte, daß Felix Piat eine Memme, daß der Bürger Miot ein Dummkopf ist, trotzdem Millière die Refractaire erschießen und Philippe die Freudenhäuser schließen ließ, um dem einen Etablissement im 2. Arrondissement, dessen Patron er ist, eine große Kundschaft zu verschaffen; trotzdem Dacosta des grausamen Scherzes fähig war, den Jesuiten der Conciergerie anzukündigen, daß sie in zwei Stunden erschossen werden würden, und nach zwei Stunden wiederkam, um ihnen zu sagen, daß er es auf morgen aufgeschoben habe; trotzdem Johannárd ein Kind von fünfzehn Jahren, weil es eine verbotene Zeitung verkauft hatte, niedermetzeln ließ; trotzem Rigault fähig war, dem Sohne Chaudey's die Wange streichelnd zu sagen: „Also, mein lieber Kleiner, wird Dein Papa morgen erschossen werden“: hätte ich doch nicht gedacht, daß sie einen solchen Krater öffnen, einen solchen Scheiterhaufen anzünden würden, um zu sterben, um von der Hölle verschlungen zu werden!

Es ist nicht, wie Ihr sagt, die Rache des Volkes, nein, Ihr habt, mit Euren rothen Schärpen umgürtet, vom Balcon der Tuilerien aus die Befehle hiezu ertheilt. Es war ein längst von Euch ausgeheckter und beschlossener Plan. Las man nicht fast alle Tage in Eurem „Journal officiel“: „Die Besitzer größerer Quantitäten von Petroleum werden aufgefordert, sofort

genaue Quantitätserklärung einzureichen." Hat man nicht in dem Invalidenviertel eine brennende Lunte gefunden, welche die Flammen den seit lange in den Ausgußcanälen aufgestellten Pulverfässern mittheilen sollte?

XC.

Aus der Dachlucke eines Hauses der Rue Labruyère betrachte ich das entsetzliche Schauspiel, welches alles Gefühl, selbst das der Selbsterhaltung, ertödtet. Das Hôtel de Ville, die Tuilerien, das Palais der Legion d'Honneur, die Paläste der Ministerien des Krieges und der Finanzen stehen in Flammen wie die fünf Krater eines ungeheuren Vulkans.

Ein Freund, dem es vor ungefähr einer Stunde gelungen war, sich dem Hôtel de Ville zu nähern, erzählt mir von dem Entsetzen und der Todesangst, welche sich der Bewohner der anliegenden Stadttheile bemächtigt hat. Man behauptet nämlich, daß sich in den Souterrains des Hôtel de Ville mehr als fünfhundert Centner Pulver befinden. Die Brandstifter müssen übrigens das Petroleum vom Dache bis in den Thronsaal und über alle Treppen herab in Strömen ausgegossen haben. Ein blutrothes Licht erhellt ganz Paris. Zwischen den Tuilerien und dem Hôtel de Ville ist die Hitze eine unerträgliche. Man fürchtet, daß die Truppen trotz aller aufgebotenen Energie die Barricaden der Rue de Rivoli und der Rue de la Lantellerie zu spät nehmen, daß die vielen öffentlichen Anstalten, Gebäude und Magazine von den Flammen erfaßt werden, und daß dann auch alle bereits in

Bewegung gesetzten Löschanstalten unzureichend sein würden. Es wird unzähliger Tonnen ammoniakalischer Flüssigkeit bedürfen, um die Ströme von Petroleum, die sich aus dem Hôtel de Ville auf die Straße ergießen, zu bewältigen. Entsetzlichster Anblick! durch den rothen Reflex des Feuers scheint in dem Flußbette der Seine ein Blutstrom dahin zu rollen!

XCI.

Raschen Schrittes bewegen sie sich den Häusern entlang dahin. Es sind meist ärmlich gekleidete Frauenspersonen im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren. Sie haben entweder ihre rechte Hand in der Tasche, oder sie tragen eine kleine Blechkanne in derselben, in welcher sich das Petroleum befindet. Wenn sie an einem Wachposten vorüberkommen, lächeln sie freundlich und sind im Gespräch auffallend sanft und gutmüthig. Sobald sie sich in einer einsamen Straße befinden, ziehen sie einen Fetzen Papier zu Rathe, bleiben einen Augenblick vor einem Kellerloche stehen, und setzen dann ihren Weg ruhig fort. Eine Stunde später steht das Haus, vor dem sie Halt gemacht haben, in Flammen. Dies sind „les Pétroleuses“ (die Petroleum-Weiber). Eine solche, die in der Rue Triffault auf frischer That erwischt wurde, feuerte fünf bis sechs Revolver auf die sie verhaftenden Soldaten ab, von denen sie zwei todt hinstreckte, ehe sie selbst niedergemetzelt wurde. Auch ein junges Mädchen wurde in der Rue de Boulogne mit einer Petroleumflasche ertappt und erschossen. Oft führen sie auch ein Kind am Arme, welches dann

die brandstifterische Flüssigkeit neben dem Kreisel in seiner Tasche birgt.

XCII.

Um sieben Uhr Abends ist der Verkehr durch die kreuz- und querstreifenden Patrouillen bereits sehr erschwert, in der Ferne hört man lebhaftes Gewehrfeuer, welches von dem verzweifelten Widerstande zeugt, der in Belleville und Villette den Truppen entgegengesetzt wird. Lange Reihen von Gefangenen mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, unter ihnen auch tobende Frauen und auch Kinder, passiren die Boulevards und werden nach Neuilly escortirt. Die Nacht bricht an, aber nirgends eine Spur von Gasbeleuchtung. Um neun Uhr sind die Straßen vollständig verödet.

XCIII.

Der Aufstand geht dem Ende entgegen, gleichwohl schleudert der Montrouge noch immer Bomben auf Paris, dauert der Kampf in den Halles, im Luxembourg und an der Porte Saint Martin fort.

Was ist aus den Führern geworden? Man sagt, Assy sei bei dem neuen Opernhause festgenommen worden, Delescluze sei geflohen, Dombrowski in einer der Ambulanzen gestorben, Millière sei gefangen in St. Denis. Gewiß ist jedoch, daß in der Umgebung des Hôtel de Ville Alles durchstöbert wurde. Ferraign, Inspector der Barricaden, wurde festgenommen, und, da er Petroleum bei sich führte, sofort erschossen. In dem Theater du Châtelet soll ein Kriegsgericht

sitzen, vor welches die gefangenen Föderirten, immer 20 Mann auf einmal, gebracht werden. Hier verurtheilt, werden sie auf den Platz hinabgeführt und mittelst einer hundert Schritt entfernt stehenden Mitrailleuse zu Zwanzigen erschossen. In einem Hofe der Rue St. Denis befindet sich eine Stallung voll Leichen. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen.

Soeben verbreitet sich das Gerücht, daß die Geißeln in Mazas erschossen worden sind. Rigault hat die Hinrichtungen angeordnet, wurde aber bald darauf selbst gefangen und fiel mit dem Ausrufe: „Nieder mit den Mördern!“ Auch Millière soll auf der Place du Panthéon erschossen worden sein.

Die Commune ist in der Agonie. Villette steht in Flammen, in Belleville und auf den Buttes Chaumont brennen viele Häuser. Der Widerstand ist einerseits auf den Friedhof Pére Lachaise, andererseits auf den vom Mont Parnasse zurückgedrängt. Sie sterben mitten unter den Todten! Diese Elenden sind eben heldenmüthig! Ein Mann, der an der Porte Saint Martin ruhig mitten im Kugelregen eine rothe Fahne hielt, lehnte sich sorglos an ein hinter ihm stehendes Faß. Ein Kamerad schilt ihn „Faullenzer.“

„Keineswegs!“ antwortete er, „ich lehne mich an, um nicht umzufallen, auch wenn ich getroffen werde.“ Sie sind tapfer, sie lächeln noch, während sie unterliegen, und küssen im letzten Augenblicke die nächste Marketenderin.

XCIV.

Die Insurrection ist besiegt, die Feuersbrünste sind gelöscht, Paris ist ruhig und still wie das Grab. Unsere Sinne sind durch Das, was wir gehört, gesehen und erlebt haben, zu abgestumpft, als daß wir ein Bild der Gegenwart entwerfen könnten, unser Herz zu sehr zerrissen, als daß wir einen Blick in die Vergangenheit wagen sollten, unser Denken zu gelähmt, als daß wir uns schon jetzt zu einem Blicke in die Zukunft aufraffen sollten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Seite



Wien. Druck von Carl Fromme.

